This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

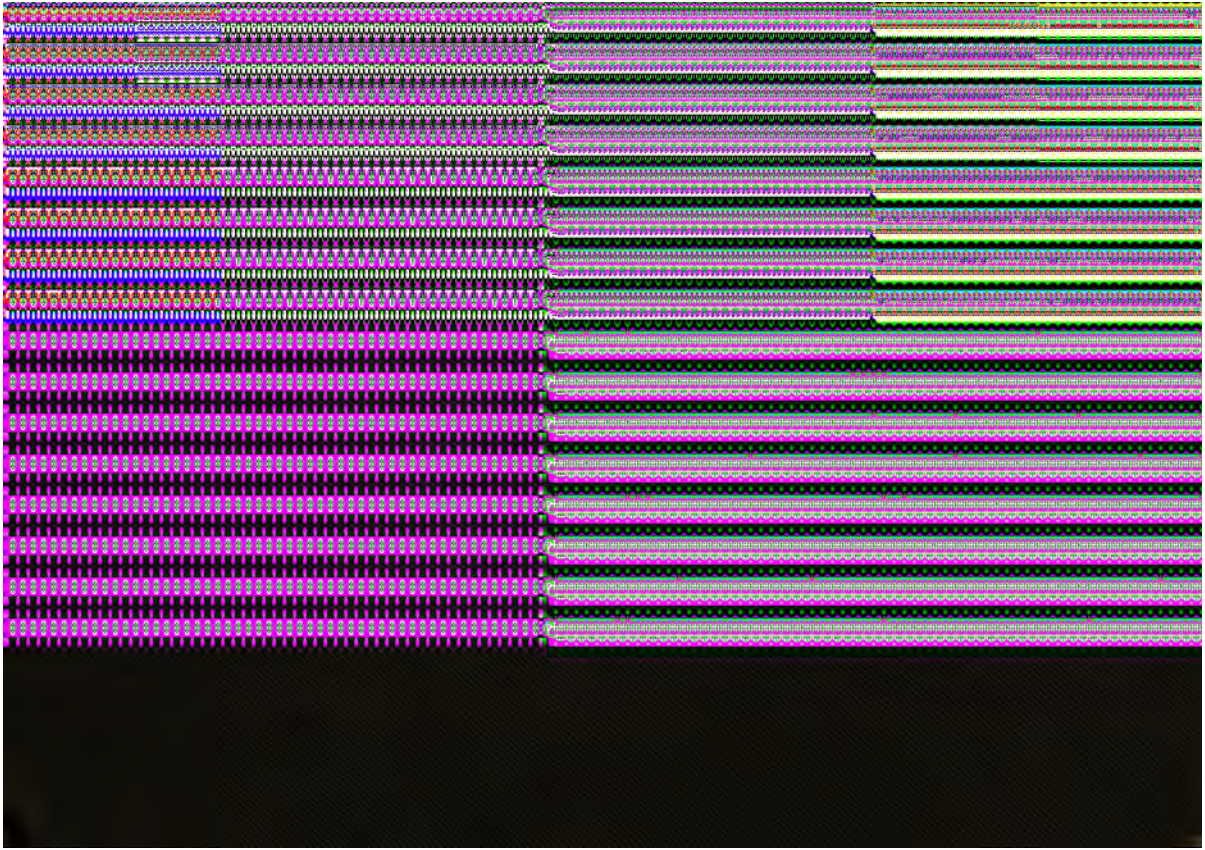
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

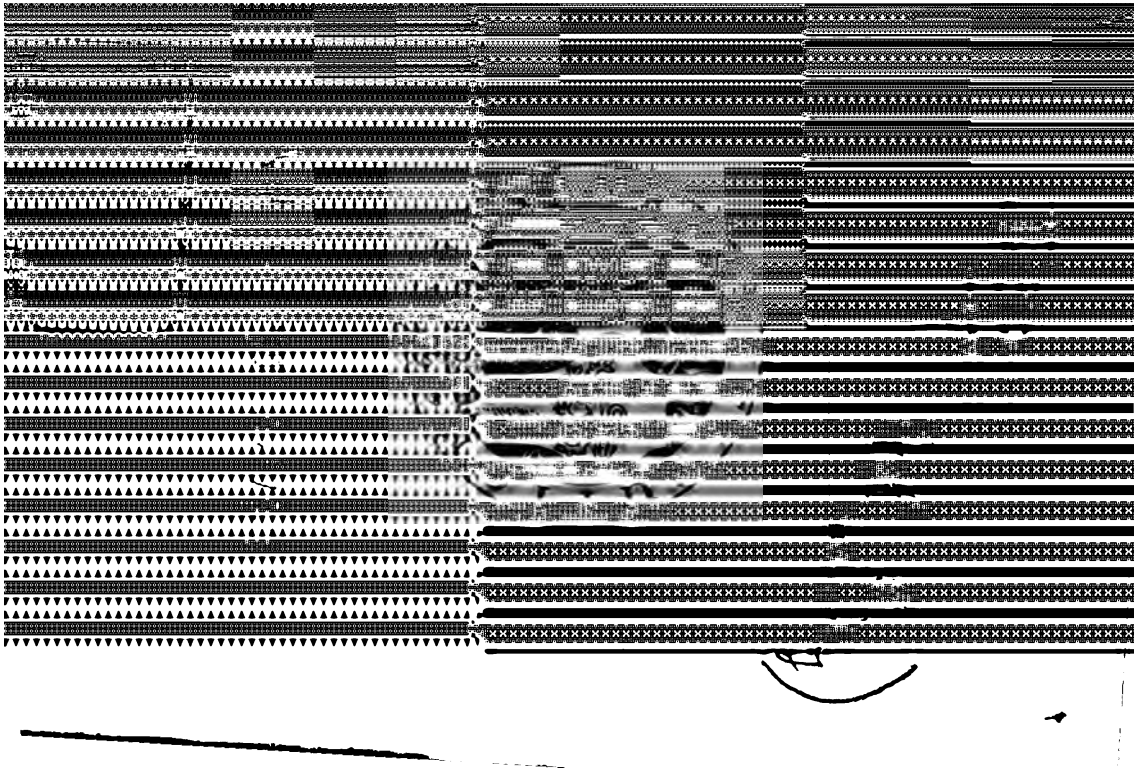
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Nachgelassene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Fünfter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1850.

Anhang

zu den

Briefen aus Paris.

Briefe aus der Schweiz.

1830. 1831. 1832. 1833.

Von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Erster Band.

Mannheim.

Verlag von Friedrich Bassermann.

1850.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
30 JUL 1974

Inhalt des V. Bandes.

Anhang zu den Briefen aus Paris.

1830.

Seite

Aus Darmſtadt 3
„ Carlsruhe 4
„ Straßburg 6
„ Paris 7

1831.

Aus Paris 25
„ Ferté-sous-Jouarre 41
„ Bar-le-Duc 42
„ Straßburg 43
„ Carlsruhe 43
„ Paris 46

1832.

Aus Paris 133
„ Chalons 200
„ Verdun 204
„ Straßburg 205
„ Stollhofen 213

Seite

Aus Carlsruhe 216
„ Baden 223
„ Neuſtadt an der Haardt 233

Briefe aus der Schweiz.

1832.

Erſter Brief. Aus Freiburg im Breisgau 243
Zweiter Brief. „ „ „ „ 245
Dritter Brief. „ „ „ „ 248
Vierter Brief. „ „ „ „ 255
Fünfter Brief. „ „ „ „ 257
Sechster Brief. „ „ „ „ 262
Siebenter Brief. Aus St. Blaſien . . 265
Achter Brief. Aus Zürich 267
Neunter Brief. „ „ 273
Zehnter Brief. Aus Mariahalden. . 291
Elfter Brief. „ „ . . 298
Zwölfter Brief. „ „ . . 303
Dreizehnter Brief. Aus Zürich 307
Vierzehnter Brief. Aus Mariahalden. . 313
Fünfzehnter Brief. „ „ . . 316
Sechszehnter Brief. „ „ . . 324
Siebenzehnter Brief. Aus Zürich 328
Achtzehnter Brief. Aus Mariahalden. . 332
Neunzehnter Brief. Aus Zürich 338
Zwanzigſter Brief. Aus Mariahalden. . 341

		Seite
Einundzwanzigſter Brief.	Aus Zürich . .	344
Zweiundzwanzigſter Brief.	Aus Aarau . .	346
Dreiundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	354
Vierundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	361
Fünfundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	367
Sechsundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	372
Siebenundzwanzigſter Brief.	Aus Luzern . .	374
Achtundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	381
Neunundzwanzigſter Brief.	„ „ . .	392
Dreißigſter Brief.	„ „ . .	400
Antikritiſche Beluſtigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-See's.		
I. Die Tiger-Brücke		408
II. Die Sokrates-Hütte		409
III. Der 21ſte Bogen		416
IV. Eratophilos		421

Seite

Aus Carlsruhe 216
„ Baden 223
„ Neuſtadt an der Haardt 233

Briefe aus der Schweiz.

1832.

Erſter Brief. Aus Freiburg im Breisgau 243
Zweiter Brief. „ „ „ „ 245
Dritter Brief. „ „ „ „ 248
Vierter Brief. „ „ „ „ 255
Fünfter Brief. „ „ „ „ 257
Sechster Brief. „ „ „ „ 262
Siebenter Brief. Aus St. Blaſien . . 265
Achter Brief. Aus Zürich 267
Neunter Brief. „ „ 273
Zehnter Brief. Aus Mariahalden. . 291
Elfter Brief. „ „ . . 298
Zwölfter Brief. „ „ . . 303
Dreizehnter Brief. Aus Zürich 307
Vierzehnter Brief. Aus Mariahalden. . 313
Fünfzehnter Brief. „ „ . . 316
Sechszehnter Brief. „ „ . . 324
Siebenzehnter Brief. Aus Zürich 328
Achtzehnter Brief. Aus Mariahalden. . 332
Neunzehnter Brief. Aus Zürich 338
Zwanzigſter Brief. Aus Mariahalden. . 341

		Seite
Einundzwanzigster Brief.	Aus Zürich . .	344
Zweiundzwanzigster Brief.	Aus Aarau . .	346
Dreiundzwanzigster Brief.	„ „ . .	354
Vierundzwanzigster Brief.	„ „ . .	361
Fünfundzwanzigster Brief.	„ „ . .	367
Sechsundzwanzigster Brief.	„ „ . .	372
Siebenundzwanzigster Brief.	Aus Luzern . .	374
Achtundzwanzigster Brief.	„ „ . .	381
Neunundzwanzigster Brief.	„ „ . .	392
Dreißigster Brief.	„ „ . .	400

Antikritische Beluſtigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-See's.

I.	Die Tiger-Brücke	408
II.	Die Sokrates-Hütte	409
III.	Der 21ſte Bogen	416
IV.	Eratophilos	421

Anhang
zu den Briefen aus Paris.
1830. 1831. 1832.

Darmſtadt, den 4. Sept. 1830,
Samſtag Morgen.

Vive la Charte!

Guten Morgen liebe Seele. Das Geld liegt im Koffer, und ich werde alle Ihre zehn Gebote befolgen. Geſtern Abend ging ich in's Theater. Kaum ſaß ich auf meinem Platze, als zwei Herrn mich in ihre Mitte nahmen, die in einem fort von meinen Schriften ſprachen, und entzückt waren mich in ihrer Gewalt zu haben. Der Eine heißt ***, der will vor fünf und zwanzig Jahren mit mir in Gießen ſtudirt haben. Nach dem Theater mußte ich mit Herrn von Holtei nach Hauſe gehen, der einige Leute auf mich und Kartoffel eingeladen hatte. Die kannten meine Schriften im eigentlichen Sinne auswendig, und ennuyirten mich mit Citaten.

Holtei ſagte mir meine Schriften wären in Berlin ſehr beliebt. Er habe ſie in zwei gelehrten Geſellſchaften den ganzen Winter durch vorleſen müſſen.

Carlsruhe, Sonntag, den 5. Sept. 1830.

A bas les Rois!

Dieſer Brief geht erſt morgen Mittag ab. Ich bin nach der Poſt hier angekommen, was mich ärgert.

Ich reiſe morgen Mittag ab und werde erſt übermorgen in Straßburg ankommen. Ich denke nicht früher als den 15. dieſes in Paris zu ſein. Ich werde mit Bequemlichkeit reiſen. An Stoff und Zeit Ihnen große Briefe zu ſchreiben fehlt es mir gänzlich. Sie müſſen ſich damit begnügen, bis ich in Paris bin.

Das ſehe ich doch jetzt erſt, wie angenehm ein Bedienter auf Reiſen iſt. Ich wüßte nicht wie ich ihn entbehren könnte. Wäre nur unſer Conrad ſo

kein Hampel. Er thut aus Einfältigkeit und Gutmüthigkeit was ein anderer Bedienter aus Schelmerei. In Frankfurt im Engliſchen Hof, als ich mit meinem Kutſcher anfänglich über den Preis nicht einig war, ſah ich durch's Fenſter in den Hof, wie der Kutſcher den Conrad geſtreichelt und auf die Schulter geklopft, um ihn zu gewinnen, daß er mir zurede. Richtig kam er auch gleich herauf zu mir und ſagte, der Kutſcher habe nicht zu viel gefordert. Und doch ließ er noch drei Gulden ab. Auf meinen Vortheil iſt er gar nicht, ſo wenig wie auf ſeinen eignen. Welch ein Figaro! Aus Dummheit hat er etwas Kluges gethan. Er hat zwei Töpfchen Stiefelwichſe für acht Kreuzer mitgenommen, die mich in Paris zwei Franken gekoſtet hätten. Ein gewandter Bedienter wäre gar nicht auf ſo einen Einfall gekommen. Nichts auf dem ganzen Wege intereſſirte ihn mehr, als die Soldaten, die mir ein Dorn ſind. Uebrigens bin ich mit dem Conrad zufrieden.

Straßburg, den 7. Sept. 1830.

Es ist Abend, Zeit habe ich noch mehr als mir lieb ist, sie wird mir lang. Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich Ihnen schreibe, bitte tausend Mal um Vergebung, daß ich Ihnen so oft lästig falle.

Ich habe mir einen Miethwagen nach Nancy genommen, das ist kaum ein Drittheil des Weges nach Paris, und das kostet mich 100 Franken. Meine Reise nach Paris wird mich also von hier aus 300 Franken kosten, gerade so viel als Extra-Post. Es ist des Teufels zu werden, aber was will ich machen? Aut Rothschild, aut nihil, sei von nun an meine Devise. Hätte ich weniger Geld, wäre ich viel reicher als ich bin, dann fiele es mir nicht ein, nach Paris zu reisen. Mein Reichthum wird mich noch ruiniren.

Die erste dreifarbige Fahne hat mich unbeschreiblich aufgeregt. Ein Glück, daß ich nicht Nerven genug für mein Herz habe, ich wäre schon längst geköpft worden. Aber dumm war ich auf

dem ganzen Wege. Das ſpricht ſehr für mein Wohlbefinden. Adieu.

Paris, den 20. Sept. 1830.

Geſtern Mittag beſuchte ich die B. Ich wurde von ihr und den übrigen Mitgliedern der Familie ganz unbeſchreiblich artig und freundlich aufgenommen. Man lud mich auf den Abend ein. Ich fand dort faſt lauter Deutſche, Herrn und Damen. Zum Glücke, zum unerhörten Glücke, war ich zweimal in einem Tage geſprächig, witzig, liebenswürdig, ich kannte mich ſelbſt nicht. Es gefiel mir da ſehr gut, man iſt ungenirt, kömmt und geht wenn man will.

Den 12. Oktober.

.... Die deutſchen Gelehrten, die hierher kommen, betragen ſich überhaupt ſehr dumm, und ich habe von manchem ſchon manches erzählen hören. Sie ſind ſehr unbeſcheiden, ſagen den Franzoſen ins Geſicht, ſie wären Dummköpfe gegen die Deutſchen, und machen in ihrem franzöſiſchen Kauder-

welſch die größten Grobheiten. Der ***, der hier iſt, beträgt ſich auch ſo ſchlecht, und disputirt ſich mit den hieſigen Gelehrten auf ächt deutſche gemeine Weiſe herum. Der *** ſagt ihnen: vous vous trompez, vous ne comprenez pas cela, cela n'est pas vrai, was im Franzöſiſchen lauter Grobheiten ſind. Ich mache nie ſolche Fehler, und ich hüte mich wohl mit Franzoſen zu disputiren, ſobald ich merke, daß ich mich nicht verſtändlich machen kann.

Der Staatsmann, den man in Berlin anſtellen will, iſt nicht der Stein, ſondern Herr von Humboldt. Dieſer Letztere iſt gegenwärtig hier. „Il parle comme un moulin", hörte ich einen Franzoſen von ihm ſagen. So habe ich ihn in Berlin kennen lernen. Für mich iſt er ein unerträglicher Schwätzer. Wenn er im Zimmer iſt, kann kein Anderer zu Worte kommen.

Michel Beer „der Dichter" hat mich geſtern im Café de Paris mit einem köſtlichen Diner bewirthet. Er war ſehr verdrießlich, daß ich ſo wenig aß und gar nicht trank, und ſeufzte wohl im Stil-

len, daß mit mir gar nichts anzufangen ſei. Natürlich war es nicht Börne der Tugendhafte, nicht Börne der Humoriſt, nicht Börne der reiche Mann, nicht Börne der Liebling der Madame W., ſondern Börne der Rezenſent, dem der Dichter zu eſſen gab. Wahrhaftig, er dauert mich. Iſt das ein junger Menſch von kaum dreißig Jahren, der 50,000 Franken Renten, und einſt noch ein großes Vermögen zu erben hat, und macht ſich Sorgen, ob man ſeine Tragödien lobt oder tadelt! Er wartete immer darauf, ich würde über ſeine Schriften zu reden anfangen, aber ich ſchwieg und aß. Endlich als er méringues glacées, nehmlich mit Eis gefüllte, kommen ließ, die mir ſehr gut ſchmeckten, ward ich doch etwas gerührt, und fragte ihn wie die Rezenſenten ſein Trauerſpiel beurtheilt? Ich bekümmere mich nicht darum, antwortete er, ich laſſ' ſie bellen. Ich ſuchte das Lachen zu unterdrücken, aber darüber floß mir das Vanille-Eis aus dem Munde, und mein neuer Ueberrock bekam den erſten Fleck. Es wird nicht der Letzte ſein.

Der Beer iſt ſeit zwei Jahren hier, reiſt aber in einigen Tagen nach München. Paris, ſagt er, ob es ihm zwar gefiele, erſetze ihm doch Deutſchland nicht. Man verſtünde ihn nicht genug. Er wäre in jeder Geſellſchaft gern der „Ressort“, und das könnte er in Paris nicht ſein. Ich dachte: Was biſt du für ein Thor mit deinem Ressort! — So iſt der Menſch! —

Den 26. Oktober.

.... Ich werde zur Ergänzung meines achten Bandes (den der Teufel holen möge mit Herrn Campe!) Schilderungen aus Paris ſchreiben, gleich den frühern. Dieſe haben ja hier wie in Deutſchland allgemein gefallen, und ſogar meine Rezenſenten, ſelbſt die Uebelwollenden, haben ſie gelobt. Es iſt aber merkwürdig mit dieſem kritiſchen Lobe meiner Pariſer Skizzen! Die Rezenſenten die es mir alle übel genommen, daß ich Deutſchland und den Deutſchen in meinen Schriften derbe Wahrheiten geſagt, geben mir doch darin Recht, ohne daß ſie es wiſſen. Menzel ſagt: in Frankreich

wäre ich ein liebenswürdiger Laertes, in Deutschland aber ein schwermüthiger Hamlet. Neumann (in den Berliner Blättern) der meine Pariser Schilderungen sehr lobt, frägt: warum ich die Deutschen nicht mit gleich guter Laune als die Franzosen beurtheilt hätte? Aber — setzt er hinzu — es geschieht oft so, daß man in seinem Hause knurre und mißmuthig sei, und sobald man den Fuß aus dem Hause setze, liebenswürdig würde. Ist das dumme Geschwätz nicht sehr komisch? gestehen diese Herrn nicht ein, daß man in Deutschland verdrießlich sei, und daß man nichts dort zu loben finde? ....

Den 3. November.

Ach, Sie haben ganz recht, meine Briefe sind sehr leer, ob ich zwar überzeugt bin, daß sie Ihnen die größte Freude machen.. Aufrichtig zu reden (aber zanken Sie mich nicht), ich führe mich sehr schlecht auf — das heißt eigentlich, ich führe mich sehr gut auf, und jeder Vater würde sich glücklich schätzen, wenn sein Sohn in Paris so ordentlich

lebte als ich. Aber für einen alten Kerl, der aus Büchern nichts mehr lernen kann, ist das keine Aufführung. Ich bin fast den ganzen Tag zu Hause. Bekanntschaften zu machen bin ich erstens zu faul, zweitens zu ungeschickt, drittens zu blöde, viertens zu bescheiden, fünftens zu eitel.. Meine unzureichende Kenntniß der französischen Sprache, macht mich etwas schüchtern. Allen Leuten von Kopf, allen die ihre eigenen Gedanken und Gefühle haben, fällt es schwer, sich in einer fremden Sprache auszudrücken. Junge Leute, Commis, unbedeutende Menschen, denen nur an den Worten liegt, lernen die Conversationssprache der Franzosen viel schneller als ein deutscher Philosoph. Dann möchte ich doch nicht als ein deutscher Hans erscheinen, und wenn man wortkarg ist, halten Einen die Franzosen für geistarm. Dann frage ich mich: was haben die Leute von mir? das sind aber alles keine Entschuldigungen. Mit einiger Ueberwindung und Mühe könnte ich doch nach und nach mich mit den bessern Gesellschaften bekannt machen, und ich

verſpreche Ihnen, mich zu beſſern. Trotz dem allem aber, und daß ich bis jetzt ſo eingezogen lebte, bin ich ſehr vergnügt und heiter, ja wenn ich unter Leuten bin, geſprächiger als je. Das Unglück iſt, daß der Sporn Bekanntſchaften zu ſuchen, der andere Leute treibt, mir mangelt: die Langeweile. Mir wird zu Hauſe die Zeit nicht lang. Jetzt werden Sie mich wie gewöhnlich fragen, was haben Sie denn von Paris? Ich antworte Ihnen: Paris, und Deutſchland nicht.

Den 5. November.

.... Ich habe mich bei Gerard ſehr amüſirt.. Gerard, der von einem da anweſenden Deutſchen erfahren hat, was ich für ein merkwürdiges Thier bin, hat mich ſehr freundſchaftlich eingeladen wiederzukommen. Ich war ſehr geſprächig zu meiner eignen Verwunderung. Ich habe mich viel mit Ancelot unterhalten, einem bekannten dramatiſchen Dichter. Es war wirklich zum Lachen! Der Ancelot kannte mich nicht, ich wurde ihm nicht vorgeſtellt. Mir war er nur dem Namen nach bekannt,

ich hatte nie etwas von ihm geleſen. Aber ich kannte meine Leute. Ohne Scheu trat ich zu ihm, ſtellte mich entzückt ihn kennen zu lernen, ſprach mit dem größten Lobe von ſeinen Werken, und log ihm vor, ſie wären alle in's Deutſche überſetzt. Er lobte ſich aber ſelbſt noch viel mehr, als ich ihn. Er ließ ſich mein Taſchenbuch geben, ſchrieb mir zwei Seiten voll, das vollſtändige Verzeichniß ſeiner Werke, wo ſie zu haben wären, in welcher Ordnung ſie erſchienen ꝛc. Dann prahlte er, von der und der Schrift wäre die Auflage erſchöpft, und ſie ſei nicht mehr zu haben. Ich hörte dem Franzoſen mit Verwunderung, und aufrichtig zu reden, mit Neid zu. Ich dachte: möchte ich doch auch ſo ſein können, und das Talent haben, mich ſo herauszuſtreichen! Denn im Grunde, was verliert er bei mir durch ſein unverſchämtes Selbſtlob? Ich bin dadurch mit ſeinen Schriften bekannt worden, werde ſie holen, ſie leſen, und doch wahrſcheinlich einiges Gute darunter finden, dann vielleicht darüber ſchreiben, und den Ruhm des Verfaſſers ver-

breiten. Hätte er beſcheiden geſchwiegen, hätte ich vielleicht nie etwas davon erfahren. ....

Es thut mir leid, daß Sie ſich das mit meinen Briefen in den Kopf geſetzt haben. Ich kann dieſe für den 8ten Band nicht brauchen. Machen Sie ſich darum keine unnöthigen Sorgen, indem Sie vielleicht glauben, dieſer 8te Band mache mir Unruhe und ſtöre meinen Seelenfrieden. Kennen Sie mich denn ſo wenig? Und wenn ich bis zum Frühling auch kein Wort für den Campe ſchriebe, würde mir das Eſſen nicht ein bischen ſchlechter ſchmecken und mein Gewiſſen bliebe ganz ruhig. Uebrigens hoffe ich noch damit zu Stande zu kommen. Auch fürchten Sie nicht, ich möchte mich krank arbeiten. Habe ich das denn je gethan? Wer mich kennt und meine Faulheit, muß Sie ja auslachen, wenn er ſo etwas von Ihnen hört. Manchmal, wenn Sie mich vor gar zu großem Fleiße warnen, möchte ich faſt denken, Sie wollten ſich über mich luſtig machen. Ihr Frankfurter ſeid gewaltige Schelme! Mit Ihren Briefen ſeit einiger Zeit bin ich beſon-

ders vergnügt. Sie schreiben enger und mehr als sonst. Besonders die Querzeilen die noch hinter den Briefen hergehen sind meine Lust und ich betrachte sie als Dessert.

Sie haben Recht, der Neumann spricht sehr genirt von meinen Schriften. Das ist ja eben, was ich in meiner Brochüre gegen die Berliner Zeitung voraus gesagt habe. Das ist eine ganz erbärmliche Sklaverei, wo jeder Einzelne seine Meinung einer Gesellschaft unterwerfen muß, und noch obendrein Einer die von der Regierung gelenkt wird. Im Lobe wie im Tadel ist der Neumann affektirt, und man weiß nicht was sein Ernst ist, und merkt, daß er manches unterdrückt.

.... Es ist recht feige von mir und ich mache es mir zum großen Vorwurfe, daß ich meine Gesinnung gegen Göthe noch nicht öffentlich ausgesprochen. Es wäre von der größten nationellen Wichtigkeit.

.... Wie viel kosten Ihnen meine Briefe? Das muß Sie ja ganz ruiniren. Soll ich seltner schrei-

ben? Im Jardin des plantes ſind zwölf neue Tiger und Löwen angekommen. Ich habe ſie geſtern beſucht und ich ſoll Sie grüßen. Sie haben keine Vorſtellung davon, wie vieles ſich hier ſeit unſerer Abreiſe geändert hat. So viele neue Brücken, Quais, Paſſagen, die zu unſerer Zeit glänzend genannt wurden, erſcheinen neben der Pracht der neuen wie Viehſtälle — und ſo in allem übrigen. Bei Paſſy führt eine neue Brücke über die Seine, die iſt ganz von Gerſtenzucker. In der Sonne glänzt ſie, daß es nicht zum aushalten iſt. Neulich habe ich mich bei Gerard wieder ſehr amüſirt. Es waren eine Menge Damen da — Schreckliche! Lauter Genies! Unter andern ***, die Sie dem Rufe nach vielleicht kennen. Was wurde die in den Zeitungen nicht geprießen! Ich ſah, hörte ſie, las den andern Tag ihre Werke — Wind! Wind! Wind! gar nichts.

Wiſſen Sie daß mich die Leute hier für reich halten? Ich ſpreche ſo leicht und vornehm von

vielem Gelde und das macht sie irre. Ich sage z. B., mit 20,000 Franken jährlich könne man nicht viel machen, und man glaubt, so viel hätte ich zu verzehren. Uebrigens schadet das gar nichts. Reich zu sein gibt einem hier ein Ansehen. Sie aber wissen, daß an mir nichts reich ist als mein Herz.

Den 1. Dezember.

Gott! Was die Zeit rennt! Es ist erschrecklich! Sie kommt mir vor wie ein Pferd, das mit seinem Reiter durchgeht. Vergebens schreie ich halt! halt! nimm den 8ten Band mit. Es hilft alles nichts, sie rennt und wird nicht eher stehen bleiben bis sie vor Ihnen steht. Was man doch grob wird wenn man in Bildern spricht! Eigentlich habe ich damit gesagt: die Zeit wird wieder ihren langsamen ruhigen Gang gehen, wenn ich bei Ihnen bin. Ich weiß wahrhaftig nicht wie das kömmt. Ich lebe doch wenig in Zerstreuungen, bin viel zu Hause

und habe bis jetzt noch nichts gearbeitet, und doch geht mir der Tag wie eine Minute vorüber. Ich glaube, die großen politischen Bewegungen sind es, die meine Einbildungskraft und die Stunden im Sturme vor sich herjagen. In Deutschland steht das Wetter unter Zensur, und man erfährt nicht eher vom Gewitter, als bis es herabschlägt. Hier aber sieht man sich die Wolken bilden und das unterhält mich.

Neulich ging ich in die große Oper und sah la muette de Portici, die ich noch gar nicht kannte. Ich habe mich entsetzlich gelangweilt, trotz der Pracht in Tanz und Dekorationen. Die Musik gefällt mir gar nicht. Aber um des Himmels willen, wie wird man denn in Frankfurt mit dieser Oper fertig, die so viel kostspieligen Spektakel hat? Ich kann Sie versichern, daß die Kleider der Neapolitanischen Bäuerinnen kostbarer sind als in Frankfurt die der Prinzessinnen auf dem Theater. Es ist eine tolle Verschwendung. Der Markt in Neapel ist ganz nach der Natur. Hunderte von Marktleuten mit großen Körben von Orangen, Blumen ꝛc.

Die Dekoration im letzten Akt ist bewunderungswürdig. Der Vesuv, der ganz natürlich Feuer speit, und die Lava strömt und die Steine werden umhergeschleudert. Das hat mich am meisten amüsirt, weil damit die Oper aus war, um drei viertel auf zwölf Uhr. Dann ging ich noch in ein Lesekabinet die Abendzeitung zu lesen, dann, halb ein Uhr zu Tortoni wo alles angefüllt war mit Menschen und aß Eis (café blanc), dann um ein Uhr nach Hause, wo ich den Conrad ganz gleichmüthig am Tische sitzend fand, eine Didaskalia vom vorigen Jahre lesend.

Die Deutschen die mich besuchen sind alle ziemlich unbedeutend. Es ist mir doch lieb, daß sie zuweilen kommen, weil ich von ihnen Neuigkeiten aus Deutschland erfahre. — Der Metternich hat jetzt zum drittenmale geheirathet und ein Mensch der so dumm ist, regiert die halbe Welt! Da läßt sich vorhersehen was kommen wird.

— .... Man erzählte mir, meine Werke würden übersetzt, ich weiß nicht von wem, ich weiß

nicht wie. Aus dummer Beſcheidenheit fing ich von etwas Anderem zu reden an, ſtatt mich genauer nach dem zu erkundigen, was mich doch eigentlich intereſſiren ſoll und darf. In ſolchen Fällen iſt ein Franzoſe ein anderer Menſch als ein Deutſcher. Dem Viktor Hugo erzählte man, ſein Hernani würde jetzt in Mailand als Oper gegeben, und er ruhte nicht eher mit Fragen, bis er genau von allem unterrichtet und ſeine Eitelkeit ſatt war.

Samſtag, den 4. Dezember.

Ich mußte lachen, daß Sie, wie ich aus Ihrem heutigen Briefe erſehe, ängſtlich waren, die Geduld hätte mich angegriffen. Ich habe ſie ſchon vierzig Jahre, ich bin gewohnt daran. Ich war durchaus in keiner wehmüthigen Stimmung als ich das ſchrieb, ſondern in einer ſpaßhaften. Wer in Paris wehmüthig bleibt, iſt ein Narr. In Deutſchland iſt es auch nur die Langeweile die mich wehmüthig macht. Es war auch dieſesmal in meiner gewohnten Weiſe gar nicht gemeint. Erinnern Sie ſich,

daß ich auf meiner Reiſe hierher (in Dormans) vier und zwanzig Stunden warten mußte bis ich Platz in der Diligence fand. Dort (fingire ich) will ich meine bisherige Reiſe, alſo auch meine Ungeduld beſchreiben. Daher das Gebet. An die Deutſchen dachte ich gar nicht. Da ich aber die Göttin Geduld ſchildern wollte, fiel es mir natürlich ein, daß ſie die Landesgöttin der Deutſchen iſt. Es iſt eine wehmüthige Göttin, und daher die Wehmuth. Sie war aber nicht in mir. Glauben Sie mir's, ſeit ich hier bin, lache ich über die Deutſchen. So viel Genie in der Dummheit habe ich ihnen nicht zugetraut. Sie mögen ſehen wie ſie fertig werden.

Den 8. Dezember.

.... Die Stelle über die Geduld, die ich neulich mitgetheilt, endigt wie folgt: „Und ſie erhörte „mich. O! es gibt noch Götter, man muß nur „an ſie glauben. Mein Blut ward ſüß und roth „wie Himbeergefrorenes. Ich zog die Uhr aus der „Taſche und ſagte: ſchon drei Uhr. Ich ſah zum

„Fenſter hinaus und rief: ein recht hübſcher Ort!
„dann trat ich an das Kamin und ſtreichelte freund-
„lich den chineſiſchen Wackelkopf, dem ich eine
„Stunde früher im Zorn die kleine Naſe abgekneipt,
„und ich hätte weinen mögen, daß ich den berühm-
„ten Rhinoplaſtiker Gräfe aus Berlin oder Herrn
„von Hohenlohe nicht herbeiſchaffen konnte, die
„Naſe zu erneuern. Wie mag ſich nur der ſterb-
„liche Menſch den Zorn anmaßen, dieſe himmliſche
„Leidenſchaft, die nur Göttern ziemt! O Eitelkeit!"

Ich leſe jetzt Chamforts Werke, fünf Bände, gefüllt wie meine. Aphorismen, Rezenſionen, Theater. Aber ich gefalle mir beſſer.

Den 29. Dezember.

Wie hat mich heute Ihr lieber außerordentlicher, und Ihr außerordentlich lieber Brief erquickt! Und wie war ich beſchämt! denn ich geſtehe es, ich war mißmuthig und brummte den ganzen Tag wie ein Käfer. Ich ſagte bei mir: „Jetzt muß ich nun warten bis Samſtag und erfahre nicht, ob die Kiſtchen angekommen. Könnte ſie mir nicht gleich

antworten! Aber das geht so regelmäßig, als wären wir mit einander verheirathet. Es ist nichts mehr mit ihrer Freundschaft; sie findet nur noch, sie erfindet nichts mehr.“ So brummte ich immerfort. Und doch hätte ich darauf schwören sollen, daß Sie schreiben würden.

.... Ich bin viel zu sehr Philosoph, als daß ich schlechte Menschen so sehr verabscheuen könnte, als es Andere thun; im Gegentheil, da ich die Menschheit zu gut kenne, um große Menschenkenntniß zu haben, liebe ich alle ausgesprochenen Charaktere, weil sie mir die Mühe der Untersuchung und die Möglichkeit des Irrthums ersparen. Aber um so gefährlicher sind mir Meister-Schurken und ich sollte sie meiden. Aber das ist bei mir nur Sache der Ueberlegung und nicht Sache des Gefühls. Es gibt wenige Schurken in der Welt und viele langweilige Menschen und der *** amüsirt mich. Ich bin darin wie ein ächter Kunstfreund, Gott oder Teufel, gleichviel, wenn einer nur ist, wozu ihn die Natur bestimmt hat....

Den 15. Januar 1831.

.... Die Malibran ſoll durch und durch Genie ſein. Sie kennt alle Sprachen und ſpricht ſie auch, ſogar deutſch. Sie trinkt ſtark ſüdliche Weine. Ich verzeihe ihr das, ſie mag wohl frieren auf dieſer kalten Erde, die ihr fremd iſt. Denn die Sprache der Seeligen, wie ſie ſie ſpricht, ſo kann man ſie nicht lernen, man muß darin geboren ſein.

.... Zwar wendete ich den ganzen Abend kein Auge von ihr; aber im Barbier, wenn ich die Lorgnette rückte, ſie mir näher zu bringen, war es mir, als hätte ich den Himmel tiefer herunter geſchraubt. Auch hatte ich vorher bei dem verdammten italieniſchen Koch Ravioli gegeſſen, und der Magen liegt gleich unter dem Herzen. Sie wiſſen nicht was Ravioli iſt? Erinnern Sie ſich Potiers im ci-devant jeune homme? Und wie er erzählt, wie er von der wilden Stute herabgefallen — mais je me suis laissé tomber avec une grâce! Nun Ravioli iſt ſo ein unbändiges Thier, das meinen alten Magen, der in Paris oft den jungen

macht, jedesmal herabwirft.. Den Abend hörte ich auch zum erſtenmale zwei andere vortreffliche Sänger, Donizetti und Zuchetti. Ich ſage zum Erſtenmale, ob zwar der Eine im Barbier den Grafen, der Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte ſie damals nicht, es war die erſte taube Stunde meiner Liebe.... Soll ich denn von meiner Malibran kein Wort mehr ſagen? Trotz der ſchweren Ravioli und der leichten Muſik, hat ſie wieder mein Herz bewegt, nur etwas leiſer als das vorigemal. Sie war das gute liebe Aſchenbrödel, die um ihre neidiſchen Schweſtern nicht zu kränken, ſich Mühe gab, mir nicht gar zu ſehr zu gefallen. Aber ich wußte es auswendig, ſie iſt die Göttin der Freundlichkeit, und ſo eine liebreizende Creatur gibt es nicht mehr (in Frankreich). Wenn ſie ſich liebend dem Geliebten naht, dann kommt ſie ihm nicht blos mit dem Körper näher, ſondern man ſieht es, wie ihr Herz immer höher hinauf zu den Lippen, und höher hinauf in die Augen ſteigt. Als ihr der Prinz ſich zu erkennen gab und ſeine

Hand anbot, ſah man ſie in den Himmel fallen — fallen, ſie kann nicht anders.... Ich ſchäme mich faſt, daß ich über und wegen der Malibran ſo viele Worte gemacht. Ich bin ja eine leibhaftige Didaskalia! Und doch iſt noch mancher arme Teufel von Gedanken in mir, der nackt iſt, und für den ich noch keine Kleider habe finden können. Könnte ich nur muſikaliſch rechnen, um Ihnen von meinem Gefühle Rechenſchaft zu geben; aber richtig iſt es gewiß.

Den 29. Januar.

Da iſt Ihr Brief, aber es bleibt mir nur wenig Zeit. Heine's Reiſebilder kann ich hier zu leſen bekommen. Ueber die Briefe eines Verſtorbenen werde ich Ihnen meine Meinung ſagen, ſobald ich ſie fertig geleſen. Wenn Heine's Reiſebilder ſchlechter ſind, als die todten Briefe, dann müſſen ſie ſehr ſchlecht ſein.... Wenn auf einmal der Heine ſo in meine Stube träte, wie würde ich mich freuen. Ich fürchte aber ſehr, ich möchte ihn bald unausſtehlich finden. Er ſoll ſo eitel ſein. Und

viel Feuer, aber kein Holz. Ich halte mich für einen Gelehrten gegen ihn.

Seit gestern ist es grimmig kalt. Meine Fenster sind zum erstenmale gefroren. Gestern zeichnete ich ein J. hinein, heute ist es schon weggeschmolzen. Freundschaft in Paris!

Mittwoch, den 9. Februar.

— — Ich werde Ihnen von nun an zuweilen einiges aus meinen ältern Pariser Notizen mittheilen....

Der berühmte König Ahasverus, der garstige und dumme Mann der schönen und klugen Esther, ließ, so oft er nicht einschlafen konnte, sich aus seiner Regierungsgeschichte vorlesen. Dann kam der Schlaf. Mir ward es nicht so gut die verflossene Nacht, ich konnte keinen Schlaf finden und auch nichts zum Lesen, das dumm genug war. Es kann nicht jeder König sein! Endlich nahm ich mein Pariser Zeichenbuch vor, darin zu blättern. Zeichenbuch kann ich es nennen; denn es besteht

mehr aus Zeichen als aus Worten. Aber der Bleistift war so blaß geworden, die Buchstaben, oft als ich im Bette lag, oft auf der Straße, ja während dem Fahren geschrieben, so verwirrt und unkenntlich, daß ich beim Schein des Lichtes nur wenig enträthseln konnte, und unter diesem langweiligen Bemühen schlief ich ein. Aber diesen Morgen nahm ich mir vor, von meinen Skizzen noch zu retten, was zu retten ist und sie bei Ihnen in Sicherheit zu bringen. Ich mache gleich den Anfang:

Staub. — Hat man in Paris auch im Winter Staub? Ach nein, es ist nicht vom Staube die Rede, den die Jahreszeit bringt und holt, sondern von dem Staube eines Jahrhunderts. So oft ich durch die Richelieu-Straße gehe und an ein gewisses Haus komme, stelle ich mich ihm gegenüber, lehne mich mit dem Rücken gegen den Laden eines Parfümeurs und schaue hinauf. Bis jetzt war ich noch so glücklich, die große und zarte Glasscheibe des Ladenfensters nicht einzudrücken; das würde mich viel Geld kosten. Ich schaue hinauf, nicht

mit froher Neugierde oder ſtiller Zufriedenheit, nicht mit dem lächelnden Vergnügen, mit welchem man ein ſchönes Mädchen oder ſonſt etwas wohlgefälliges betrachtet; ſondern ich ſehe mit einem Gefühle der Ehrfurcht, mit jener erhabenen Stimmung hinauf, die Shakeſpeare in meiner Seele hervorruft, oder die Bibel, oder der Moniteur, das dritte Teſtament. Und was ich ſtaunend betrachte, iſt nur ein Aushängſchild! In Paris iſt ein Aushängſchild von ſehr großem und ſehr kleinem Nutzen. Von großem — das begreift man; aber auch von geringem? Es iſt als wollte man eine Meereswelle bezeichnen, die, kaum erhoben, von der nächſten Welle verſchlungen wird. Das Auge des Beſchauers verſchlingt die Wellen alle und ſieht nur ein weites ungetheiltes Meer. Aber der Pariſer thut ſein Möglichſtes, Halt in die Fluth zu bringen, und macht ſein Schild darum ſo anziehend als möglich. Zuerſt Namen und Vornamen, dann Gewerbe oder Handel, dann die Nummer des Hauſes und zwar zweimal, rechts und links vom Namen. Dann

das ganze Schild zweimal, in einen Winkel zusammengestellt, damit nach jeder Richtung der Straße eines sichtbar werde. Aber das Schild meiner Ehrfurcht enthält nur das einzige Wort Staub. Staub, nichts als Staub! Kein Vorname, keine Hausnummer, kein Gewerbe, kein Handel. Und doch hängt es an einem großen Hotel, umringt und gedrängt von vielen andern, viel beredsamern, viel glänzendern Schildern. Wer in Paris durfte diese erhabene Einfachheit wagen außer Staub? Nicht einmal Gott. Denn wenn Gott auf einem Schilde stünde, wüßte man immer noch nicht, welcher Gott es ist, und der beste Christ würde am meisten zweifeln. Ist es Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geist? Ist es der dreieinige Gott? Aber Staub durfte es wagen, denn es gibt nur einen Staub. Keiner ist über ihm, keiner unter ihm, keiner steht ihm zur Seite. Es ist der Schneidermeister Staub, und — bückt euch Ihr Völker der Erde — es ist der deutsche Schneidermeister Staub! Fragt Einer, ob er

ſo berühmt ſei? Berühmt? Er iſt der Ruhm ſelbſt ... Staub ... Ewigkeit!

Hätte einer der andern großen Männer unſeres Jahrhunderts dieſe erhabene Einfachheit wagen dürfen? Keiner; nicht einmal Robert. Denn läſen wir Robert auf einer Tafel, würden wir nicht wiſſen, ob es der Robert iſt im „Robert, oder der Mann wie er ſein ſollte;“ oder der Robert im Liede „noch einmal Robert ehe wir ſcheiden;“ oder Robert le Diable; oder Robert, der Reſtaurateur im Palais-Royal; oder Robert, Graf von Paris; oder der Koch Robert, der die Sauce-Robert erfunden; oder Robert an der Oos, der nichts erfunden, der aber an der Spree einen großen Waldfrevel begangen. Lieſt man aber Staub, weiß jedermann ſogleich, es iſt der Schneidermeiſter Staub, ob es zwar viel Staub in Paris gibt.

Ich war lange in keinen Soirees. Ich habe Ihnen ſchon früher geſagt, wie ſich das verhält. Freude habe ich nicht daran, und wenn ich ſie beſuchte, geſchehe es mehr aus Wißbegierde als zum

Vergnügen. So warte ich es immer ab, ob mir eine Soiree in den Mund geflogen kömmt, aber ich gehe nicht darnach, und ſtrecke keine Hand darnach aus. Eine Soiree wird hier glänzend genannt, wenn man keinen Stuhl zum ſitzen und keinen Platz zum gehen darin findet. Es iſt ein glänzendes Elend. Den intereſſanteſten Menſchen die man da findet, kömmt man doch nicht näher, wenn man ja ſo glücklich iſt ſie im Gedränge herauszufinden; und mit ihnen zu ſprechen, bringt keinen weitern Vortheil als daß man erzählen kann, man habe mit ihnen geſprochen. Ich las eben in der heutigen Zeitung die Beſchreibung des Balles den die engliſche Geſandtin vorigen Freitag gegeben, der ſehr glänzend war. Tauſend Perſonen waren da. Was hätte ich nun mehr erfahren vom Balle, hätte ich ihn ſelbſt geſehen, als mich die Zeitung von ihm lehrt? vielleicht weniger. Ich hätte vielleicht dem Prinz Paul von Würtemberg auf den Fuß getreten, ohne es zu wiſſen, Admiral Codrington hätte mir einen Rippenſtoß gegeben, auf den

ich nicht geachtet, und hätte vielleicht mit dem Baron von Rothschild gesprochen, ohne ihn in seinem rothen Rocke zu erkennen und hätte ihn für einen großen Mann gehalten. Die Menschen hier verderben sich alle geselligen Freuden durch Modesucht und Eitelkeit. Eine Wirthin hier macht sich nichts daraus, ob man einen Tag nach der Fête erzähle, man habe sich bei ihr amüsirt oder nicht, sondern ihr Stolz ist, wenn man sich in ihrem Salon nicht rühren konnte, und wenn einige Damen in Ohnmacht gefallen. Es ist jetzt darin hier auf's Aeußerste gekommen, und die Mode wird gewiß bald wieder umkehren, und man wie in der guten alten Zeit kleine Zirkel versammeln.

Für die Polen hoffe ich viel. Es wird schon etwas für sie eintreten was ihnen hilft. Ich verlasse mich auf Gott. Gibt es denn etwas wunderbareres, etwas Schicksalvolleres wie der Himmel die Griechen gerettet, erst aus den Händen der Türken, dann aus den schlimmern der Diplomaten? Man wollte ihnen eine Constitution, einen euro-

päischen Lump von Prinzen aufdringen, die armen Griechen waren schon nahe daran sich der Uebermacht zu ergeben, und jetzt kamen die Geschichten der neuern Zeit, die sie ganz wieder frei machen. Denn gewiß werden jetzt die Griechen sagen, was Frankreich, Belgien, Polen vermocht, das können wir auch und besser. Wir geben uns eine Verfassung, wir wählen uns einen Fürsten, wie er uns gefällt. Und der ganze Aufwand von diplomatischen Pfiffen, der gegen die Griechen gemacht worden ist, war vergebens.

Den 17. Februar.

Heute morgen kömmt Conrad in mein Zimmer, und meldet mir mit stotternder Ungewißheit einen Herrn Amerikan. Ich lasse den unbekannten Namen hereintreten und es war — der Professor List aus Stuttgart, dessen Sie sich wohl noch erinnern werden; wir haben ihn auf unserer Reise nach Paris 1822 in Straßburg getroffen. Seit zehn Jahren aus seinem Vaterlande verbannt, lebt er mit seiner Familie in Amerika, und hat sich dort angesiedelt. Er erzählte

mir intereſſante Sachen, die mir freilich aus Büchern bekannt waren, die aber aus dem Munde eines Augenzeugen alles viel anſchaulicher machen. Man baut in den vereinigten Staaten die Städte ſo leicht und ſchnell wie bei uns die Häuſer. Liſt in Verbindung mit Andern hat ſeit zehn Jahren vier neue Städte gegründet. Die letzte Gründung begann im April, und ſchon im September wohnte Liſt mit ſeiner Familie acht Tage dort, und ſpeißte in einem gut eingerichteten Gaſthofe mit wenigſtens zwölf Perſonen täglich. Früher wohnte er in einer kleinen Stadt von 5000 Seelen, mehrere Jahre. Von einer Regierung habe er nie etwas bemerkt, er kennt die Obrigkeit gar nicht, und hat nie den Namen der erſten Magiſtratsperſonen erfahren. Abgaben faſt gar keine, einige Thaler das Jahr. Seine Frau möchte nach Deutſchland zurück, ſeine Kinder aber wollen nichts davon hören. Wenn ſie ihren Vater ſagen hören, der König von Würtemberg dulde ſeine Rückkehr nicht, kämen ſie vor Verwunderung und Zorn außer ſich. Was! — ſagen

ſie — er leidet's nicht? Nun ſo ſtechen wir ihn todt! Die Kinder ſind ganz jung nach Amerika gekommen, und haben dort die Luft der Freiheit eingeathmet. Liſt hat bei der Würtembergiſchen Regierung angefragt, ob er nicht auf einige Zeit in ſein Vaterland zurück dürfe, um dort einige Geſchäfte zu verrichten. Man ſchlug es ihm ab, und antwortete ihm: ſein Prozeß hänge noch. Ich ſagte Liſt, ſein Prozeß werde ſo lange hängen, bis man ſeine Richter hängt. Es iſt unglaublich! Ein Criminal-Prozeß, der nach zehn Jahren noch nicht geendigt! Und was war Liſt's Verbrechen? Wenn je ein Verbrechen Statt fand, höchſtens ein Preßvergehen. Sogar in Frankreich wurde er damals auf Anſtiften ſeiner Regierung verfolgt, und er wurde gezwungen nach Amerika auszuwandern. O Pappenheimer! Ich bin ſonſt ein guter Kerl, aber gerathet Ihr einmal in meine Gewalt, dann ſoll es euch ſchlimm ergehen. —

Freitag, den 20. Februar.

.... Wie beneide ich den *** um ſeinen ſchönen

Bankerott. An uns arme Schriftſteller kömmt ſo etwas gar nicht. Aber er dauert mich doch. So viel ich ihn kenne, iſt er ein ſehr hochmüthiger Mann, ſchon ſein Aeußeres verräth es. Was es aber Narren in der Welt gibt! Sich aus Geld, das nur ein Vergnügen ſein ſollte, eine Ehre zu machen! Da finde ich jene Menſchen noch klüger die ihre Ehre zu Gelde machen. Holt ſie auch am Ende der Teufel, ſo ſind ſie doch vergnügt ſo lange ſie leben, und erreichen ihr natürliches Alter. Was habe ich es eigentlich ſo gut, wenn ich mich mit vielen Andern vergleiche, ja ich habe es beſſer als ich es verdiene. Gott muß mich ſehr lieb haben. Ich bin glücklich durch das was ich beſitze, und noch glücklicher durch das was mir mangelt. Geld, gar nicht zu zählen, keinen Ehrgeiz, keine Habſucht und wenig Eitelkeit. Eine angenehme Phantaſie die mir ſchmeichelt, und keinen Verſtand, der mir die bittere Wahrheit ſagte. Viel Glauben, wenig Wiſſen. Eine geſchmeidige Geſundheit, die, ſo ſehr ſie auch geſchüttelt worden, wie eine Binſe, nach

jedem Winde wieder gerade ſteht. Wenige graue Haare, und ein ganz ſchwarzes Herz. Schwarzes Herz — verſtehen Sie mich recht — das iſt Poeſie, à la Houwald. Ich will damit nicht ſagen, daß ich ein ſchlechtes Herz habe, ſondern ein junges. Grünes Herz, wäre garſtig geweſen. Kann man es beſſer wünſchen? Und nach allem, im Hintergrunde — Sie. Erſchrecken Sie nicht vor dem Hintergrunde. Ich will damit nur ſagen, daß ich Sie bald wiederſehe; ſonſt nichts.

Geſtern beſuchte mich wieder der ***. Heiße Thränen kann ich vergießen, wenn dieſer Menſch zu mir kömmt, und ich frage murrend den Himmel, ob er denn nicht habe machen können, daß ich oder dieſer *** gar nicht auf die Welt gekommen. Er kömmt zwar ſelten, wenn er aber kömmt, ſpüre ich es ſechs Wochen in den Eingeweiden. Für jeden ſeiner Beſuche ein Glas Waſſer mit Arſenik trinken, das hielte ich für einen vortheilhaften Tauſch. Er könnte ganz Paris mit Langeweile verſorgen, und behielte noch genug davon übrig ſelbſt lang-

weilig zu bleiben. Neulich, da er mich beſuchte, fragte er mich: wie heißen die Pariſer Belletriſten? Die ſollte ich ihm in Kürze alle nennen! Als wären nicht alle Pariſer Belletriſten.

Den 1. März.

Mit dieſer engliſchen eiſernen Feder, die ich mir heute gekauft und die noch nie gebraucht worden, will ich mich etwas über Sie luſtig machen. Ich kann ſie nicht ſchöner einweihen. Nehmen Sie ſich in Acht, die Feder iſt verdammt ſpitz, und durchſticht faſt das Papier.. Sie machen ſo dumme Fragen, daß ſie der geſcheideſte Menſch nicht beantworten kann.. Ich muß die Feder weglegen, ſie iſt gar zu grauſam.. Aber die Dummheit müſſen Sie ſich abgewöhnen.. Trotz Ihres Schreibfehlers wußte ich wohl, daß Sie von Casti ſprechen. Und wie ſollte ich Gli animali parlanti nicht kennen! Die habe ich doch oft genug gehört.

Den 19. März.

Geſtern hat Saphir ſeine Vorleſungen angefangen. Es wurde viel gelacht. Der Inhalt war:

philoſophiſche Betrachtungen des mardi-gras-Ochſen. Es war von lauter Ochſen die Rede, und unter den Ochſen geſchah auch meiner einigemale Erwähnung. Das war ſehr komiſch und ſchmeichelhaft.

Den 31. März.

.... Da ich mich dabei wegen meines langen Eigenſinns geärgert, will ich den Aerger mit Ihnen theilen. Unter Freunden muß alles gemeinſchaftlich ſein.

Ferté-sous-Jouarre, Dienſtag, den 7. April, 16 Stunden von Paris.

Heute Mittag 12 Uhr bin ich von Paris abgereiſt, und Nachts hier zum Nachtquartier eingetroffen. Ich werde dieſes Briefchen Morgen auf dem Wege auf die Poſt legen.

Ich werde wegen Ihrer Abreiſe gar nicht zudringlich ſein und kein Wörtchen ſprechen, ſo lange Sie auch zögern. Aber ſchimpfen darf ich doch? Schimpfen heißt nicht ſprechen. Warum ſo lange aufſchieben? Können Sie nicht vor dem 15., könn-

ten Sie nicht wenigſtens den 15. abreiſen? Aber ich ſage kein Wort, thun Sie was Sie wollen.

Bin ſehr müde, muß mich ſchlafen legen. Von Nancy ſchreibe ich wieder.

Bar-le-Duc, Samſtag, den 9. April.

Ich habe das herrlichſte Reiſewetter, die Wege ſo glatt wie Zimmerboden. Alles grünt und blüht. Die Felder mit ihren Repsſaaten ſehen aus wie Jägerregimenter, grün mit gelben Ausſchlägen (Reiſebild à la Heine). Wenn Sie lange zaudern finden wir in Baden keinen blühenden Strauch mehr.

Ich habe dieſen Abend die Studenten bei mir gehabt, welche die Göttinger Revolution geleitet. Noch viele andere deutſche Studenten ſind hier, und hunderte von bairiſchen und preußiſchen Deſerteurs. Es wird eine deutſche Legion von ihnen gebildet.

Adieu. Gute Nacht. Ich bin ſehr vergnügt und ſehr müde.

Man hat mir hier Brief und Büchelchen von Herold in Straßburg eingehändigt. Der ſchreibt

mir „mein innerſtes Weſen verlangt nach Ihnen“. Ach! daß Sie auch ſo wären, dann kämen Sie ſchneller.

Straßburg, Dienſtag, den 12. April.

Dieſen Mittag bin ich hier angekommen, und werde Morgen nach Carlsruhe reiſen. Ihren Brief habe ich erhalten. Merkwürdig ſchönes Reiſewetter habe ich gehabt, es iſt als hätten Sie es für mich beſtellt. Sie ſchreiben mir alſo nach Carlsruhe im Erbprinzen. Theuerſte! den Taback kann ich Ihnen nicht erlaſſen. In Baden iſt kein guter zu haben. Gehorcht!

Carlsruhe, Mittwoch, den 13. April.

Warum habe ich keinen Brief von Ihnen hier gefunden? Und warum muß ich ſo lange auf Sie warten? Schon ſeit zwölf Uhr heute Mittag bin ich hier, und Sie ſind noch in Frankfurt. Das kann nicht länger ſo bleiben.

Ich muß es durchaus einen Tag vorher wiſſen, wenn Sie hierherkommen, daß ich in meinem Wirthshaus Logis für Sie beſtelle. Sie können ſonſt

leicht keinen Platz bekommen, da die Herrn Stände alle Gasthöfe besetzt haben.

Eben höre ich der Cotta und seine Frau sind in meinem Gasthofe angekommen und logiren neben meinem Zimmer. Ich werde den ruinirten Mann besuchen, und ihm eine kleine Unterstützung reichen.

Ich habe wahren Verdruß von dem fortdauernd schönen Wetter. Bis Sie Schnecke nach Baden kommen, ist Blüthe und Sonne vorüber.

Carlsruhe, den 15. April.

Ihre zwei Briefe gestern habe ich erhalten. Eilen Sie sich mit dem Packen, aber vergessen Sie nicht Ihren Verstand einzupacken. Hutschachteln, Nachtsäcke, Weiber-Verstand und andere solche „kleine Handbagage", wie die Post sagt, hat man auf dem Eilwagen frei, und wird das nicht mit gewogen. Sie werden Noth haben, mit mir fertig zu werden, ich bin in Paris sehr fein geworden, und überliste Sie zehnmal den Tag.

Gestern habe ich fast alle Deputirten der hiesigen Ständeversammlung gesehen, und theils kennen

gelernt. Gute ehrliche Leute, denen es nicht an Verſtand fehlt, auch nicht an Muth, die aber, wie alle deutſche Philiſter, den Cajolerien der Regierung nicht widerſtehen können, und ſich prellen laſſen.

Mit Cotta und ſeiner Frau, meinen Wandnachbarn, viel politiſirt.

Geſtern Abend war ich im Theater. Madame Haitzinger machte eine junge Waiſe. Stumm bis am Ende, wo ihr der Schrecken die Sprache wieder gibt. Ich beſuchte ſie hinter den Couliſſen. Sie drückte mir die Hand faſt todt. Aber ich Fiſch ſpüre ſo etwas gar nicht.

In der Zeitung las ich: der Profeſſor Paulus in Heidelberg habe die Schrift des Rieſſer und des Zimmern in Heidelberg über die Juden, im Journal Sophronizon ſiegreich widerlegt. Den Paulus kenne ich, er iſt ſonſt ein liberaler Mann, hat aber wie viele deutſche Gelehrte über die Judenſachen einen Sparren im Kopf. Ich habe große Luſt im 8ten Bande dieſem Paulus den Kopf zu waſchen.

Paris, Sonntag, den 25. September 1831.

Guten morgen. Heute ſo viel wie möglich, das heißt nur wenig. Geſtern Abend um 10 Uhr bin ich hier angekommen. Meine Reiſe wurde von dem herrlichſten Wetter begünſtigt. Ich logire im Hôtel des Princes, eigentlich in dem nebenbeiliegenden dazu gehörigen Hôtel de l'Europe, rue Richelieu. Als ich geſtern in's Haus trat, zeigte mir der Wirth das Verzeichniß der im Hotel logirenden Fremden, um zu ſehen, ob keine Bekannten darunter wären. Und da fand ich den Michel Beer und Heine.*) Aber meine Freude wegen

*) Die hier und in den nachfolgenden Briefen vorkommenden Stellen über H. Heine finden ſich ſchon in einer Brochüre zuſammengeſtellt, welche unter dem Titel: Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. (Ungedruckte Stellen aus den Pariſer Briefen) im J. 1840 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erſchienen iſt.

A. d. H.

des Letztern sollte nicht lange dauern. Er hat gestern gerade das Haus, und wie ich fürchte, Paris verlassen. Die Sache ist mir noch dunkel. Der Wirth sagt, Heine habe seinen Koffer zu Fould bringen lassen. Er wisse aber nicht, um auf des Fould's Landhaus oder ganz weg zu reisen. Den Michel Beer habe ich noch nicht gesprochen, vielleicht erfahre ich von ihm, wie es sich mit Heine verhält. — — Ich habe den Beer gesprochen, mit dem Heine ist es anders, der, welcher im Hause gewohnt, ist ein Vetter von ihm. Der rechte Heine ist in Boulogne, wird bald zurückkommen und den Winter hier bleiben. — Deutsche Blätter habe ich seit meiner Abreise nicht gelesen. Hier ist alles ruhig. Adieu. Bald mehr.

Den 27. September.

Sonntag Abend war ich bei ***, welche meine unvermuthete Rückkehr sehr erfreute und überraschte. Ich traf da alte Bekannte und neue Freunde. Meine erste Frage an Madame *** war, wie ihr Heine gefalle? Nun hat diese Dame etwas von

Ihrer Art, nicht gerne Böſes von den Leuten zu ſagen; ich merkte ihr aber doch an, daß er dort im Hauſe nicht gefallen. Doch tadelte ſie blos, er ſpräche ſo ordinär, und von einem Schriftſteller erwarte man doch auch in der Unterhaltung gewählte Worte. — — — Geſtern Vormittag kam ein junger Mann zu mir, ſtürzt freudig herein, lacht, reicht mir beide Hände — ich kenne ihn nicht. Es war Heine, den ich den ganzen Tag im Sinne hatte! Er ſollte ſchon vor acht Tagen von Boulogne zurück ſein, aber „ich war dort krank geworden, hatte mich in eine Engländerin verliebt" u. ſ. w. Man ſoll ſich dem erſten Eindrucke nicht hingeben; aber mit Ihnen brauche ich mich nicht vorzuſehen, das bleibt unter uns, und wenn ich meine Meinung ändere, ſage ich es Ihnen. Heine gefällt mir nicht. Sollten Sie wohl glauben, daß, als ich eine Viertelſtunde mit ihm geſprochen, eine Stimme in meinem Herzen mir zuflüſterte: „Er iſt wie Robert, er hat keine Seele." Und Robert und Heine, wie weit ſtehen die auseinander!

Ich weiß ſelbſt nicht deutlich, was ich unter Seele verſtehe; es iſt aber etwas, was oft gewöhnliche Menſchen haben und bedeutendere nicht, oft böſe und nicht gute, beſchränkte und nicht geiſtreiche Menſchen. Es iſt etwas Unſichtbares das hinter dem Sichtbaren anfängt, hinter dem Herzen, hinter dem Geiſte, hinter der Schönheit, und ohne welches Herz, Geiſt und Schönheit nichts ſind. Kurz, ich weiß nicht. Dem *** traue ich Seele zu und dem Heine nicht! Und Sie wiſſen doch, was ich von ***'s Herzen halte! Es iſt aber etwas dahinter. Ich und meines Gleichen, wir affektiren oft den Scherz, wenn wir ſehr ernſt ſind; aber Heine's Ernſt ſcheint mir immer affektirt. Es iſt ihm nichts heilig, an der Wahrheit liebt er nur das Schöne, er hat keinen Glauben. Er ſagte mir offen, er wäre vom Juste milieu, und wie nun alle Menſchen ihre Neigungen zu Grundſätzen adeln, ſagte er, man müſſe aus Freiheitsliebe Despot ſein, Despotismus führe zur Freiheit, die Freiheit müſſe auch ihre Jeſuiten haben. Recht hat er, aber

der Menſch ſoll nicht Gott ſpielen, der nur allein verſteht, die Menſchen durch Irrthümer zur Wahrheit, durch Verbrechen zur Tugend, durch Unglück zum Heile zu führen. Wie ich hier von mehreren gehört, ſoll Heine ſich gefallen, eine Melancholie zu affektiren, die er gar nicht hat, und ſoll grenzenlos eitel ſein. Herrliche Einfälle hat er, aber er wiederholt ſie gern, und belacht ſich ſelbſt. Heine ſoll gemein lüderlich ſein. Er wohnt am Ende der Stadt, und ſagt mir oft, es geſchehe um keine Beſuche zu haben. — — Sonderbar — geſtern Abend hörte ich bei *** wiederholt etwas darüber ſpötteln: Heine ſpräche ſo oft und ſo viel von ſeinen Arbeiten. Was doch die Naturen verſchieden ſind! Wenn ich etwas in der Arbeit habe, iſt mir unmöglich, irgend einen außer Ihnen zum Vertrauten meines Geheimniſſes zu machen; mich hält eine gewiſſe Scham davon zurück.

Den 30. September.

Es iſt doch herrlich in Paris! Da ſitze ich Abends acht Uhr auf meinem Zimmer, rauche eine

Pfeife, leſe einen Band von Göthe, und bekümmere mich um die ganze Welt nicht, kann man das in Deutſchland auch haben? Heine habe ich ſeitdem nicht geſehen. Was ich von ihm höre, gibt mir von ſeinem Charakter keine gute Vorſtellung. Es iſt doch ſonderbar, daß ich immer eine Ahnung davon gehabt, und daß ich in ſeinen Schriften, ſo ſehr ſie mir auch gefielen, die unverkennbarſten Zeichen von Charakterſchwäche gefunden. Und Charakterſchwäche iſt das Gefäß für alle Leidenſchaften, und es wird von den Verhältniſſen, dem Zufalle, dem Temperamente abhängen, was alles hineinkömmt. Er ſoll von grenzenloſer Eitelkeit ſein. Er ſpielt und er könnte nichts thun, was mir größeres Mißtrauen gegen ihn einflößte. Er hat ſchon einmal 50 Louisd'or auf einmal verloren. Den etwas bornirten *** ſcheint er als ſeine Lobpoſaune zu gebrauchen, welches ich dieſem in Baden ſchon angemerkt.

Den 3. Oktober.

— — Heine hat mich dieſen Vormittag beſucht.

Er hat ſich nach Ihnen erkundigt und geſagt, Sie wären eine ſehr liebe Frau. Es iſt merkwürdig mit dem Heine und mir. Der erſte Eindruck den er bei mir gemacht, verſtärkt ſich immer mehr. Ich finde ihn herzlos und ſeine Unterhaltung ſelbſt geiſtlos. Es ſcheint, er hat ſeinen Geiſt nur in den Schreibfingern. Er ſpricht kein vernünftiges Wort und weiß aus mir kein vernünftiges Wort hervorzulocken. Er affektirt Menſchenhaß und Verachtung. Gegen öffentliche Kritik ſeiner Schriften iſt er ſehr empfindlich. Er ſagte mir ſelbſt, er ginge am liebſten mit unbedeutenden Menſchen um. Er iſt ſehr verdroſſen und unheiter. Ich ſah es ihm deutlich an, daß er keine rechte Geduld bei mir hatte, und nicht erwarten konnte, bis er fort käme. Auch war ich froh als er ging, denn er hatte mich ennuyirt.

Den 8. Oktober.

— — Ich habe große Luſt mein Journal zu Stande zu bringen. Man rathet mir, dicke Hefte von ſechs Bogen erſcheinen zu laſſen. Ohne die

geringste Anstrengung könnte ich monatlich drei Bogen machen. Solche Hefte könnte ich den Winter wenigstens drei zu Stande bringen. Am besten wäre, es hier auf meine Kosten drucken zu lassen, aber dabei wage ich zu viel. Das Drucken ist hier noch einmal so theuer als in Deutschland. Das Heft zu drei Franken verkauft, wäre den ökonomischen Deutschen auch schon zu hoch. Das Unglück ist, daß wie die Deutschen überhaupt, so die Juden insbesondere gar keinen Eifer haben, so ein Journal das doch zu ihrem eignen Besten wäre, zu unterstützen. Die Freiheit, wenn sie einmal Deutschland bekömmt, wird auch den Juden nicht entbleiben, es kömmt aber darauf an, sie so wohlfeil wie möglich zu erkaufen. Während die Deutschen nur mit ihren Regierungen um die Freiheit zu kämpfen haben, müssen die Juden mit Regierungen und mit dem Volke streiten, und haben zwei Feinde zu bekämpfen.

— — Ja mit dem Heine ist es merkwürdig, wie ich mich getäuscht habe. Ich werde Ihnen et-

was von ihm ſagen, was Sie wundern wird. Heine iſt ein vollkommener Bacher*). Wie er das geworden oder vielmehr als geborner Jude geblieben, iſt mir ganz unerklärlich. Er hat die regelmäßigſte Erziehung und einen viel geordnetern Schulunterricht genoſſen, als ich ſelbſt. Er hat ganz die jüdiſche Art zu witzeln, und opfert einem Witz nicht blos das Recht und die Wahrheit, ſondern auch ſeine eigne Ueberzeugung auf. Dann höre ich überall, er ſei von grenzenloſer Eitelkeit, und ſolchen Menſchen iſt nicht zu trauen. Sie wechſeln die Grundſätze wie die Kleider, um mit der Mode fortzugehen. Seine Neigung zur perſönlichen Satyre, ſowohl im Schreiben als im Sprechen, iſt mir auch zuwider. Sein Spott iſt ſehr bösartig, und man muß ſich ſehr vor ihm hüten, daß man in ſeiner Gegenwart von keinem etwas erzählt was er brauchen kann. So erzählte ich einem gemeinſchaftlichen

*) Schüler der bei den Rabbinern den Talmud ſtudirt.
A. d. H.

Bekannten von uns beiden, Robert in Baden jammere, daß in dieſer Zeit ſein Talent zu Grunde ginge. Einen Tag darauf kömmt Heine zu mir und ſagt, er habe das erfahren und werde es bei der nächſten Gelegenheit drucken laſſen; aber nicht von Robert von dem er gut Freund ſei, ſondern er wolle es erzählen, als habe das Raupach geklagt.

Den 13. Oktober.

— — Es hat mir Jemand verplaudert, daß ihm Heine unter Gelobung der ſtrengſten Verſchwiegenheit, beſonders gegen mich, anvertraut, er arbeite an einem politiſchen Werke, ſo etwas über die franzöſiſche Revolution. Er fürchte meine Concurrenz. Was mir dieſe Art mißbehagt, kann ich Ihnen gar nicht genug ausdrücken. Wie iſt es möglich, daß ein Mann wie Heine, von ſo anerkannten großen Verdienſten, ſo kleinlich eitel ſein kann? Geſtern traf ich ihn bei Tiſche. Er verrieth mir, ohne es zu wollen, mit welchen literariſchen Arbeiten er jetzt beſchäftigt iſt. Er fragte mich:

was ich von Robespierre halte? Ich antwortete ihm: Robespierre und Lafayette ſind die einzigen ehrlichen Leute in der franzöſiſchen Revolution. Das ſchien ſeine Meinung auch zu ſein, er wollte mich aushören. So ein kleinliches Weſen kann mich ganz malicids machen, und ich wäre im Stande, wenn ich einmal beſtimmt erführe, worüber Heine ſchreibt, den nehmlichen Stoff zu behandeln, nur um ihn zu ärgern. —

Geſtern habe ich bei Tortoni Ananas-Eis gegeſſen. Was ſagen Sie dazu, in Ihrem ordinären Vanillen-Frankfurt?

— — Ich komme wieder auf Heine. Sie müſſen aber nicht etwa denken, daß es mir Vergnügen macht Böſes von ihm zu reden, das nicht. Aber er intereſſirt mich als Schriftſteller und darum auch als Menſch. Ich ſammle alles, was ich von Andern über ihn höre, und ich ſelbſt über ihn beobachte. Da es mir nun langweilig iſt, für mich allein Buch und Rechnung über Heine zu führen, lege ich alles was mir von ihm zukömmt, nach

und nach in meine Briefe an Sie nieder. Ein schwacher Charakter wie Heine's, wie er mir schon aus seinen Schriften hervorleuchtete, muß in Paris völlig ausarten. Ich sehe ihn auf bösem Wege, und werde aus historischem und anthropologischem Interesse seiner Spur nachgehen. So müssen Sie das ansehen. Gestern Abend war bei *** von ***'s neuer Tragödie die Rede, die er in Baden meinem Urtheil unterworfen. Auf Verlangen sagte ich meine aufrichtige Meinung davon. Madame *** sagte mir: Vormittag sei Heine bei ihr gewesen und habe das Drama gelobt. Darauf bemerkte ich: dann habe Heine geheuchelt, denn er verstehe das so gut als ich. Madame *** erwiederte: ja, wenn man dem Heine tausend Franken gibt, lobt er das Schlechteste. Ich, das möchte ich nun gerade nicht glauben. Madame ***: Sie können es mir glauben, ich weiß es. — — Ein Deutscher erzählte mir, Heine habe ihm gesagt: Metternich könnte mich nur auf eine Art kaufen; wenn er mir alle Mädchen von Paris gäbe. (Ich sage

Mädchen; Heine aber gebrauchte den gemeinſten Ausdruck dafür.) Er hat eine Art von Lüderlichkeit, die mir nie weder in Büchern, noch im Leben vorgekommen iſt, und die ich mir pſychologiſch gar nicht erklären kann. Gemeine Sinnlichkeit trifft man häufig; aber doch ſelten wird ein junger Menſch von ſeinen gemeinen Ausſchweifungen, als von etwas Schönem, öffentlich ſprechen. Romantiſche Liebe iſt immer verſchämt und verſchwiegen. Heine aber läuft den gemeinſten Straßendirnen bei Tag und Nacht nach, und ſpricht in einem fort von dieſer häßlichen Gemeinheit, in welcher er ein äſthetiſches Vergnügen findet. Neulich kamen wir Abends vom Eſſen. Er ſagte mir, er ging in den Passage des Panoramas — was er dort zu thun habe? Ich will ſehen, ob keines von den Mädchen, die ich kenne, ein neues Kleid an hat — Heine iſt doch ſchon dreißig Jahre alt.

Den 19. Oktober.

Ich fange wie Frau *** an: ich weiß gar nicht was ich Ihnen ſchreiben ſoll. Ich habe Paris

nun völlig aufgegeſſen, es iſt zu meinem Fleiſche, zu meinem Blute geworden, und da es ſo nicht mehr außer mir liegt, ſehe ich es und ſchmecke es nicht mehr; ich verdaue es blos. Um mich deutlicher auszudrücken: Paris das ſonſt meine Geliebte war, iſt jetzt meine Frau, nur daß meine Flitterwochen nicht endigen werden wie in der andern Ehe.

.... Der Eſel bringt mich um 20 bis 30 Franken. Aber bin ich nicht ſelbſt ein Eſel, daß ich mit Leuten umgehe, die mir nichts einbringen, wie mit Ihnen und Ihresgleichen, weil ich das Böſe das ich von Ihnen ſagen könnte, nicht darf drucken laſſen? Ich rede von ***, leider meinem guten Freunde. Geſtern Abend wurde ſein Stück aufgeführt. Nun könnte ich zwar einiges Gute darin finden und das loben; aber was hilft mich das? Bedingtes Lob beleidigt gewöhnlich noch mehr als unbedingter Tadel; denn bei letzterm kann man ſich mit der Partheilichkeit oder dem Unverſtande des Kritikers tröſten.

Mein Werk: „Meine Flucht vor der Cholera“

wird sehr schön werden. — Nach Frankfurt zu gehen hätte ich aber in keinem Falle die geringste Lust. Die dortige Philisterei fürchte ich mehr als die Cholera. A propos Cholera und kaltes Wasser. Ich habe Einen gesprochen, der den Wasserdoktor Oertel persönlich kennt. Er trinkt nie einen Tropfen Wasser, sondern nur Bier und Wein. Ich denke, daß darum seiner Empfehlung des Wassers um so mehr zu trauen ist. Sie ist unpartheiisch. — In Bockenheim mein Journal drucken zu lassen finde ich nicht räthlich, am besten ist immer es wird in Paris gedruckt.

Den 22. Oktober.

Sie werden mit Verwunderung ersehen, daß meine Pariser Briefe schon erschienen sind. Ein Reisender, der vor vierzehn Tagen Hamburg verließ, sagte mir, er habe sie dort bei Campe gesehen. Nun wird es aber verdammt lange dauern, bis ich meine Frei-Exemplare bekomme, wegen der Wochenlangen Quarantaine. — Beste, was sagen Sie dazu, daß wir nach der Cholera als Dessert die

Peſt bekommen werden? In Moskau iſt ſie ſchon, und nach dem geſtrigen Journal des Débats, haben ſich Peſtſpuren ſogar ſchon in Danzig gezeigt. Ich zweifle nicht, daß ſie ſich verbreitet, denn ſchon vor einem halben Jahre wußte man, daß die ruſſiſche Reſerve-Armee, die man aus Aſien gezogen um ſie nach Polen zu ſchicken, die aſiatiſche Peſt mit ſich führe. Die Peſt iſt noch ſchlimmer als die Cholera. Zwar in ſo fern iſt ſie weniger gefährlich als unſer lieber Gaſt, als ſie nur durch Anſteckung, nicht durch die Luft ſich verbreitet, man alſo durch ſtrenge Abſonderung ſich vor ihr hüten kann. Aber eben dieſe Möglichkeit ſich durch Abſperrung zu ſchützen, macht die Peſt in ihren moraliſchen und politiſchen Folgen, weit verderblicher als die Cholera. Land vertheidigt ſich gegen Land, Stadt gegen Stadt, Haus gegen Haus, alle Bande der Freundſchaft, der Geſelligkeit werden aufgelößt, aller Verkehr, aller Handel hört auf, und Hungersnoth, Armuth und Jammer aller Art, werden die Welt durchwühlen. Rußland überhäuft uns mit Wohlthaten!

O es iſt zu ſchrecklich! Es iſt die Büchſe der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Geſtern las ich etwas von der Cholera, worüber ich lachen mußte. Sie ſind ſchlau, Sie werden ſchon merken warum. Man hat nehmlich immer behauptet, daß große Furcht vor der Cholera zur Anſteckung beſonders disponire. Nun macht aber der bekannte Dr. Ruſt in der Berliner Zeitung. bekannt, daß dem keineswegs ſo ſei. Es wäre in Berlin noch nicht ein Fall vorgekommen, daß Jemand durch Furcht ſich die Cholera zugezogen habe. Da nun aber in Berlin, wie bekannt, ſich die meiſten Menſchen vor der Cholera ſehr gefürchtet haben, ſo würde, wenn keiner der Furchtſamen die Krankheit bekommen, daraus folgen, daß nicht allein die Furcht zur Cholera nicht geneigt mache, ſondern daß ſie ſogar davor ſchütze. Ich kann mir das auch leicht erklären, denn die Furchtſamen hüten ſich. Darum beſchwöre ich Sie, daß, wenn die Cholera in Ihre Nähe kömmt, Sie ſich fürchten ſollen. Es wird Ihnen zwar ſchwer fallen, aber durch Fleiß und

Beharrlichkeit erlangt man alles. Ja Sie ſollen jetzt ſchon anfangen ſich zu fürchten, vor dieſen und jenen und allen möglichen Dingen, damit Sie in die Uebung kommen. Wollen Sie das thun? Es wird ſehr zu meiner Beruhigung gereichen. Nach beſeitigter Gefahr können Sie ja Ihren Heldenmuth immer wieder hervorholen.

In dem neueſten Hefte des Mercure de France, einem wöchentlich erſcheinenden Journal, ſtehen Aphorismen aus meinen Schriften, die recht gut überſetzt ſind. — Hat man denn in Frankfurt auch davon geſprochen, daß Paskewitſch in Warſchau auf der Straße ermordet worden iſt? Eine hieſige Zeitung gab geſtern die Nachricht. Unglaublich iſt es nicht. Wie dumm, unpolitiſch und grauſam war es vom ruſſiſchen Kaiſer, dem Paskewitſch den Titel eines Herzogs von Warſchau zu geben, und dadurch das Unglück der Polen zu verhöhnen, und ihren Haß gegen ihren Unterdrücker noch giftiger zu machen. Welch' ein ſchnöder Hochmuth!

Neulich kramte ich unter meinen Papieren und fand das Rheiniſche Wanderbuch*), wie es zu ſeiner Zeit im Morgenblatte abgedruckt war. Ich las es und es gefiel mir ſehr gut. Aber ſagen Sie mir, warum habe ich das nicht in meine Werke aufgenommen? Haben Sie denn damals gar nicht davon geſprochen, gar nicht daran gedacht? — Ihr Conrad liest ſchon ſeit vierzehn Tagen Iphigenia, Egmont, die natürliche Tochter, und das übrige Theater von Göthe mit dem größten Eifer. So oft ich nach Hauſe komme, finde ich ihn über den Büchern. Es iſt mir nicht lieb, ich will nicht, daß meine Unterthanen aufgeklärt werden, das führt zu Revolutionen.

Heine war bei mir und hat mir aufgetragen Sie zu grüßen. Er fragte mich, wie oft ich Ihnen ſchreibe, und als er hörte, wöchentlich zweimal, war er ſehr darüber erſtaunt. — Höchſt bedauernswürdig iſt der Heine, aber nicht blos zu beklagen,

*) S. nachgelaſſene Schriften, I. p. 1 ff.

ſondern auch anzuklagen, wegen ſeiner Geſundheit, die er durch Ausſchweifungen zerrüttet und täglich mehr verdirbt. Er hat ſich durch ſein lüderliches Leben ſolche Uebel zugezogen, welche die Nerven und den Kopf endlich ganz zerſtören, ſo daß dieſer ſo geiſtreiche Menſch noch einmal dumm, ja wahnſinnig werden kann, wenn er nicht ſo glücklich iſt, früher das Leben zu verlieren. Er iſt ſo erſchöpft, und das iſt der Ausdruck, womit er gewöhnlich ſelbſt klagt, daß er Abends 9 Uhr zu nichts mehr zu brauchen iſt, und ſich zu Bette legen muß. Er leidet beſtändig am Kopfe. Als er mir heute ſein Uebel klagte, mochte ich ihm freilich die gefährlichen Folgen desſelben, die er nicht kennt, nicht aufdecken, aber ich gab ihm mit dem wärmſten Eifer die beſten Verhaltungsregeln, wie er ſeine Lebensart einzurichten und ſich zu heilen habe. Es iſt aber nicht daran zu denken, daß er ſie befolgt; denn ſein Charakter iſt zu morſch, er hat nicht die geringſte Willenskraft mehr.

Den Brief muß ich heute ſchon ſchließen, ob

er zwar morgen erſt abgeht; denn morgen habe ich keine Zeit etwas hinzuzuſetzen. Ich muß nehmlich mich früh putzen, um von elf Uhr an, erſt auf der Mairie und dann in der Kirche zuzubringen. Der S. macht Hochzeit, und ich werde als Zeuge der bürgerlichen und kirchlichen Trauung beiwohnen. Heine iſt der andere Zeuge. Wenn mir die Ceremonie gefällt, denke ich ſie bald nachzumachen. — Glauben Sie nicht — wenn Sie das tröſten kann, daß die Polen durch Verrath untergegangen. An Verräthern wird es zwar nicht gefehlt haben, aber der Verrath des Glückes geht immer vorher. So iſt Napoleon auch untergegangen. Als ihn das Glück verließ, verließen ihn die Allertreuſten.

Den 27. Oktober.

Ich habe von Campe in Hamburg Nachricht erhalten. Das iſt ein Erzſchelm, und was zum lachen iſt, er theilt mir ſeine Schelmereien als etwas neues mit. Als hätte ich die nicht ſchon längſt gekannt! Nachdem er ſich immer angeſtellt, als wollte er die

Pariſer Briefe dem Publikum als den noch ſchuldigen achten Theil überlaſſen, rückt er jetzt damit heraus: er habe an meinen Schriften großen Schaden gehabt, es ſei daher billig, daß er ſich wieder auf andere Art zu erholen ſuche. Das hat der ehrliche Mann nun ſo angefangen. Aus den Pariſer Briefen hat er zwei Theile gemacht, die er als beſonderes Werk verkauft, und die als neunter und zehnter Theil meiner Werke hervortreten. Und der achte Theil? den achten Theil bildet das Tagebuch. Das wäre freilich ein magerer Band, aber er ſei ja dem Publikum nicht mehr ſchuldig! Die Briefe werden gewiß vier bis fünf Gulden koſten. Das Spaßhafteſte iſt aber, daß der neunte und zehnte Theil früher erſcheinen als der achte. Dieſer (das Tagebuch) wird erſt im Januar gedruckt. Die Abonnenten meiner Werke, die ſo lange auf den achten Theil gewartet, müſſen alſo jetzt noch länger warten, und wenn ſie die Briefe haben wollen, müſſen ſie ſie beſonders bezahlen. Campe ſchreibt: Die Pariſer Briefe würden ein Labſal für die

Leute sein. Ich kann mir wohl denken, daß sie ihm ein Labsal sind. Was meine Werke nun auf einmal dick geworden sind! jetzt bilden sie zehn Bände. Blasen Sie die um, wenn Sie können.

Vorgestern war die Trauung von Dr. S. Ich bald gestorben vor Ungeduld. Das soll mir aber zur Warnung dienen. Wenn ich das so langweilig an einem Freunde fand, wie unerträglich müßte mir erst sein, wenn ich selbst heirathete. Von zehn bis zwei Uhr haben mich die beiden Trauungen auf der Mairie und in der Kirche hingehalten. Ich und Heine waren Zeugen und mußten die Protokolle des Civilstandes und des Kirchenbuches unterschreiben. Als der Sekretair Heine fragte, wie sein Name geschrieben werde? antwortete er: mit einem Hache, statt zu sagen mit einem Asch (H). Darüber wurde er von S. und H. ausgelacht, was ihn in die größte Verlegenheit setzte, denn so gern und oft er spottet, so wenig kann er doch selbst Raillerie ertragen. Auf der Mairie fragte man S., ob seine Frau ihren Namen unterschreiben

könne? das iſt hier etwas ſeltnes. Es wurden zugleich noch zwei andere Paare aus den niedrigſten Ständen getraut, deren Begleiter und Zeugen zum Theile keine Strümpfe hatten. Dieſe intereſſirten mich im höchſten Grade. Aber man mag ſagen was man will: die Armuth an Geld und Bildung macht ſelbſt die Liebe minder ſchön. Dieſe guten jungen Ehpaare, die ſich wahrſcheinlich ſehr lieb hatten — man hatte Mühe, ſie in ihrem gemeinen Putze, und in ihrem zwar beſcheidenen aber doch auffallenden Betragen gegen einander, nicht lächerlich zu finden. Bei dieſer Heirathsgelegenheit wo ich drei Stunden mit Heine beiſammen war, konnte ich ihn recht gut beobachten und kennen lernen. Nie iſt mir eine feigere Seele vorgekommen, die ſich mit ſolcher Geduld von ihrem Körper tyrannifiren läßt. Er iſt ſo herunter, ſo morſch, ſo bettlägerig in ſeinem ganzen Weſen, daß ich mir immer im Stillen überlegte, ob er mehr zu verachten oder mehr zu bedauern ſei. Wenn Einer mit einem ſolchen unglückſeligen Zuſtande Nachſicht hat, ſo habe ich

ſie, denn ich brauche ſie ſelbſt für mich. Ich habe doch auch ſeit meiner frühſten Jugend an Krankheiten gelitten, die mein Gemüth beunruhigten, aber völlig beherrſchen und umwerfen konnten ſie mich doch nie, und mein Stolz ſiegte immer noch über meine Nerven. Heine aber verſucht nicht den geringſten Widerſtand, und wie eine Wetterfahne gibt er jeder Laune des Windes nach. Zerriſſen, ausgefaſert, abgefärbt, wie ein alter ſeidner Weiberrock, verdroſſen, niedergebeugt, wehmüthig, wie einer der den Katzenjammer hat — ich möchte ſo nicht leben. Sollte einmal in Deutſchland eine politiſche Revolution eintreten, ſo würde Heine eine zwar kurze, aber für ihn und die Welt höchſt verderbliche Rolle ſpielen. Er wäre wie alle ſchwache Menſchen, der blutigſten Grauſamkeiten fähig. Er iſt von der größten Feigheit, und er hat mir offen geſtanden, daß er in Italien mit Florenz ſeine Reiſe beſchloſſen, weil er ſich gefürchtet nach Rom zu gehen, denn er habe Feinde dort, die ihn gewiß hätten ermorden laſſen (wahrſcheinlich Graf Platen). Chri-

ſtenthum, Religion überhaupt, iſt ihm nicht blos ein Gräuel, es iſt ihm ein Ekel. Und als er unter ſolchen Geſprächen mich auf der Straße verließ und ich ihm eine Weile nachſah, kam er mir vor wie ein welkes Blatt, das der Wind umher treibt, bis es endlich durch den Schmutz der Erde ſchwer geworden, auf dem Boden liegen bleibt, und ſelbſt zu Miſt wird.

Weil wir gerade von Schmutz reden, muß ich Ihnen noch folgendes von meiner Heirathsgeſchichte erzählen. Als ich um zehn Uhr von zu Hauſe wegfuhr, dachte ich, in einer Stunde wäre alles vorüber, und ich ſah mich daher mit keinem Frühſtücke vor. Mein Hunger ſtieg und ward endlich ſo heftig, daß ich es nicht länger mehr aushalten konnte. Kurz vor der Ceremonie eilte ich aus der Kirche, um ſchnell etwas zu eſſen. Aber in dieſem finſtern, engen, armſeligen, mir gänzlich unbekannten Theile der Stadt, war weit und breit kein Kaffehaus, kein Bäcker, kein Patiſſier zu finden, und ich ſollte ſchnell zurück ſein. Endlich gab mir

mein guter Genius den Gedanken ein, mir bei einem Epicier eine Tafel Chokolade zu holen. Mit dieſer eilte ich zurück, ſtellte mich unter der Kirchthüre neben den Kirchendiener, und aß mit dem größten Heißhunger. In meiner Eile, denn ich fürchtete die Trauung zu verſäumen, und in meinem warmen Eifer, bereitete ich mir im Maule ohne Topf und Feuer eine ganz natürliche Trinkchokolade. Da aber der Mund nicht zum Topfe eingerichtet iſt, lief die Chokolade heraus, und über meinen guten ſchwarzen Rock, und eine noch ganz neue ſeidne Weſte. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Nicht etwa als hätte ich mir aus den verdorbenen Kleidern viel gemacht; aber mit Schrecken dachte ich daran, was es für Zank abſetzen würde, wenn wir zuſammen kommen, und Sie das Unheil entdeckten. Ich hatte mir feſt vorgenommen mich in die Seine zu ſtürzen, wenn die Flecken nicht herausgingen. Aber Conrad brachte alles wieder in's Reine. Sie ſehen alſo was dieſe Heirath eines Andern mir für Langeweile, Zeitverluſt

und Betrübniß verursacht. Ich beschwöre Sie also, theuerste Freundin, mir nie wieder von Heirathen zu sprechen.

Den 28. Oktober.

Mit Ihrem Briefe hatte ich heute große Freude. Er überraschte mich, da ich ihn erst Morgen erwartete. Recht schön, daß Sie nach Rüdesheim gehen. An schönem Wetter wird es nicht fehlen. Hier ist es fortwährend herrlich. Die Wärme fast täglich 18 Grad... Da mir Campe geschrieben, daß der Druck der Briefe erst diese Woche beendigt wird, können Sie das Buch in Frankfurt vor Ende Novembers nicht erhalten. Was werden aber die Leute jammern, wenn sie erfahren, daß sie das Buch besonders bezahlen müssen, und nicht als achten Theil meiner Werke unentgeldlich erhalten. In Frankfurt werden nun manche die Schuld auf mich werfen. Sie müssen mich daher rechtfertigen, den Leuten sagen, daß ich den achten Theil früher als die Pariser Briefe abgeliefert, und daß Campe ihn nur aus Spekulation zurückhält. Daß die Briefe

gefallen werden, werde ich ſo lange bezweifeln, bis die Erfahrung mich vom Gegentheile belehrt. Daß ..... ſtehen geblieben, iſt Ihre Schuld. Ich habe es ſtreichen wollen, Sie haben ſich aber dagegen geſetzt. Und wenn man ſich darüber beklagt, werde ich mich in einem Journale vertheidigen, und alle Schuld auf Sie werfen. Ich freue mich ganz unbändig wie die Rezenſenten über Sie herfallen werden. Sie dumme, dumme, dumme Perſon, ſich ſo von mir zum beſten halten zu laſſen!

Neulich war ich in der Opera-Comique. Dieſes Haus, das an die Stelle des von Ihnen gekannten Theatre Feydeau kam, welches abgeriſſen worden iſt, hatte ich noch nie geſehen. Es iſt eines der ſchönſten und größten Theater hier. Drei Opern wurden an einem Abende gegeben! fünf Akte! Fra Diavolo und noch zwei einaktige. Ich war froh, als der Spaß ein Ende hatte. Nach den Italienern kann Einem das franzöſiſche Singen nicht gefallen. Und Auber nicht nach Roſſini. Morgen über acht Tage tritt meine geliebte Malibran wie-

der auf, und ich habe schon gestern mein Billet zur Vorstellung holen lassen.

Mit meiner Wäsche habe ich große und wichtige Reformen vorgenommen. Die Goliaths-Halstücher die Sie mir einst gekauft, habe ich theilen, und die langen, weiten Kragen an meinen guten Hemden, kürzer und enger machen lassen. Die Näherinnen gehen den ganzen Tag bei mir aus und ein. Aber sein Sie ruhig, Conrad läßt mich nie mit einer nur einen Augenblick allein. Ich muß den Esel einmal einem jungen Menschen auf vier Wochen zur Bildung überlassen, damit er bei solcher Gelegenheit Prügel bekomme und Sitten lerne. Gestern kam eine neue Ouvrière zu mir (ich hatte die Erste wegen ihrer Saumseligkeit abgeschafft) die sehr schön war. Der Conrad blieb ihr nicht allein immer zur Seite, sondern lachte auch dabei ganz sonderbar. Was er Gutes im Sinne hatte möchte ich wissen; denn an etwas Arges dachte er gewiß nicht. Das schöne Mädchen gerieth, wie ich ganz deutlich bemerkte, über das verdammte Lächeln

meines Schelms von Figaro in die peinlichſte Verlegenheit.

Gegen voriges Jahr ſpare ich monatlich vierzig Franken an Hausmiethe. Dagegen brenne ich jezt Wachslichter, zur ſprachloſen Bewunderung aller armen Deutſchen die mich beſuchen, und zum Entſezen des *** der, als er die Wachslichter ſah, gewiß die lezte Hoffnung aufgab noch einmal eine günſtige Rezenſion von mir zu erkaufen.

Den 30. Oktober.

Guten Morgen.... Ich will noch ein wenig ſatiriſiren und dann mit einigen Worten über die Cholera dieſen langen Brief auf eine angenehme Weiſe ſchließen. Der Herzog von Mortemart, franzöſiſcher Geſandter in Petersburg, hat dort alle Erfahrungen über die Cholera ſammeln, und in einer im populären Vortrage abgefaßten Brochüre bekannt machen laſſen. Die Blätter der Regierung empfehlen die Schrift dem Volke. Daraus ſchließe

ich, daß man die Hoffnung, die Cholera von Frankreich entfernt zu halten, aufgegeben hat. Ich weiß nicht ob ich nicht lieber in Paris bleiben soll. Aengstlich bin ich gar nicht, denn ich würde mich durch zweckmäßige Diät schon zu bewahren wissen. Was meinen Sie? Reden Sie nur ohne Scheu; ich thue doch was ich will, und Sie übernehmen gar keine Verantwortlichkeit — Sie irdische Vorsehung! .. In der Hamburger Zeitung werden in den Kranken- und Todtenlisten auch die Verhältnisse der Geschlechter angegeben. Auf 4 Kranke und 4 Todte kömmt immer nur eine Frau, was werden die Männer im Preise steigen, die Weiber im Preise sinken! .. Merkwürdig ist das Zahlenverhältniß der abnehmenden Verderblichkeit der Cholera, wie sie in den cultivirten Ländern weiter vorschritt. In Lemberg sind gestorben von 1000 Einwohnern 51 Personen; in Mitau 34; in Riga 31; in Posen 16; in Petersburg 12; in Königsberg 11; in Elbing 9; in Danzig 8; in Stettin 5; in Berlin 4. Also im De-

ſterreichiſchen, in dieſem glücklichen Reiche, wo die meiſte Unwiſſenheit herrſcht, ſind auch die meiſten geſtorben! In Wien ſoll die Sterblichkeit weit gröſſer ſein, als in den dortigen Zeitungen angegeben wird.

Mittwoch, den 2. November.

Ueber eine Menge Dinge bin ich dieſen Morgen vergnügt! Ich möchte gern mein ganzes Glück mit Ihnen theilen, aber ich zweifle, daß Sie die ganze Hälfte annehmen. Erſtens: über das rauhe, kalte, regneriſche, winterliche Wetter. Ich habe zum erſten Male Feuer gemacht, und an dieſem Tage, wenn die Natur abtritt, und der Menſch die Regierung des Jahres beginnt, fühle ich mich immer etwas königlich geſtimmt. Zweitens: Ueber die Frankfurter Revolution. Drittens: hat mir Herr von Haber geſtern Abend köſtlichen Taback geſchickt, aber vom beſten Holländiſchen. Viertens: habe ich beim Frühſtück mich und meine Lage mit Heine und der ſeinigen verglichen und geſehen, wie viel beſſer und glücklicher ich bin

als er. Endlich — aber das glauben Sie mir nicht, es ist eine Idylle — bin ich nach dem Frühstücke plötzlich um einige vierzig Jahre jünger, in meine früheſten Kinderjahre zurückgezaubert worden. Ich habe .....! Götter! — — Das bringt Glück. Da kömmt Ihr Brief, den ich nicht erwartet, von dem ich nicht geträumt. Sie waren etwas zerſtreut, Madame, als Sie Ihren Brief anfingen, Sie haben ihn vom 9. Oktober datirt, ſtatt vom 28. Oder wollten Sie ſich um 19 Tage jünger machen? Dem S. danke ich auf's freundlichſte für ſeinen umſtändlichen Bericht über die drei glorreichen Frankfurter Tage. Daß „nur Kinder und Diplomaten die Thorſperre nicht bezahlen," werde ich einmal drucken laſſen. Es ſind fünfzehn Sylben, die mir 11 Kreuzer 1 Pfennig Honorar einbringen. Paſſen Sie recht auf, daß Sie mir noch mehr Sylben verſchaffen; man braucht hier erſchrecklich viel Geld. — Es iſt doch ſchade, daß Sie nicht am Rhein waren. Die Erinnerung eines im Herbſt genoſſenen Vergnügens kann einem den ganzen

Winter warm machen. Möchten Sie dafür Erſatz finden.

Sonntag habe ich mit Heine bei *** zu Mittag gegeſſen. Wir trafen uns zufällig vor dem Hauſe und traten zugleich ein. Als wir in's Zimmer kamen fragte ich Madame ***, iſt denn der Boden ſtark genug, kann er zwei große Männer wie wir zugleich tragen? Es war das erſte Mal, daß ich mit Heine in Geſellſchaft war. Mit mir ſprach er wenig, ja er blieb immer von mir entfernt, und ſuchte ſich einen eignen Mittelpunkt. Abends, da mehrere Leute zur gewöhnlichen Sonntags-Geſellſchaft kamen, bemerkte ich, daß Heine mit keinem der bedeutendern, gebildetern ſprach, ſondern ſich gerade dem Jüngſten in der Geſellſchaft, faſt noch ein Knabe, zur Seite ſetzte, und ſich mit ihm unterhielt. Er war gerade bei beſſerer Laune als gewöhnlich, ich kann ihn alſo nicht einmal mit ſeiner Hypochondrie entſchuldigen. Seit kurzem iſt eine Schauſpielerin vom dritten Range, mit ihrem Manne, einem Theaterdichter, hier. Bei dieſen

Leuten iſt Heine zu allen Zeiten des Tags. Und das ſind nicht etwa genialiſch-joviale — lebensluſtige Menſchen, ſondern ganz ſolid-bürgerliche, aber auch ſehr gewöhnliche Menſchen. Was halten Sie von einem ſolchen eiteln Charakter, immer gemeine Umgebungen zu ſuchen, um überall der Erſte zu ſein? Man merkt es dem Heine deutlich an, wie er immer gern was beſonders Auffallendes ſagen möchte, und lieber ſchweigt, als etwas gewöhnliches ſpricht. Beſonders ärgert mich an ihm ſeine Sucht immer Lachen zu erregen. Lachen iſt eine der unterſten Seelenbewegungen, und ein Mann von Geiſt ſollte auf höhere Wirkung ausgehen. Er hat mir neulich geſagt, daß er ſpiele, und ich habe ihm ganz freundſchaftlich den Text darüber geleſen. Was ich gegen das Spiel vorgebracht, ſchien ihm alle neu zu ſein. Ueberhaupt mag er ſich um die Moral nie viel bekümmert haben. Der arme Heine wird chemiſch von mir zerſetzt, und er hat gar keine Ahnung davon, daß ich im Geheim beſtändig Experimente mit ihm

mache. — — Philoſoph iſt Heine nicht und wird nie einer werden, und da bedenke ich dann freilich trotz meines argen Tadels, daß wenn man Heine ſeine Täuſchungen, ſeine Verirrungen, ſeine Gedankenloſigkeit nähme, der Duft und Nebel, der ſo reizend und zauberiſch über ſeine Schriften verbreitet iſt, ſchwinden, und dann wenig an ihnen und an ihm ſelbſt übrig bleiben würde.

Neulich beſuchte ich *** zum Erſtenmale, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Ich ennuyirte mich eine qualvolle Stunde lang mit der Frau allein. Sie hat etwas im Geſichte was mir gefällt, aber ſie wußte mich gar nicht zu unterhalten und ſchien mir betrübt. Wenn die zufrieden iſt, dann muß ich mich wenig verſtehen auf den Ausdruck des Mißmuths, und das Glück muß eine Farbe haben, die ich gar nicht kenne.

Sie ſind ungeduldig auf meine Pariſer Briefe. Ich zittere um ihre Erſcheinung, weniger wegen Deutſchland als wegen Paris. Sie werden mit ſolcher Ungeduld erwartet, daß ſie der Erwartung

nicht entſprechen könnten, auch wenn ſie beſſer wären als ſie ſind. Aber Sie beleidigen mich, wenn Sie vom 8ten und 9ten Bande meiner Werke ſprechen. Bin ich denn ein ſolcher Lump, daß ich nur neun Bände geſchrieben? Zehn habe ich gemacht. Der 9te und 10te kommen jetzt, der 8te Krüppel hinkt ſpäter nach. Verboten werden ſie gewiß, und ich erwarte daß ſie ſogar mich verbieten.

Freitag, den 4. November.

Wird ſich diesmal wieder eine gute Seele (um aus Höflichkeit nicht Narr zu ſagen) finden, meine Briefe abzuſchreiben? — Auf jeden Fall theile ich Ihnen mit, wie ich die Briefe abgeſchrieben zu haben wünſche, damit die Fehler des vorigen Mals, die mir ſo viel Beſchwerlichkeiten verurſacht, vermieden werden. Erſtens: Zu jedem Brief muß ein neuer Bogen genommen werden. Zweitens: Wenn der Brief mehrere Daten hat, muß mit jedem Datum ein neuer Abſchnitt gemacht werden. Drittens: Nach jedem Gedankenſtrich wird in

der Regel ein neuer Abſchnitt gemacht. Der Herr Abſchreiber oder die Frau Abſchreiberin werden aber zu unterſcheiden wiſſen, wenn Sätze, ob zwar durch einen Strich getrennt, zuſammen gehören, in welchem Falle kein Abſchnitt gemacht wird. Viertens: Abbreviaturen ſind bei Gefängniß, germaniſirte lateiniſche oder franzöſiſche Worte mit lateiniſchen Lettern zu ſchreiben, bei Brandmarkung, und ꝛc (wie jetzt ſtatt jezt) bei Todesſtrafe verboten. Uebrigens wird alles abgeſchrieben. Mit Ausnahme deſſen was a. gegen die beſtehende Staatsverfaſſung, b. gegen die Religion, c. gegen die Sitte, d. gegen den Adel, e. gegen den hohen deutſchen Bund, f. gegen die auswärtigen Mächte, g. gegen die innern Angelegenheiten gerichtet iſt.

Wer hat mir denn die ſchönen meteorologiſchen Beobachtungen mitgetheilt? Ihr Revolutionärs habt aber ein miſerables Klima in Vergleichung des hieſigen. In den Tagen von dem 15.—21. Okt. war eure höchſte Wärme um 3 Uhr Nachmittags 15 Grad und hier 19, eure kleinſte Wärme um Mittag 8 Gr. und hier 15.—

Freitag, den 4. November.

Ich habe heute wieder einen Brief von Campe erhalten. Der nimmt die Backen voll! Es ist doch schön, daß jeder Schriftsteller wenigstens einen guten Rezensenten findet — seinen Verleger. Er schreibt mir: „.... Der Drucker, würde er bekannt, wäre unglücklich;" also darüber geschwiegen. „.. Die Versendung in entfernte Gegenden ist „durchweg seit dem 21. (Oktober) vollendet, hier „geschieht sie den 12. November... C. der mich „entsetzlich um einige Bogen nur plagte, hat aus „Vorsicht nicht einen Buchstaben zu sehen bekommen, „weil die Konfiskation nach meiner Erfahrung, so„fort nach Bekanntmachung erfolgt. Geschieht es „nicht, so ist es aus Rücksicht gegen Sie, da man „Sie nicht unter die Wandelbaren: Witte, Maltitz, „Heine u. s. w. zählt, sondern etwa aus Respekt „für Ihren konsequenten Charakter unterläßt. Denn „beim deutschen Publikum sind Sie als ein be„dächtiger, zu einer gewissen Reife gekommener, „redlicher Mann bekannt, den man also mit der

„Jugend nicht in einen Topf werfen kann. Auf „dieſe Rückſicht baue ich etwas, ſo daß nicht augen„blicklich das Verbot da iſt, ſondern mir Zeit ge„laſſen wird, mein Geſchäft damit möglichſt zu „ordnen..". Sie ſehen aus Campe's Aeußerungen, beſonders aus den Complimenten, die er mir macht, wie vergnügt er iſt, und daß er ſich goldene Berge von dem Buche verſpricht.

—— Van Heine ſtehen jetzt die erſten Artikel eines langen Aufſatzes über die letzte Pariſer Gemälde-Ausſtellung im Morgenblatte. Ich bin heute mit der größten Begierde darüber hergefallen, aber nicht befriedigt worden. Schöne Sachen ſind darin, das verſteht ſich. Man ſieht es ihm an, daß er ſich nicht frei gefühlt. Er hat ſich zwar den Gegenſtand gewählt, aber man wird freiwillige Dienſtbarkeit noch überdrüſſiger als aufgezwungene. Man frägt ſich: warum war ich ein Narr? Ueberhaupt glaube ich, daß Paris kein geſundes Klima für Heine's Geiſt iſt. Man kann auf Paris anwenden, was er ſelbſt ſo wahr von London geſagt: es iſt ein

Ort für Philoſophen aber nicht für Dichter. Auch hier liegt der Stoff zu hoch und dick auf allen Wegen, und der Dichter kann ſelbſt mit den Flügeln ſeiner Phantaſie nicht darüber hinaus. Auf die andere Seite zu kommen, muß man ein philoſophiſches Ungeziefer ſein, wie ich, das ſich durch die kleinſte Ritze einer Mauer windet. Sehr ergötzt in Heine's Artikel hat mich, was er bei Gelegenheit eines Gemäldes von Talleyrand ſagt. Gerade das Gegentheil von dem was ich, auch bei Gelegenheit eines Gemäldes über ihn geäußert. An dieſem Beiſpiele zeigt ſich am deutlichſten der Unterſchied zwiſchen einem Dichter und einem Philoſophen. Heine ſah nur die vordere Seite von Talleyrand, die ich ſelbſt auch am frühſten wahrgenommen. Aber als philoſophiſcher Wurm bohrte ich mich endlich durch die Scheidewand und erkannte auch Talleyrand's Rückſeite. Gewinn iſt freilich dabei nicht für den alles durchdringenden Philoſophen; er weiß mehr als der Dichter, und weiß darum endlich gar nicht was er weiß. Es iſt zu wieder-

holen, Heine's Aufſatz hat mich angezogen, aber nicht gefeſſelt, ich las ihn zerſtreut, und was mir zum erſtenmale mit ſeinen Schriften begegnete, ich war nicht verdrießlich, als ich mit dem Leſen fertig war. Der Eindruck auf mich iſt ſo, daß ich in Verlegenheit ſein werde, wenn er mich um meine Meinung fragt. Zum Glücke kann ich in Paris lange die ausweichende Antwort geben: ich hätte die Blätter noch nicht zu ſehen bekommen. Leſen Sie den Aufſatz und ſagen Sie mir Ihre Meinung.

Den 10. November.

Sie wollen mir nicht eher ſchreiben, als bis dieſer mein Brief ankömmt? Wiſſen Sie denn aber auch, daß mir dann eine Faſtenzeit von zehn Tagen aufgelegt wird, von heut an gerechnet? Aber immerhin, thun Sie was Sie wollen, wie es in den Wald hineinſchallt, wird es herausſchallen.

Den 11. November.

Von Campe erhielt ich heute folgendes Schreiben. „Hamburg, 5. November. Heute habe ich

„Ihnen, geehrter Herr, zu melden, daß ich Ihre „Briefe vor drei Tagen ausgegeben habe und daß „heute Nachmittag um drei Uhr, der ganze Vorrath „davon confiscirt iſt, und zwar wie der Befehl „wörtlich lautet .... „Abſeiten der Polizei-Behörde „„wird bei hundert Thaler Strafe für jeden Contra„„ventionsfall verboten, das bei Herrn Hoffmann „„und Campe hieſelbſt erſchienene Buch betitelt: „„Briefe aus Paris von Ludwig Börne, „„1832, 2 Bände, zu debütiren, und ſind die vor„„handenen Exemplare einſtweilen in Beſchlag zu „„nehmen, mit Vorbehalt anderweitiger Verfügung. „„Ampl. Senatus. Hamburg d. 5. Nov. 1831 ....“ „So weit ſind wir, was weiter folgen wird ſteht „dahin. Jedenfalls hat man es ernſtlich im Sinne, „mir etwas am Zeuge zu flicken; ich erſuche Sie „daher, wenn es nöthig wird vor der Welt meinen „Advokaten zu machen“.. Wenn ſchon der Campe für ſich fürchtet, er möchte eingeſteckt werden, was hätte ich ſelbſt nicht erſt zu fürchten? Ich dürfte es wahrhaftig jetzt nicht wagen nach Deutſchland zu kom-

men. Ich habe dort zwar einen tapfern Huſaren, der mich vertheidigen würde; aber was hilft ein Huſar gegen die ganze preußiſche und öſterreichiſche Armee? Sorgen Sie nur dafür, daß man nicht Sie am Kragen faßt — oder vielmehr an der Halskrauſe. Revolutionäre Briefe machen nicht allein den ſtraffällig der ſie geſchrieben, ſondern auch den an welchen ſie gerichtet ſind. Ganz gewiß hat der Hamburger Senat nicht aus eigenem Antriebe meine Werke konfiscirt, ſondern einer der dort befindlichen Geſchäftsträger wird geklagt haben. Uebrigens wird das der Verbreitung des Buches keinen großen Eintrag thun. Der Campe ſcheint ſehr vergnügt über ſein Unglück zu ſein.

Dienſtag, den 15. November.

Wenn Sie Wort halten und mir nicht eher wieder ſchreiben, bis Sie meinen heutigen Brief erhalten, es wäre zu ſchrecklich! Ich werde es nicht eher glauben bis ich es erfahren, und wenn ich es erfahren, werde ich es immer noch nicht glauben.

Haben Sie mir denn gar nichts Intereſſantes zu ſchreiben, nichts woran mir und Ihnen beſonders viel gelegen iſt? Beſinnen Sie ſich. Ich weiß, daß wenn Sie ſchweigen, es nicht aus Mangel an Vertrauen geſchieht, ſondern aus Aengſtlichkeit. Es gibt Dinge die Sie keinem Briefe anvertrauen. Aber wozu ſo beſorgt? Außer mir bringt nur noch der gräuliche Eſſig in das Inwendige Ihrer Briefe, und dieſer geht ſchnell durch und bekümmert ſich um keinen ſüßen Inhalt. — — Abends. O ich Eſel! Kaum hatte ich obige Worte ausgeſchrieben, da kam Ihr Brief. Daß ich Sie noch nicht kenne, und mich vor Ihren ſchlimmen Vorſätzen fürchte! Sie werden zu jeder Zeit einen Vorwand finden mir öfter zu ſchreiben, und ich werde Sie ſchon durch Fragen und Aufträge im Gange erhalten. — — Wie lange bin ich wieder geſtört worden! Noch eine ganze Seite gedachte ich zu ſchreiben. Jetzt muß ich ſchließen.

Samſtag, den 19. November.

Die Kraft meiner Philoſophie muß mir vor-

züglich in den Füßen ruhen. Sie haben eine Art philoſophiſcher Elektrizität, die ſich durch Berührung mittheilt. Das ſehe ich an Conrad, der Abends ſo oft er mir die Strümpfe auszieht, zu philoſophiren anfängt, wenn er auch den ganzen übrigen Tag ein vernünftiger Menſch geweſen. Hätte ich mir nur jedesmal gemerkt, was er dann mit mir ſpricht, es wäre eine ſchöne Blumenleſe geworden! Geſtern Abend fragte er mich: „Iſt denn die Urne ein Sinnbild der Vergänglichkeit?“ Ich war ganz verblüfft, und fragte, warum? Ja, ein Freund von ihm habe ſich ein Pettſchaft mit einer Urne ſtechen laſſen, weil das ein Sinnbild der Vergänglichkeit ſei! Dieſer Freund Conrad's und der Vergänglichkeit iſt ein Schreinergeſell von zwanzig Jahren und ſehr rothen Backen. Was ſo ein deutſcher Handwerksburſch gemüthlich iſt, und es ſelbſt in dem Faubourg St. Antoine bleibt. Was wir, ich und Conrad für herrliche Menſchen ſind, das wiſſen Sie eigentlich gar nicht. Die Sklaverei verdirbt die edelſten Seelen, und erſt von Ihnen

entfernt, tritt unſere Vortrefflichkeit hervor. — — Da iſt der gute Brief! Mein Buch bringt mir den Vortheil, daß Sie mir öfter ſchreiben, welchen Gewinn ich zum kleinen Honorar ſchlage, das ich dafür bekomme, wodurch es ſehr groß wird. Gegen eine Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich iſt gar nichts einzuwenden, und die wenigen Einwendungen die Sie machen, ſind von keinem Gewichte. Was erſtens die Cholera betrifft, ſo iſt's ja eben die Cholera weßwegen ich Paris verlaſſen möchte, denn ſo lange ſie Paris nicht bedroht, würde ich mich nicht von hier entfernen. Aber im unglücklichen Falle, was ſoll ich hier machen? Ich glaube zwar nicht, daß hier die Cholera auf das öffentliche und geſellige Leben einen ſo ſtörenden Einfluß haben würde, als es in Berlin und Wien der Fall war. Die Franzoſen ſind leichtſinniger, grübeln weniger, und ſcherzen leicht alles weg. Da ſie indeſſen auch lebensluſtiger und ſelbſtſüchtiger als wir Deutſche ſind, kann es doch kommen, daß die geſellige Heiterkeit durch die Cholera getrübt wird.. Daß das

Reisen meiner Gesundheit schaden könnte, darüber mögen Sie sich beruhigen. Ich würde nur kleine Tagereisen machen.. Kann man auch nicht berechnen wo man vor der Cholera sicher ist, so ist mir doch nur daran gelegen, nicht in Paris zu sein, sondern an einem kleinen und seines Klimas wegen günstigern Orte. Avignon, Montpellier, Hyères, man hat nur zu wählen; das sind lauter Frühlingsgegenden. Ich werde die Schauplätze von Thümmel's und Sterne's Empfindungen aufsuchen, doch nicht um zu heucheln wie sie, sondern um zu genießen. Ich verspreche Ihnen eine empfindsame Reise, worüber alle Staats-Papierhändler in Thränen zerfließen sollen.

Dienstag, den 22. November.

Gestern Abend wurde die Oper: Robert der Teufel, von Meyer-Beer, zum erstenmale aufgeführt. Der dritte Akt war von dem Componisten selbst, als der beste angekündigt. So fand ich es auch. Es waren Geisterchöre, Beschwörungen, Teu-

felsgeſchichten. Der Landsmann Webers und überhaupt der Deutſche, war da in ſeinem Hauſe. Es iſt eine Art Fauſt- und Mephiſtophles-Geſchichte. Aber der Teufel der ſeinen Freund (Robert le Diable, Herzog der Normandie) verderben will, will es nicht aus Bosheit, ſondern aus Liebe. Robert war ſein Sohn. Er ſelbſt der Vater, iſt auf ewig verdammt — ich weiß nicht warum. Weil er ſich nun in der Hölle ennuyirt, will er ſeinen eigenen Sohn zum Böſen verleiten, damit dieſer ihm Geſellſchaft leiſten müſſe. Er ſteigt alſo aus der Unterwelt herauf, nimmt die Maske eines Freundes Roberts an, iſt ihm immer zur Seite, und ſucht ihn zu ſchlechten Streichen zu verführen. Endlich kömmt der Augenblick, wo Robert den bekannten Höllen-Contrakt unterzeichnen ſoll. Aber die Tugend rührt ſich in ihm und er zaudert. Da weiß ſich der Teufel nicht anders zu helfen, als daß er Robert bekennt, er ſei ſein verdammter Vater, und er würde ihn unglücklich machen, wenn er aus Liebe zu ihm ſich nicht auch wolle verdammen laſſen.

Die kindliche Liebe siegt, und Robert will eben unterschreiben, als sein guter Engel, der ihm in Gestalt eines Bauernmädchens zur Seite steht, ihn noch zurückhält. Er ist gerettet, und der Vater muß allein in die Hölle zurück. Im vierten Akte kömmt der Begräbnißplatz eines Nonnenklosters vor. Auf einmal erheben sich die Deckel aller steinernen Särge und die todten Nonnen (wohl ihrer fünfzig) kommen heraus, und fangen in ihren Leichenhemden zu tanzen an, ihre Aebtissin (die Taglioni) an ihrer Spitze. Dabei trinken sie Wein aus goldnen Bechern und sind sehr vergnügt. Nach Endigung des Ballets legen sie sich wieder in ihre Särge. Das Alle ist zu gräßlich um nicht lächerlich zu sein.

Die Oper hat fünf Akte; das ist schon zu viel. So breit und hoch zugleich, ist selten eine Phantasie. Die beiden ersten Akte haben mich gelangweilt, bis auf einige Trinklieder, mit welchen jedes Ohr vertraut ist, und mit denen man es darum auch nicht so genau nimmt. Ob aber die Musik,

die mir und andern gut geſchmeckt, wirklich vortrefflich, ob ſie reiner Wein geweſen, oder ob nicht vielleicht den Geſchmack zu verbeſſern, Branntwein und Zucker darunter gekommen — kann ich nicht entſcheiden, da ich kein Kenner bin. In den beiden lezten Akten waren auch ſchöne Sachen. Die Handlung iſt ſchleppend.

In Dekorationen, Coſtüms und in der ganzen Ausſtattung war eine tolle Verſchwendung. Man hat ſo etwas ſelbſt in Paris noch nicht geſehen. Es wurden drei neue Vorhänge blos zu dieſer Oper, für die Zwiſchenakte verfertigt. Einige Unglücksfälle fanden ſtatt. Ein Theil der Kouliſſen ſtürzte auf das Theater, und hätte beinahe eine junge Sängerin erſchlagen. Dann fiel einmal der ganze Himmel zur Erde, im wörtlichen Sinne. Es war nämlich ein finſterer Wolkenhimmel, und während ſich dieſer langſam verzog, ſollte eine dahinter befindliche herrliche Dekoration aufgedeckt werden. Der Himmel fiel aber in Stücken ſo nahe beim Orcheſter nieder, daß er einen Theil der Pulte

und der Muſiker bedeckte. Endlich am Schluſſe, als der böſe Geiſt in die Erde ſinken ſollte, ſtürzte er zu früh hinab, und Robert der oben bleiben ſollte, aber dem Loche zu nahe gekommen war, ſtürzte nach. Es war ein fürchterlicher Lärm im Hauſe. Man fürchtete Robert (der erſte Sänger, Nourrit), hätte den Hals gebrochen, und das Publikum beruhigte ſich erſt, als er wohlbehalten wieder auf's Theater trat, und bewillkommte den Geretteten mit freudigem Händeklatſchen. Da kamen mir die Pariſer wieder gut und liebenswürdig vor. Ein Franzoſe im Theater ſagte mir, jene unglücklichen Störungen wären wahrſcheinlich berechnete Folgen boshafter Intriguen. Das Haus war ſo glänzend wie noch nie beſetzt. Von dem reichen Bankier bis zu Börne und dem Herzog von Orleans, alles hatte ſich den Abend eingefunden. Es war in der That ein herrlicher Anblick und der Hauptſtadt ganz würdig.

Eben erhalte ich Briefe aus Hamburg. Adieu. Ihr verfolgter, aber unerreichbarer B.

Sonntag, den 27. November.

.. Ich habe herzlich darüber lachen müſſen, daß mir Campe jetzt den Antrag macht, ich ſollte doch noch etwas zur Vergrößerung des Tagebuchs ſchreiben, wozu er mir bis zum Januar gern Zeit laſſen wollte. Der wäre es zufrieden, daß ich abermals ein paar Bände ſchriebe das magere Tagebuch fett zu machen, die er dann abermals beſonders verkaufte, worauf er dann zum drittenmale käme und ſagte: das Tagebuch wäre immer noch mager, und ich ſolle es doch dicker machen — und ſo immer fort.

Beſte, machen Sie ſich doch nicht lächerlich, indem Sie den Arzt fragen, ob ich reiſen ſoll oder nicht. Wahrhaftig, Sie verdienten wegen Ihres Glaubens an Aerzte, in Molière's médecin malgré lui zu figuriren. Muß ich ſelbſt denn nicht beſſer wiſſen, was meiner Geſundheit förderlich oder ſchädlich iſt? Was kann denn der Arzt entſcheiden, der mich ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen hat? Verlaſſen Sie ſich nur auf mich; ich

TAYLOR INST. OXFORD

bin nur zu vorsichtig und ich werde nichts thun, was mir schaden könnte. Warum erschrecken Sie denn, so oft ich meinen Brief plötzlich schließe? Warum soll denn plötzlich eingetretene Krankheit Schuld daran sein? Sie sollten doch wenigstens Ihre eigene Aengstlichkeit zu deuten wissen, und sich nicht mehr von ihr beunruhigen lassen. Ich werde künftig so oft ich gestört werde, ein munteres Wort hinzu fügen, einen Fluch gegen den Störer, oder Hurrah, Juchhei! Oder soll ich schließen mit: Ihr gehorsamer Diener? Wählen Sie, was Ihnen am besten gefällt. Gegen *** haben Sie mich gut vertheidigt. Sie sind ein treues ministerielles Maul, und ich werde es bei Gelegenheit dafür stopfen. Wenn Pfarrer Kirchner gegen mich loszieht, so müssen Sie das gerade nicht für Ernst nehmen. Der ist ein Schelm, und hat gewiß heimliche Freude an meinem Buche. Aber aus Heuchelei und um die Leute aufzuhetzen schilt er mich. Doch mag immer sein, er habe es im Ernste übel genommen, daß ich mehreremale in

den Briefen gegen die Pfaffen losgezogen, wozu er freilich auch gehört. Und ***! Ich bedauere ihn.

Wollen Sie denn nicht daran denken, mit der Abschrift meiner Briefe den Anfang zu machen? Es kömmt wenn Sie lange warten, gar zu viel zusammen, und dann wird die Arbeit um so verdrießlicher. Ihre kritischen Blätter erwarte ich mit Ungeduld.

Den 28. November.

Die Cholera ist jetzt auch in Holland. In England soll sie keine großen Fortschritte machen, wenn die Berichte aufrichtig sind, woran man zweifelt. Die Aerzte dort fürchten sich die Wahrheit bekannt zu machen, denn sie stehen unter der Censur des Volks, das sie durchprügelt, wenn sie von der Bösartigkeit der Cholera sprechen. Es ist recht komisch.

Hiller gibt nächsten Sonntag Conzert. Er spielt unter anderm ein von ihm componirtes doppelhändiges Conzert mit Kalkbrenner. Er erzählte mir, sein Bruder habe ihm von Frankfurt

geschrieben: er werde in meinen Briefen vortheilhaft erwähnt. Ich erinnere mich nicht. Nun sei es ihm Hiller auffallend, daß sein Vater, den es sonst ganz glücklich mache, wenn er öffentlich gelobt werde, kein Wort darüber gesprochen. Wahrscheinlich müßten meine Briefe sehr arg sein. Ich mußte sehr darüber lachen. Ich kann mir wirklich denken, daß der alte ängstliche Hiller aus meinen höllischen Briefen mit Schrecken wahrgenommen, daß seines Sohns erwähnt werde, und es ihm schaden könnte, wenn die Leute erführen, daß er mit dem Teufel gut Freund sei. — — Eben erhalte ich die mir geschickten Zeitungen. Sie haben gar kein Porto gekostet, Sie können mir also öfter solche Zusendungen machen. Die Post läßt mir keine Zeit mehr, und neugierig auf die Blätter bin ich auch. Darum schließe ich plötzlich. Der Schlag hat mich nicht gerührt.

Mittwoch, den 30. November.

.... Wir Philosophen lachen aber darüber, ob ein Rock neu oder alt ist. Jung oder alt, es muß

jeder ſterben. Heute roth, morgen todt. — O Gott, o Gott! Was iſt das Leben? Ein Sprung über den Graben, der die Wiege vom Sarge trennt; ein Moment, zu kurz für die Freude, aber den Hals zu brechen lang genug. Was iſt das Glück? Eine demie-tasse im Café de la bourse. Von außen iſt die Taſſe groß, und man glaubt, es werde uns viel eingeſchenkt. Trinken wir aber, erfahren wir, daß man uns keine fünfzig Tropfen gegeben, ſo ſpitzbübiſch dick ſind Boden und Wände des Gefäßes. Was iſt die Tugend, was iſt die Liebe, was Freundſchaft, was Treue? Es ſind zweiſilbige Worte, und das Ganze iſt eine Lüge. Schöne Charade!

Sie haben mir bis jetzt immer nur davon geſchrieben, was die Leute von meinem Buche ſagen; aber noch kein Wort, wie es Ihnen ſelbſt gefällt. Sie haben ja die Briefe geleſen, finden Sie ſie noch gut wie früher? Und was ſagen die Leute von dem nicht-politiſchen Theile, von Vespertinchen und dergleichen? Auf jeden Fall mögen die Briefe großes

Aufſehen machen. Nach einer Zeitungs-Nachricht ſind ſie in Berlin von der Polizei in Beſchlag genommen worden. Man glaubt aber, ſie würden wieder frei gegeben werden. Eine doppelte Schmeichelei — Anſchuldigung und Freiſprechung!

Freitag, den 2. Dezember.

Ueber die Unverſchämtheit des Campe, von mir zu verlangen, ich ſolle ihm den Schaden erſetzen, den er wegen des Druckes meiner Schriften erleiden könnte, habe ich mich erſchrecklich geärgert. Der nähme es an, daß ich ihm das Wenige was er mir für die Briefe bezahlt, zurückgäbe. Ich habe ihm aber auch grob geantwortet. Ich ſchrieb ihm: „Wenn „ich Sie recht verſtanden, erwarten Sie, daß ich „Ihnen den Schaden vergüte, den Ihnen der „Druck meiner Briefe zuziehen könnte. Nun weiß „ich zwar gewiß, daß Sie als Geſchäftsmann in „Ihrem Herzen über dieſe romantiſche Zumuthung „ſelbſt lachen; aber eben weil ich das weiß, muß ich „mir es für die Zukunft ernſtlich verbitten, daß

„Sie mir nicht mehr in das Geſicht hinein ſagen, „für welchen Dummkopf Sie mich halten.“

Samſtag, den 8. Dezember.

Da iſt Ihr Brief, der wie ein Dreieck ewig nur drei Seiten hat. Ich finde das ſehr einſeitig. Zuerſt von ***'s Vorhaben, damit ich die größten Narren zuerſt abfertige. Darunter verſtehe ich aber nicht etwa den ***, ſondern Sie Madame. *** war niemals in Paris und hat von den hieſigen Verhältniſſen keine Vorſtellung. Sie aber waren zwei Jahre hier, und ſollten beſſer wiſſen wie die Sachen ſtehen.

Campe hat mir geſchrieben, daß die Bücher auf dem Wege nach Frankfurt ſind. Ich werde mit dieſem Menſchen gewiß nichts mehr zu thun haben; denn ganz ſicher hat er die Frei-Exemplare aus gemeiner kleinlicher Krämerei zurückgehalten, weil er gefürchtet, es möchte dadurch ein Exemplar weniger verkauft werden.

Donnerstag, den 8. Dezember.

Seit Sonntag habe ich wegen des Rauchens des Kamins keine Feder in die Hand nehmen können. Vier Tage habe ich geweint und ich weine noch. Es ist zum Verzweifeln. Die Freiheit hat vier Tage verloren. Wenn ich mir eine andere Wohnung nehmen wollte, das würde mich nichts helfen. Die Leute versichern Einem immer, der Kamin rauche nicht. Und die Mühe eine Wohnung zu finden, und die Beschwerlichkeit des Ausziehens bei diesem schlechten Wetter. Dieser Brief wird nur kurz werden, denn alle paar Minuten muß ich mir die Thränen trocknen.

Verflossenen Sonntag hat Hiller sein Conzert gegeben. Im Komponiren und im Spielen habe ich das löbliche bemerkt, daß er auf deutsche Art, treu und gewissenhaft seine Kunst übt, nicht nach Effekt jagt, daß also Paris nichts an ihm verdorben. Er spielte auch ein Doppel-Conzert mit Kalkbrenner, von diesem komponirt. Kalkbrenner hat eine Art Glasglockentöne, die sehr gefallen. Ist

das aber die richtige Anwendung des Klaviers? Iſt es nicht ein angenehmer Mißbrauch? Hiller kann zufrieden ſein. Das Conzert war ſehr beſucht, und an lautem Beifall fehlte es nicht. Alle öffentlichen Blätter loben Spiel und Kompoſition. Auch iſt er ganz glücklich, und wie berauſcht von dem allgemeinen Beifalle. So etwas ſchmerzt mich mehr als es mich rührt. Das dumme Ding, die Ehre, das jedes Lebensglück verſüßt und ſchön färbt, wie Schwefel den Wein, aber ihn verdirbt, ja vergiftet. Meyer-Beer iſt ſchon gar nicht mehr zufrieden mit dem Lorbeerkranze, den ihm der Teufel auf den Kopf geſezt. Die hieſigen Journale enthalten jezt ſeine vollſtändige muſikaliſche Biographie, von ſeiner Lehrjungen-Zeit, bis zu ſeiner jezigen Meiſterſchaft, von Darmſtadt bis Paris. Heine ſaß in Hillers Conzert neben mir. Der iſt ſo unwiſſend in Muſik, daß er die vier Theile der großen Symphonie für ganz verſchiedene Stücke hielt, und ihnen die Nummern des Conzert-Zettels beilegte, wie ſie da auf einander folgen. So nahm er den 2ten Theil der

Symphonie für das angekündigte Alt-Solo; den 3ten Theil für ein Violoncelle-Solo, und den 4ten für die Ouvertüre zum Faust! Da er sich sehr langweilte, war er sehr froh, daß alles so schnell ging, und ward wie vom Blitz gerührt, als er von mir erfuhr, daß erst Nr. 1 vorbei sei, wo er dachte schon vier Nummern wären ausgestanden.

Als ich dem Heine erzählte, der Artikel aus der Börsenhalle stünde auch in der Frankfurter Postzeitung, war er wie erstarrt vor Erstaunen und Schrecken. Er sagte, das sei nicht möglich, daß Rousseau etwas habe drucken lassen, worin er, Heine, beleidigt wäre, denn er kenne ihn seit zwölf Jahren. Auf jeden Fall wären die Stellen, die ihn beträfen, gewiß im Artikel weggeblieben. Lesen Sie ihn doch in der Postzeitung, und schreiben Sie mir, ob sich das wirklich so verhält. Wenn der Heine nur halb ein solcher Schuft ist, als er freiwillig bekennt, dann hat er schon fünf Galgen und zehn Orden verdient. Schon zwanzigmal gestand er mir, und das ganz ohne Noth, dem Argwohn

zuvorkommend: er ließe ſich gewinnen, beſtechen. Und als ich ihm bemerkte: er würde aber dann ſeinen Werth als Schriftſteller verlieren, erwiderte er: keineswegs, denn er würde gegen ſeine Ueberzeugung ganz ſo gut ſchreiben als mit ihr. Und glauben Sie nicht, daß das Scherz ſei; es beweiſt mir, daß Heine ſchon iſt, was werden zu können er nicht läugnet. Daß er offen und freiwillig von ſeiner Verdorbenheit ſpricht, beweiſt nichts gegen den Ernſt; das iſt die alte bekannte Liſt, durch Selbſtanklage der Ueberraſchung ſeiner eigenen Vorwürfe und der Andern keck in den Weg zu treten. Es ſind Ausfälle aus der Feſtung des Gewiſſens, um die Belagerung zurückzudrängen.

— — Heine's Aufſatz im Morgenblatte, über die Pariſer Gemälde-Ausſtellung, enthält doch wunderſchöne Sachen. Ich habe Ihnen zwar früher mit Geringſchätzung davon geſprochen, aber damals hatte ich nur den Anfang, und zerſtreut und mit Unluſt geleſen; denn unter Menſchen, in einer Leſegeſellſchaft, kann ich mich nie zu gehöriger Aufmerkſamkeit

ſtimmen. Seitdem hatte ich aber die Blätter im Hauſe, und habe eine beſſere Meinung davon bekommen. Die Kunſtſeite der beurtheilten Gemälde iſt natürlich am wenigſten berührt, denn dafür hatte er kein Intereſſe, weil er davon keine Kenntniſſe hat. Die Gemälde ſind blos benuzt, deren hiſtoriſche Stoffe hiſtoriſch zu beſprechen. Es iſt dieſes eine ſehr gefällige Art, ſich über Geſchichte und geſchichtliche Perſonen zu äußern. Neulich fiel mir ein altes Buch der Frau von Genlis in die Hände betitelt: les tableaux de Mr. de ... (Ich habe den Namen vergeſſen.) Sie hatte ebenfalls eine Gallerie hiſtoriſcher Gemälde benuzt, die dargeſtellten merkwürdigen Geſchichten und Perſonen biographiſch und poetiſch zu behandeln. Eine ſolche Gelegenheit mich auszuſprechen, würde ich vielleicht ſelbſt benuzen. Es iſt eine leichte und angenehme Art, Geſchichte zu lernen und zu lehren.

— — Schade iſt es um Heine, daß ſeine ſchönſte dichteriſche Begeiſterung ihm aus dem Tranke ſinnlicher Liebe kömmt, und ich habe ihm das geſtern

ſelbſt geſagt. Zehn Jahre reifern Alters werden ihm viel von ſeinem Werthe nehmen. Zwar ſind Heine's erotiſche Poeſien mehr Eingebungen einer nach- und vorſchwelgenden Phantaſie, als eines gegenwärtigen Genuſſes, mehr Papiergeld als baare Münze der Liebe; aber mit den reifern Jahren verliert man zugleich mit dem Credit auch die Kraft zu heucheln, und dann wird Heine's poetiſcher Strom ſeichter und niedriger fließen. Mir fiel das ein, bei ſeinen Betrachtungen, die er über ein Gemälde von Judith und Holofernes macht und die er mit den Worten endigt: „Ihr Götter, ſoll ich ſterben, laßt mich wie Holofernes endigen.“

Freitag, den 9. Dezember.

Dieſen Morgen erwachte ich mit dem frohen Gedanken, daß ich heute einen Brief bekomme, und weil es auch in meinem Zimmer nicht rauchte, wollte ich dieſe beiden ſchönen Ereigniſſe feſtlich begehen, und ließ mir (zum Erſtenmale ſeit Baden) Kaffe zum Frühſtücke bringen. Wenn ich aber kei-

nen Brief erhalte? (Nur noch eine viertel Stunde kann ich hoffen.) Nun, da mag der Kamin nur immer zu rauchen anfangen, weinen thäte ich doch. — — Ich werde nicht weinen, es wird nicht rauchen; da ist der Brief. — — Der Artikel im Morgenblatte ist nicht von Menzel. Es ist sein Styl nicht. Auch hat man mir den Verfasser genannt, ich habe aber seinen Namen vergessen. Den Schluß der Rezension habe ich noch nicht gelesen. Es kam mir komisch vor, wie sich der gute Mensch dreht und windet, und sich und mich selbst klein macht, um mich durch die Censur zu schmuggeln. Wie er die Dame Censur kareſſirt! Hätten jene Menschen nur etwas Scham, solche Schmeicheleien müßten sie mehr beleidigen, als alle Grobheiten. Als ich den Artikel in der Börsenhalle gelesen, fiel mir auf, daß dessen Verfasser Auszüge der Briefe mitgetheilt, die mit seiner feindlichen Gesinnung gar nicht in Einklang stehen — Auszüge die ihm schienen wohlgefallen zu haben, und da kam ich auf den Gedanken, daß er nur auf mich

geſchimpft, um jene Stellen durch die Cenſur zu bringen. Indeſſen äußerte ich das hier gegen Niemand. Nun ſagte mir neulich der Depping, der den Artikel geleſen, das wäre die Art in Deutſchland, auf liberale Schriftſteller zu ſchimpfen, um ungehindert Stellen aus ihren Schriften drucken laſſen zu können. Ein Anderer bemerkte mir das Nämliche. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß jener Herr Wurm in Hamburg ein junger Mann von vielem Talente ſei, und daß er ſich früher als wüthender Demagog ausgezeichnet. So mag es denn wirklich ſein, daß es die Börſenhalle gut gemeint. Iſt das ſo, dann bewundere ich den Herrn Wurm als einen ſeltenen Schauſpieler, der ſeinen berühmten Namensvetter noch übertrifft. Er ſchimpft ſo natürlich, daß keiner errathen würde, daß alles nur Kunſt ſei.

Die Briefe ſind geſtern bei einem hieſigen Buchhändler angekommen, die Meinen habe ich noch nicht erhalten. Ein Deutſcher hier, der ſie geleſen, bewundert am meiſten den Styl; er ſagte, ſo gut

hätte ich früher nie geschrieben. Es wäre doch sonderbar, wenn das was ich ohne Ueberlegung, so schnell als nur die Feder sich bewegt geschrieben, wirklich besser sein sollte, als was ich früher mit großer Anstrengung ausgearbeitet. Dann hätte ich ja zu meinem Nachtheile lange mein eigentliches Talent verkannt.

Der Mufti in Hamburg soll nicht eine bestimmte Person bezeichnen. Campe schrieb mir: Meyers Pamphlet sei par ordre du mufti geschrieben worden. Das ist in Deutschland eine sprichwörtliche Redensart, und heißt nichts anders, als auf höhere unbekannte Anregung. Der reiche Kaufmann, der im Gelehrtenverein für mich das Wort geführt, wird wohl der Weinhändler Hinkel sein. Der zeigte sich mir immer zugethan, und ich kenne auch sonst keinen reichen Kaufmann der Mitglied des Vereins wäre. Aus meinem vorigen Briefe werden Sie ersehen haben, daß ich gleichzeitig mit Ihnen, auf den Gedanken gekommen, für meine Briefe mich einer andern Adresse zu bedienen. Und

in dieſem Falle würde ich mich natürlich auch Conrad's Schrift bedienen. Das wäre alſo nur für den Fall der Noth, wenn ich Ihnen wirklich ein Geheimniß mitzutheilen hätte, oder befürchten müßte, daß man einen Brief unterſchlägt. In gewöhnlichen Fällen wäre es ganz überflüſſig. Denn wenn auch wirklich die Briefe geöffnet würden, ſobald man ſie nur nicht zurückbehält, was läge daran? — Steht denn unter meinem neuen Bilde ein fac simile und welches? Ich hatte ihm geſchrieben: „Und Gott ſprach es werde Licht", dazu ſollte er mir den Moniteur vom 26. Juli in die Hand geben. Iſt das geſchehen? —

Heine iſt ein Narr mit ſeinem Rembrandt. Rembrandtiſches hat er nun gerade am wenigſten. Sein Aeußeres, wie ſein Inneres, ſeine Natur und ſeine Kunſt, ſind ganz paſtellfarbig — blumenſtaubig — es mit verdientem Lobe auszuſprechen. Weder Oehl noch Finſterniß in ihm.

Samstag, den 10. Dezember.

.... Ich werde bald und plötzlich schließen, ich sage es Ihnen vorher. Von der Revue Germanique, von welcher Sie ein Heft worin Uebersezungen aus meinen Schriften enthalten, in Baden gelesen, habe ich ein anderes Heft mit fernern Auszügen erhalten. Es sind von meinen Pariser Skizzen darin mitgetheilt. Alles ganz vortrefflich übersezt. Ich hätte nie gedacht, daß man das im Französischen so treu wiedergeben könnte. Wenn einmal Jemand von hier nach Frankfurt reist, werde ich ihm beide Hefte für Sie mitgeben. — Campe hat vor einigen Tagen an Heine geschrieben, es wären unterdessen wieder fünf bis sechs neue Artikel gegen mich in Hamburg erschienen. Hätte ich sie nur schon! Adieu, theure Galgenhälfte.

Donnerstag, den 15. Dezember.

Heute bin ich gar nicht mit Ihnen zufrieden. Es war ein Brieftag und Sie haben ihn versäumt. Ich hoffe, daß es morgen besser geht. Meine Frei-

Exemplare habe ich immer noch nicht erhalten, und Sie die Ihrigen vielleicht auch nicht. Es ist ganz infam von Campe. Heine war eben bei mir, nachdem er heute die Briefe gelesen. Er ist ganz außer sich vor Entzücken. Er sagt, es wäre besser als alles was ich früher geschrieben und der Styl wäre unvergleichlich. Daß ich ihn einigemale so sehr gelobt, mag freilich sein Urtheil etwas exaltirt haben. Heine ist zugleich der eitelste und der feigste Mensch von der Welt. Meine Briefe werden auf seine künftige politische Schriftstellerei einen sehr schädlichen Einfluß haben. Furchtsam wie er ist, wird er künftig nicht den Muth haben, selbst mit seiner frühern gemäßigtern Kraft zu schreiben. Das sagt er selbst, nicht in meiner Gegenwart, aber es wurde mir wieder erzählt, und daß er dabei über meinen Uebermuth sich sehr tadelnd ausgelassen. Mit diesem Grunde seiner künftigen Mäßigung täuscht er Andere, vielleicht sich selbst. Der Hauptgrund ist die Eitelkeit. Sich weder die Kraft noch den Muth zutrauend, mit mir in Politik an Ta-

pferkeit zu wetteifern, wird er freiwillig unter ſich ſelbſt herabſinken, nur um ſich von mir zu entfernen, und nicht mit mir verglichen werden zu können. Er gefällt mir alle Tage weniger, ob er mich zwar ſehr hoch ſtellt, und ſein Urtheil, als das eines Kenners, mir ſehr ſchmeichelhaft ſein muß. Er iſt ein Lümpchen, hat keine, und hält auf keine Ehre. Die Parthei der Liberalen iſt aber noch ſo ſchwach in Deutſchland, daß nur die ſtrengſte Rechtlichkeit ihr Gewicht geben kann. Wie alle furchtſame Menſchen, hat auch Heine ein Grauen vor dem Volke, und er kann ſich gar nicht darin finden, wie ich dem Pöbel ſo zugethan ſein, ihn ſo warm vertheidigen mag. Ich habe ihm erſt heute geſagt: laßt uns unſern künftigen Herrn ehren.

.... Ich werde doch recht behalten, ob Sie mir zwar es abſprechen, daß alles darauf angelegt iſt, in Frankfurt Unruhen zu erregen, um einen Vorwand zu haben, es mit dem Mainzer Ueberfluß zu überſchwemmen. — Ich will Sie darauf aufmerkſam machen, daß wenn Sie die Frei-Exemplare

meines Buches erhalten, und ſie an die beſtimmten Perſonen herumſchicken, Sie dem Träger anempfehlen, die Bücher in der Taſche, oder eingewickelt zu tragen, daß man auf der Straße den Titel nicht ſehe. Unſere dumme ſpizbübiſche Polizei wäre wahrhaftig im Stande, den Leuten das verbotene Buch unter dem Arme wegzunehmen. Vorſicht kann nicht ſchaden. Denken Sie daran.

Eben erhalte ich Ihr ſchönes Quadrat von Brief. So iſt es recht. Aber ich möchte auch einmal das fünfte Rad am Wagen ſehen. Auf mehrere Punkte Ihres Briefes einzugehen, muß ich auf mein Nächſtes verſchieben. Ich erwarte Einen der mich zu Lelewel führen will. Das iſt der berühmte Pole, einer der Hauptſtifter der Revolution. Adieu.

Samſtag, den 17. Dezember.

— — Geſtern war, zum Erſtenmale ſeit er meine Briefe geleſen, der tragiſche *** bei mir. Sie können ſich vorſtellen, daß der Poet, als beſchränkter Kopf, als reicher Mann, Stock-Miniſte-

rieller, als zitterndes Schaf vor meiner Wolfskritik, das jeden Augenblick fürchtet verschlungen zu werden, besonders aber als neidischer Schriftsteller, mir im Herzen sehr feindlich gesinnt ist. Auch erfuhr ich es von Andern, mit welcher Wuth er gegen meine Briefe loszieht. Doch mir gegenüber zwang er sich zur Mäßigung, und brachte seinen Tadel nur behutsam vor. Der Heine ist durchaus nicht besser; er hat freilich mehr Geist, aber sein Herz ist ganz so eng, ganz so dürre, ganz so eingeschrumpft und kleinlich selbstsüchtig als ***'s. Von der öffentlichen Meinung, von ihrer Würde, von der Art auf sie zu wirken, von der Weise wie diese zurückwirkt, haben beide keine Vorstellung. Einen Streit zwischen Welten möchten sie geführt sehen, wie einen Prozeß um eine Erbschaft: pfiffig, rabulistisch, schikanös, jesuitisch. Von einer Persönlichkeit die sich aufopfert der allgemeinen Sache, haben sie keine Vorstellung, und noch weniger von einer Persönlichkeit die sich ganz vergißt und gar nicht daran denkt, daß sie ein Opfer bringt.

Was ich gelobt, was ich getadelt, das leiten ſie alle aus perſönlichen Neigungen und Abneigungen ab, und dann rechten ſie mit ihnen und verurtheilen meinen ſchlechten Geſchmack. Daß ich den Saphir „als einen geiſtreichen Mann hingeſtellt“ (was ich doch übrigens weder gewollt noch gethan) können ſie mir gar nicht verzeihen. Er, Heine, ſei mit Witt-Döring umgegangen, es ſei ſein beſter Freund, aber um keinen Preis würde er ſeinen Namen drucken laſſen und verrathen, daß er ihn kenne. Heine iſt ein geborner Ariſtokrat, ein geſchworner Feind jedes öffentlichen Lebens. Er iſt zu feige ſich ihm auszuſetzen, zu kränklich es zu ertragen. Ein Volk macht ihn ſeekrank, ſein Sturm jagt ihm Todesangſt ein. Er iſt ein niedriger, verächtlicher Sklave, der an ſeinen eigenen Nerven gekettet liegt, Feſſeln der wunderlichſten Art, die um ſo ſtärker binden, je ſchwächer ſie ſind. In einer Revolution könnte Heine einen Robespierre machen, einen halben Tag; den ſtarken Mann der Freiheit keine Stunde. Was aber meinen *** betrifft, ſo mag

er ſich die größte Mühe geben, es gelingt ihm nie mich zu langweilen und zu ärgern. Nach ſeiner Meinung hat Gott blos die Welt geſchaffen, um ihm „Stoffe“ zu Tragödien zu geben, und wenn er, blind und dumm, nichts ſieht und nichts findet, nennt er Gott einen Stümper und ſeine Schöpfung eine Pfuſcherei. Ich meine es ganz wörtlich, wie ich es geſagt; denn wer in Paris keinen Stoff findet, welches doch eine Welt iſt, ja mehr als die Welt, weil dort in einem beſchränkten Raume zuſammengehäuft, was die weite Welt nur ſpärlich zerſtreut darbietet — wo will er denn ſonſt noch welchen ſuchen?

Wegen des künftigen Druckes meiner Briefe bin ich in großer Verlegenheit. Ich geſtehe es Ihnen, daß mir das viele Sorge macht, doch ſuche ich es mir ſo viel als möglich aus dem Kopf zu ſchlagen. Nachdem ich mich jezt überzeugt, welche ungeheure Wirkung dieſe Briefe machen, und ferner machen würden, liegt mir alles daran, daß ſie erſcheinen im Frühling. Wie aber dieſes ausführen? Kein Buchhändler wird es wagen ſie zu drucken.

Und jezt kömmt noch die Rückſicht des Geldes dazu. Ich will nicht zum zweitenmale mich prellen laſſen. Auch iſt mir Geld nöthig. Das was ich jezt habe reicht bis zu Ende Mai. Von dem was ich dann einnehme kann ich mich höchſtens noch ein paar Monate weiter ſchleichen; dann aber bin ich auf dem Trocknen. Und was weiter anfangen, zumal wenn es wirklich bedenklich für mich wäre, nach Deutſchland zu gehen, mich in die Höhle des beleidigten Tigers zu wagen? Der Druck auf eigene Koſten und Subſcribenten-Sammlungen hat zwar Schwierigkeiten, die aber zu überwinden wären, und ich glaube auf guten Erfolg rechnen zu können. Es würden ſich doch Leute finden, die eine Subſcriptionsliſte unterzeichneten. Die Liſte dürfte aber nicht öffentlich aufgelegt werden, ſondern müßte ſtill von Hand zu Hand gehen. Einen ſichern Druckort in Deutſchland habe ich ſchon gefunden, den ich aber geheim halte, auch Ihnen ſelbſt. Ich wünſchte, daß Sie ſchon einen Theil der Abſchriften fertig hätten, und dann die Gelegenheit eines Reiſenden

benuzten, ſie mir zu ſenden. Beſonders die erſtern Briefe von Nr. 1 bis 9, die wieder wie der Anfang im vorigen Winter, ohne Vorſaz der Bekanntmachung geſchrieben, möchte ich bald haben, weil ſie ganz umgearbeitet werden müſſen. Antworten Sie mir nach genauer Ueberlegung auf alle dieſe Punkte.

Ich freue mich ſehr, daß der Dr. *** ſo entzückt iſt von meinem Buche. Indeſſen, ſo oft ein Anderer mit Ihnen ſpricht, der auch entzückt iſt, vergeſſen Sie nicht, daß dieſes eine Liſt ſein kann, Sie zu Vertraulichkeiten zu verleiten und Ihnen Geheimniſſe abzulocken, von denen man vielleicht glaubt, daß ich ſie Ihnen mitgetheilt. Alſo Vorſicht, Treue, Verſchwiegenheit, und denke daran, Schweſter Judith, daß Gift und Dolch den Verräther unſeres Bundes treffen! — — — Eben ſo vorſichtig ſeien Sie gegen jeden, der gegen meine Schriften loszieht, (wie wenn etwa der *** zu Ihnen käme) hören Sie alles ruhig an, antworten Sie zu nichts und lächeln Sie zu

allem. Ich hätte ſehr gerne, Sie ſuchten einmal den Dr. Döring zu ſprechen. Der wird wüthend ſein! Laſſen Sie ſich aber nicht aus der Faſſung bringen, was er auch ſagen mag. Seien Sie ein Satan, ein Diplomat, und lächeln Sie zu allem.

Samſtag, den 24. Dezember.

Campe hat mir auf den kurzen und groben Brief, den ich ihm neulich geſchrieben, ſehr freundſchaftlich, ja zärtlich geantwortet. Sie können ſich nichts lächerlicheres denken, und was er mir alle ſagt mich zum zweitenmale zu prellen! Ein lieber nach dem Andern. Er rechnet mir her, was er aus Liebe zu mir alle ſchon gethan. „Die Differenzen die wir hatten ſind beſeitigt, und ſo ſteht mein lieber alter Liebling wieder an meiner Seite.“ So ein Buchhändler hat ganz eine beſondere Seele. Er will mir weiß machen, der Prozeß, die Confiscation brächten ihm großen Schaden, und es iſt gerade das Gegentheil, das alle gereicht zu ſeinem Vortheile. Auch leuchtet ſeine Zufriedenheit und

seine Freude über den großen Gewinn den er bei dem Buche gemacht, troz seiner Lügen aus jedem Worte hervor. Es gibt nichts komischeres, und beim Lesen des Briefes brach ich darüber zehnmal in das herzlichste Lachen aus, als die Ansicht die Campe von mir hat; und das ist immer bezeichnend, denn Campe stellt ein großes Publikum vor. Er meint, die schlechten Rezensionen, die über meine Briefe erschienen, müßten mich unglücklich gemacht, mich ganz niedergeschmettert haben. Damit erklärt und entschuldigt er auch die Härte, mit der ich ihm geschrieben. „Ich schiebe es auf den Unmuth „der Sie beschlichen haben möchte; Ihnen kam auf „einmal mehr vom lieben Vaterlande wie Sie er„warteten." Jezt spricht er mir Muth ein, erzählt von den neuen Anhängern die er mir verschafft, von den guten Rezensionen die er mir bestellt. Er arbeitet wie ein Satan, läuft mit tausend Füßen, schreibt mit tausend Händen. Der Komet, der Eremit, die Hebe, die Dorfzeitung, Gott weiß wer noch, werden ihr Contingent zu meiner Verthei-

digung ſchicken; auch Saphir. „Ueberhaupt werden „Sie ſehen, ob ich Einfluß habe. Mein Gefühl „für Recht und Billigkeit zwingt mich mit aller „Macht thätig zu ſein.“ (Sie! Schämen Sie ſich. Thäten Sie das auch alle für Ihren alten Liebling?). „Von Frankfurt ſind mir, von ***, zwei „infame Briefe gegen Sie und mich geſandt; dieſe „ſollen von Ihren Freunden ſein! Herrn *** habe „ich aber als miſerabeln Kerl kennen lernen, „und gab ich ihm das zu verſtehen, daher traue „ich ihm zu, daß er einigen Antheil daran hat. „.... Mein Verdruß iſt überſtanden, denn ich „ſtehe nicht mehr allein. Ich muß mich vertheidi„gen, und das ſoll als Mann geſchehen.“ Der edle Campe! Das alle thut er für ſeinen Liebling!

Die Revue germanique und die Briefe eines Verſtorbenen ſchicke ich Ihnen, ſobald ſich eine Gelegenheit darbietet. Die Gemälde-Sammlungen von welchen Sie wünſchen, ſie möchten mir Stoff zu ſchönen Betrachtungen geben, ſind nicht ſo leicht zu ſehen, werden nicht oft und lange genug geöff-

net, und hat man daher, beſonders im Winter, wo die Säle nicht geheizt ſind, nicht Zeit genug, ſie mit gehöriger Aufmerkſamkeit zu betrachten. Das iſt eine Sommerarbeit. Uebrigens wäre mir lieb wenn Sie mich darauf aufmerkſam machten, welchen Stoff ich noch benuzen könnte, meinen Briefen mehr Abwechslung zu geben. —

X. iſt der unglücklichſte Menſch unter der Sonne. Ich würde ihn tief verachten, wenn ich je einen Menſchen verachtet hätte. Aber ein verächtlicher Menſch iſt mir wie todt und meiner Abneigung ganz entzogen.

Ob ich dem *** antworten werde, weiß ich nicht, auf jeden Fall thue ich es ſpät, nachdem ich meiner Ueberlegung Zeit gelaſſen, das Recht und den Grund meiner Leidenſchaftlichkeit zu unterſuchen; auf keinen Fall thue ich es, ehe Sie mir geantwortet.

.... Das wird mich vielleicht ſtören, und darum mein nächſter Brief vielleicht länger ausbleiben oder kürzer werden als gewöhnlich. Es ver-

steht sich von selbst, daß wenn ich etwas Eilendes zu berichten, oder auf etwas Dringendes Ihnen zu antworten hätte, ich auf der Stelle schriebe, wie Sie es selbst für solchen Fall mir auch zugesagt. Noch andere Beschäftigungen werden bis nach Neujahr meiner Correspondenz Schaden thun. Erstens habe ich dem Campe einen langen und überlegten Brief zu schreiben, worin ich mich bemühen werde, dem Herrn zu zeigen, daß ich so gescheit bin als ein Buchhändler, und daß ich vielleicht durch meine Aufrichtigkeit leichter zum Zwecke komme, als er durch seine Lügen. Dann habe ich schon Billets zu drei Theater-Abenden, die nahe auf einander folgen. Morgen tritt die Mars, nachdem sie ein ganzes Jahr wegen Krankheit nicht spielen konnte, zum erstenmale wieder im Theater Français auf. Uebermorgen gehe ich zu Franconi, wo ein neues Mord-Schauspiel les Polonais aufgeführt wird. Gleich darauf an einem noch unbestimmten Abend, ist ein schönes Conzert im Italienischen Theater, wo die besten Sänger

und Sängerinnen auftreten, und der Violinſpieler Berriot ſich hören läßt. Der letztere iſt der niederträchtige, abſcheuliche, heilloſe, vermaledeite Böſewicht, der meiner Malibran ihre ſchöne Stimme geraubt, und ich gehe blos in das Conzert den Elenden auszupfeifen, ob er zwar herrlich ſpielen ſoll; man nennt ihn den franzöſiſchen Paganini.

Geſtern war ich zum erſtenmale bei ***, ſeit ſie meine Pariſer Briefe geleſen. Nun muß ich Ihnen ſagen, daß ***, der Herr vom Hauſe, der abſoluteſte Miniſterielle iſt, den es gibt, und von dem ausſchweifendſten juste milieu. Sie können ſich denken, daß ein ſolcher Mann meinen Grundſätzen auf's feindlichſte gegenüber ſteht. Indeſſen iſt er geſcheit, und klar und gerecht genug, die Ehrlichkeit meiner Geſinnung zu erkennen. In den Briefen aber, das fühlte ich, hatte ich ihn zu tief verlezt. Als ich nun hinkam, war ich auf einen Sturm gefaßt und ich hatte mir feſt vorgenommen, jede unbeſcheidene Aeußerung mit Ernſt zurückzuweiſen. *** war aber nicht zu Hauſe, und die

Weiber waren ganz entzückt über meine Briefe. Und ich glaube es iſt nicht Verſtellung. Da wurden nun alle meine Witze hergezählt, Friedens-Späſſe, an welche in dem Kriege den das Buch erregt hat, noch keiner gedacht, weder einer meiner Gegner, noch ich ſelbſt. Mein Friſiren à la Franz Moor, meine Tanzpas ꝛc. Der Dr. K. kam dazu, der war noch entzückter. Er ſagte, ſpät Nachts im Bette läſe er mich noch, und da müſſe er in ſtiller Nacht ſo oft laut auflachen, daß geſpenſtiſcher Schauer über ihn komme. Der rühmt meine Blutigelgeſchichte und eine Menge anderer Späſſe. Er macht dem Talleyrand den Hof, und dieſem hat er auf der Stelle meine Charakteriſtik ſeiner Perſon nach London geſchickt. Wenn Talleyrand lieſt, daß ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, wird er glauben, ich ſei ein Schriftſteller aus der romantiſchen Schule.

Dienſtag, den 27. Dezember.

Ich erhalte Ihren Brief und beantworte ihn gegen die Regel heute noch, weil ich morgen mit

der Schilderung der Mars, die ich heute sehe, beschäftigt sein werde. —

Ich habe Dekrete über meine Pension, aber Gott weiß, wo sie liegen. Nicht allein auf dem städtischen Archiv, sondern auch in der Bundestag-Kanzlei, könnten die Aktenstücke nachgesehen werden; denn nicht durch Senatsbeschluß, sondern durch Entscheidung einer dazu angeordneten Bundestag-Kommission habe ich die Pension erhalten. Uebrigens glaube ich selbst, daß man sie mir wieder ausbezahlen wird. Der feige Senat hatte keine andere Absicht, als der Diplomatik seinen guten Willen zu zeigen; jezt da diese erreicht, wird er sich durch die öffentliche Meinung gern zwingen lassen, von seinem Vorhaben zurückzukommen. Ich dachte es mir gleich. Eine solche Ungerechtigkeit liegt eigentlich nicht in ihrem Charakter. Es sind doch mehr Philister als böse Menschen.

Der Artikel aus der Neckarzeitung war mir willkommen, ich hatte ihn noch nicht gesehen. Meine Abende bringe ich größtentheils zu Hause

zu. Paris iſt ein einziger Ort! Aber wahrhaftig, ich ſcherze dieſesmal nicht. In Deutſchland hatte ich keine Geduld zu Hauſe. Das Gefühl des Zwanges, des Gefangenſeins trieb mich hinaus. Sie verſtehen mich. Die Briefe eines Verſtorbenen im Morgenblatte, werde ich zu leſen bekommen. — Heine's Charakter als Menſch und Dichter ſehr bezeichnend iſt die Bemerkung die er mir gemacht: daß er den Muth bewundere, mit welchem ich meine Blutigelgeſchichte in Dormans erzählt. (Die ihm übrigens ſehr gefallen.) Er hätte es nie gewagt, ſich ſo der Gefahr, lächerlich zu werden, auszuſezen. Wie ich von der Taglioni geſprochen, gefällt ihm und allen ſchönen Geiſtern hier ganz beſonders. „Sie umgaukelte ſich ſelbſt und war zugleich Blume und Schmetterling" — das wäre einzig!

Dienſtag, den 3. Januar 1832.

So traurig fing noch in meinem Leben kein neues Jahr für mich an! Heute ſind es acht Tage, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten. Und

heute wieder keinen, wurde wieder meine Hoffnung schmerzlich getäuscht. Was soll ich davon denken, was kann vorgefallen sein? Es ist nicht möglich, daß Sie freiwillig so lange geschwiegen. Wie wird sich das aufklären? Ich wollte diesen Brief schon Sonntag wegschicken, da ich aber keinen von Ihnen erhielt, schob ich es auf bis heute. Mein Brief ist kurz und langweilig. Sie werden Nachsicht mit mir haben. O, ich bin betrübt, ich kann nicht sagen wie .... Halleluja! Da ist der Brief. Hätte ich nur noch eine Viertelstunde gewartet, und Ihnen mein Klagelied erspart. Ich bin ein schwacher Mensch, das ist wahr. Aber acht Tage ist zu lang. „Was zu arg ist, ist zu arg", wie mein Eduard sagt. Heute bekommen Sie nur eine Seite. Ich habe Ihnen das vorhergesagt. Aber erheben Sie sich nicht über mich; diese eine Seite beträgt so viel als Ihre fünf.

Von Heine schreiben Sie jedes Wort ab. Ich sage Ihnen später die Ursache. Adieu Ungeheuer! Was haben Sie mich seit drei Tagen gequält!

Bald ſchreibe ich wieder und mehr. Ich habe Stoff zu hundert Bogen. Ich kann es gar nicht alle benuzen. Auf die einzelnen Punkte Ihres Briefes komme ich zurück. — Hurrah!

Mittwoch, den 4. Januar.

Zuerſt will ich Sie noch einmal um Verzeihung bitten, daß ich in meinem lezten Brief ſo unglücklich geweſen. — Von meinen Geldſorgen machen Sie ſich eine zu ängſtliche Vorſtellung; das greift mich nicht mehr an, als das Addiren und Dividiren. Mein Herz hat nichts dabei zu thun. Aber ich müßte ja ſehr leichtſinnig ſein, wenn ich gar nicht daran denken ſollte. Bis Mai iſt mein ganzer außerordentlicher Schaz, von dem ich ſeit vier Jahren geſchwelgt, aufgezehrt, und dann bin ich auf die Lumperei eines gewöhnlichen deutſchen Gelehrten zurückgebracht und kann keinen Wind mehr machen. Ich habe es mir feſt vorgenommen und werde mit dem unbiegſamſten Eigenſinn darauf beſtehen, mich weder von Campe noch von einem andern Buch-

händler noch einmal prellen zu laſſen. Campe hat von den Briefen gewiß drei tauſend Exemplare verkauft, vielleicht mehr. Jezt berechnen Sie ſeinen Gewinn. Da Sie nun meinen, daß ich keine Subſcribenten finden würde, bin ich feſt entſchloſſen die neuen Briefe lieber irgend einem jungen braven Buchhändler, dem ich damit aufhelfen kann, zu ſchenken, als mich übervortheilen zu laſſen. Ich habe eine grenzenloſe Wuth gegen den Campe, weil er die Frei-Exemplare nicht geſchickt. Ich werde ihm auch auf ſeinen lezten Brief gar nicht antworten; das iſt die einzige Art ihn möglicher Weiſe noch kirre zu machen. Ihrer Verzweiflung wegen des Tagebuchs muß ich Sie alſo überlaſſen, denn ich ſchreibe dem Campe nicht mehr.

Montag, den 9. Januar.

— Mit meiner Geſundheit geht es ſehr gut. Ich war einmal unwohl, mein Befinden ward aber darauf beſſer als es lange nicht geweſen.

Ich will Sie auf etwas aufmerkſam machen.

Von der Tyrannei der deutſchen Regierungen, von ihrem durch den bisherigen Sieg der Freiheit gereizten Haſſe, hat man nirgends eine gehörige Vorſtellung. Sie haben keine Vorſtellung was ſie in ihrer Wuth zu thun fähig ſind. Nun gibt es unter den jungen Leuten in Deutſchland, vielleicht auch unter den Deutſchen in Paris, geheime Verbindungen, die einen politiſchen Zweck haben. Sie wiſſen, daß ich meinen Grundſäzen gemäß nie an ſolchen Theil genommen. Indeſſen ſtehe ich doch mit dieſen und jenen in Bekanntſchaft. Es könnte ſpäter einmal eine Verſchwörung ausbrechen, einer meiner Bekannten könnte da in Unterſuchung kommen, und man würde dann einen ſehr willkommenen Verdacht auch auf mich werfen. Man würde meine vertraute Correſpondenz, um Geheimniſſe zu finden, ſelbſt bei Ihnen in Beſchlag nehmen. Darum ſehen Sie ſich vor. Sobald Sie einen Theil meiner Briefe abgeſchrieben haben, geben Sie ſie einem Menſchen dem Sie vertrauen können verſiegelt in Verwahrung, und das thun Sie nach und

nach mit allen. Das müſſen Sie aber gegen Jedermann ohne Ausnahme, ſtreng geheim halten. Ich wünſchte, daß bis Ende März alles abgeſchrieben ſei. Und wenn unter dieſer Zeit eine ſichere Gelegenheit nach Paris ſich findet, wäre es gut, wenn Sie das ſchon Abgeſchriebene gleich ſchickten. Ich werde mich, ſo lange ich in Paris bin, keineswegs mit Ordnen und Verbeſſern der Briefe beſchäftigen, ſondern dieſes bis zum Frühling aufſparen. Adieu Galgenſchweſter. Wer von uns wird zuerſt die Leiter hinauf ſteigen? Sollten wir das nicht ſchon jezt unter uns ausmachen?

Freitag, den 18. Januar.

.... Aber guter Gott, warum ängſtigen Sie ſich denn ſo ganz ohne Noth um meine Geſundheit? Ich ſchwöre Ihnen, daß ich wohler bin als ſeit langer Zeit, und viel wohler als verfloſſenen Sommer, wo Sie mich doch unter Ihren Augen gehabt. Ich bin in dieſem ganzen Winter nie länger als zwei Tage wegen Uebelbefinden zu Hauſe geblieben.

Und ſelbſt dabei war das Uebelbefinden mehr Vorwand, und meine Faulheit der eigentliche Grund. Dr. S. hat mir gerathen, meine tägliche Bewegung nie auszuſezen, und ſeit ich das befolge, befinde ich mich auch beſſer. Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß ich nicht ausgehen kann? Spreche ich denn nicht faſt in jedem Briefe von Dingen, die ich nur außer dem Hauſe bemerkt haben kann, wie Theater, und dergleichen? Und daß Sie immer Angſt haben, ich möchte zu viel arbeiten! Ich thue gar nichts als Briefe an Sie ſchreiben; denn Zeitungen und Komödien leſen, werden Sie doch nicht arbeiten nennen. Die ganze Woche durch ſind es höchſtens ſechs Stunden, daß mich das Briefſchreiben beſchäftigt, ſo daß auf jeden Tag kaum eine Stunde kömmt. Kann man davon krank werden? Wollen Sie ſich denn Ihre Aengſtlichkeit niemals abgewöhnen? Ach mein Gott! Ich ſehe den Splitter in Ihrem Auge, aber nicht den Balken in meinem. Als neulich einmal einer Ihrer Briefe zu lange ausblieb, redete ich mir ein Sie hätten ſich ſo ge-

ärgert über ***'s Brief an mich, daß Sie krank geworden. Ich bin eigentlich ſo ängſtlich als Sie. Aber der große Unterſchied iſt zwiſchen uns, daß ich nur Einen liebe, Sie aber alle Welt lieben, und darum immer fort eine Welt von Beſorgniſſen haben. — Schreiben Sie mir alles ab; das wegen Campe, wegen Heine. Vielleicht zerfalle ich einmal mit dieſen Herrn, und dann iſt immer gut, ein kleines Zeughaus vorgerüſtet zu haben.

Dienſtag, den 17. Januar.

Geſtern habe ich bei Eichthal gegeſſen. Felix Mendelsſohn war auch da. Er iſt ein ſehr liebenswürdiger junger Menſch. Er ſoll einen äußerſt ernſten Charakter in ſeiner Muſik haben, und ihn auch von Andern fordern. Sie iſt ihm eine heilige Sache. —

..... Weil wir von Narren ſprechen, muß ich Ihnen noch folgendes erzählen. Neulich ſagte ich zufällig dem ***: „hören Sie, der Robert muß verrückt geworden ſein!“ Ich dachte nämlich an

das dumme Zeug, das er gegen mich geſchrieben. Worauf er mir ins Wort fiel: „nein, er nicht, das iſt ***.“ Und da erfuhr ich denn, daß ***, ein Bankier in ..., den ich kannte, und der ein witziger, höchſt jovialer Menſch iſt, wirklich den Verſtand verloren. Er war ein Haupt-Theilnehmer des polniſchen Anleihens, und hat durch die polniſche Revolution großen Verluſt erlitten! Welch eine Welt der Thorheit und des Jammers, weil keiner unvermeidliche Uebel, weder zu mildern noch zu ertragen weiß! Neulich kam Jemand zu *** und fand die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder in Thränen ſchwimmen, wegen des Betragens des Simoniſten ***. Und doch hätten dieſe Leute alles erträglicher machen können, (und das habe ich dem Alten ſchon deutlich zu verſtehen gegeben) wenn ſie, ſtatt den Glauben ihres Sohnes zu verſpotten, die Sectenhäupter als Spitzbuben zu ſchelten, und ſo ihm in allem wehe zu thun, ihn beſſer gelenkt, das Gute in der Lehre anerkannt, und nur das Ausſchweifende verdammt hätten. Das

bischen Freiheit, das der Staats-Absolutismus den Menschen läßt, zerstören sie sich durch häuslichen Absolutismus.

Mittwoch, den 18. Januar.

Schon wieder ein Brief! Ist denn das schicklich für ein Frauenzimmer so zudringlich zu sein? Aber nicht wahr, ich weiß wie man die widerspänstigen Damen kirre macht? Mit hundert Briefen müssen Sie das Versäumniß des Einen am Neujahrstage abbüßen. Ach! ich weine noch wenn ich daran denke. Hi, hi, hi! — Den Tabak durch K... habe ich erhalten. Wie komisch! Gestern erzählte mir Einer, einige Polen wären auf dem Postwagen mit einem Frankfurter Kaufmann gereist, der kenne mich, und habe mir etwas zu bringen und ich wäre ein Misanthrop. Das war dieser K... Wo zum Teufel hat er das Wort Misanthrop her? Heißt eine Art Tücher so? Das ist sein Handel. — Sagen Sie dem Reingamum, daß ich die Vollmacht noch nicht bekommen, das ist hier alle mit vielen Umständen verknüpft. Sobald ich

ſie erhalte, ſchreibe ich ihm. Ich war gleich anfänglich Ihrer Meinung, daß man in Frankfurt nur gerichtlich gezwungen ſein will mir meine Penſion zu bezahlen. Aber iſt es nicht um ſo erbärmlicher, ohne Macht eine Ungerechtigkeit durchzuſezen, ja ſelbſt ohne Vorſaz es zu thun, blos den Schein der Tyrannei annehmen, um den Tyrannen Frankfurts zu ſchmeicheln? Ich danke Gott, daß ich in Frankfurt als Jude geboren, ſonſt würde ich mich ſchämen, dort geboren zu ſein.

Es iſt zum Todtlachen mit dem Campe! Er ſchreibt dem Buchhändler ſeinem Neffen hierher: er hätte den größten Schaden mit den Briefen, er verkaufe keine, ſie würden ihm alle zurückgeſchickt. Das ſoll ich nun erfahren und zahm werden. Die Wahrheit iſt, wie ich neulich aus Berlin geleſen, daß nicht allein die ganze Auflage vergriffen iſt, ſondern daß er auch in Sachſen heimlich eine zweite Auflage hat drucken laſſen, die er auch ſchon verkauft.

Donnerstag, den 19. Januar.

Ich habe eben erst einen Brief auf die Post geschickt und fange gleich einen neuen an. Lesen Sie diesen als die Fortsezung. Campe schrieb auch seinem Neffen hierher, er wünsche die neuen Pariser Briefe auch zu drucken, aber gar nicht des Vortheils wegen, denn er habe Schaden dabei; sondern nur aus Troz, um zu zeigen, daß er sich von der guten Sache nicht abschrecken lasse. Das alle erfahre ich von einem Dritten, dem es der hiesige Campe mittheilt; denn ich selbst bin so maliciös, daß ich gar nicht mehr in den Buchladen des Campe komme, welches sonst täglich geschah, damit er nicht Gelegenheit finde, mir die Lügen seines Onkels aufzubinden. Ich werde nun dabei bleiben dem Campe gar nicht zu schreiben, und den Erfolg abwarten. Meine Frei-Exemplare sind immer noch nicht angekommen. — Ich mußte lachen, daß Sie Bedenken tragen, Dinge die ich vom König von Baiern gesagt und deren ich mich übrigens nicht mehr erinnere, abzuschreiben. Ich habe noch ganz andere

Sachen in meinem Magazin. Was verliere ich dabei? Höher als an den Mond kann man meinen Galgen doch nicht bauen.

In der deutschen Tribüne (Nr. 16 v. 19. Januar), steht ein guter Artikel „über Börne's Briefe und deren Aufnahme in Deutschland." Vielleicht können Sie sich das Blatt verschaffen.

Samstag, den 28. Januar.

Zuerst vom Wichtigsten. Wie können Sie daran zweifeln, daß ich noch immer mit der größten Pünktlichkeit Morgens und Abends die Strümpfe wechsle? Wäre ich auch niederträchtig genug dieses zu versäumen, würde Conrad meine Pflichtvergessenheit nicht dulden. Mir die Strümpfe anziehen ist seine Lebensfreude, das Meisterstück seiner Kunst. Nichts gleicht seinem Glücke, wenn es ihm gelungen, die lezte Falte aus dem Strumpfe zu verbannen, und ihn am Fuße so glatt anzulegen, daß zwischen Haut und Strumpf kein Floh durch-

kriechen kann. Mögen auch die Zehen darüber krachen, das kümmert ihn nicht. Glatt muß alles ſein, mag die Welt darüber untergehen. Aber auch wo ich frei und unabhängig bin, vernachläſſige ich die Regeln der Reinlichkeit nicht. Wäre ich nicht glücklicher Weiſe ein Philoſoph, dem keine Reue nahen darf, ſo würde es mir den größten Verdruß machen, daß ich früher durch eigene Schuld einen Theil meiner Zähne ſchon verloren habe. Auch habe ich dieſen Winter noch keine Zahnſchmerzen gehabt. Aber dieſes verdanke ich nicht blos der Reinlichkeit, ſondern dem Verfahren Oertels, das ich befolge. Seit vielen Jahren hatte ich noch jeden Winter Zahnſchmerzen, und war oft genöthigt mir einen Zahn ausreißen zu laſſen. Auch dieſen Winter hatte ich ſchon vier- bis ſechsmal leichte Anfälle von Zahnweh, die aber nie ſehr heftig geworden ſind. Sobald ich ſie ſpürte, nahm ich einen Schwamm voll eiskalten Waſſers, wuſch mir das Geſicht und hinter den Ohren, und nach fünf Minuten waren die Zahnſchmerzen wie weggezaubert. Ich wollte,

daß ich den Muth hätte Oertels kalte Waſſerkur allgemein anzuwenden, es würde mir gewiß gut thun. Fragen Sie in Frankfurt einen Arzt, ob man bei Zahnſchmerzen ſich des kalten Waſſers bedienen ſoll, wird er laut aufſchreien. Und doch habe ich ſelbſt ſchon mehreremal deſſen Heilſamkeit erprobt. Die Anwendung des kalten Waſſers in der Cholera hat ſich überall heilſam gezeigt. Wie triumphirt aber auch Oertel! Er hat zwei Broſchüren herausgegeben; die eine heißt: Victoria, Kaltwaſſer hat die Cholera beſiegt; die andere: Mediciniſche Böcke. Von Aerzten, welche ſich für infaillible Herrn über Leben und Tod halten, in der Cholera geſchoſſen. XXXX — weniger I. Bocksdorf und Schußbach, Verleger Simon Treffer und Compagnie. Auf dem Titelblatte ſteht ein großer Bock und auf beiden Seiten zwei Jäger, welche nach ihm ſchießen. Jezt werden nun die Böcke aufgezählt: erſter Bock, zweiter Bock, bis 39 Bock. Hätte der Mann ſo viel Wiz als geſunden

Menſchenverſtand, die Satire wäre köſtlich geworden. Aber an Wiz fehlt es freilich.

Es iſt im Ernſte nicht recht von Ihnen, daß Sie mir die alte Narrheit mit Ihrem Hierherkommen von neuem in den Kopf ſezen. Sie thun es doch nicht. Ich bin ſchon glücklich genug wenn Sie mir die Zuſicherung geben, im nächſten Frühlinge mit mir zuſammenzukommen, wo es auch ſei. Ohne Sie könnte ich doch die Briefe nicht ordnen, ich würde dumme Streiche machen. Wenn es wirklich für mich Gefahr haben ſollte nach Deutſchland zu kommen, ſo könnten wir ja in Baſel zuſammentreffen, wohin man von Frankfurt mit dem Eilwagen ſehr bequem in 48 Stunden reist, und von dort könnten wir uns einen hübſchen Sommeraufenthalt in der Schweiz ſuchen. Wären Sie denn im Stande mit *** und ſeiner Frau nach Paris zu kommen? Es wäre himmliſch; aber einer Philiſterin, wie Sie, traue ich ſo etwas nimmer zu. — Ich möchte wiſſen, wenn Sie eigentlich meine Briefe bekommen, am vierten oder am fünften Tage,

Morgens oder Abends, um wie viel Uhr? Ich erhalte die Ihrigen erst am sechsten Tage, Mittags zwölf Uhr. — Wenn Ihnen das Ausschreiben der Sachen von Heine Umstände macht, unterlassen Sie es. Sollte ich es, was nicht wahrscheinlich, gebrauchen wollen, kann ich es ja immer später aus den Originalbriefen entnehmen. Aber das von Pittschaft, Robert und dergleichen, was noch folgen könnte, schreiben Sie ja ab. Ihre Bemerkungen darüber, die ich erwartet, sind zwar ganz richtig, aber ich werde mein Verfahren in meinen nächsten Briefen vertheidigen. Die Namen müssen Sie alle ausschreiben. Da wo ich sie weglassen und Sternchen setzen will, kann ich sie ja wieder ausstreichen. — Bitten Sie doch den S. oder sonst Einen der sich dazu paßt, einmal wenn er durch die Judengasse geht, mein elterliches Haus aufzusuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimer Straße kömmt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten

Pfoſten getrennt werden. Wenn man in die erſte Thüre (von der Bornheimer Straße kommend) eintritt, iſt rechts am Pfoſten die Jahreszahl 1791 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wiſſen, ob die Inſchrift noch leſerlich, und ob auch ein Monattag dabei ſteht? Daran knüpft ſich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich ſprechen werde. Darum möchte ich die Sache wiſſen. — Wenn Sie Gelegenheit haben, ſchicken Sie mir Schnupftabak, aber nur ein viertel Pfund. Daran habe ich lange. Eben der Geſundheit wegen möchte ich ihn haben, der hieſige iſt weniger geſund. Uebrigens ſpüre ich keinen Schaden davon. Wie freue ich mich auf ***'s, beſonders wenn ſie mir etwas Schönes mitbringen. Eine große Puppe ſollen ſie mir mitbringen, die ſchön ſprechen und ſchreiben kann, aber viele orthographiſche Fehler macht. Ein ſchlechter Maler iſt hier, der die ausgezeichneten Polen zeichnet und lithographirt und gelegentlich auch mich. Ein Maul hat er mir gemacht ſieben

Ellen breit, und ich ſehe aus wie der leibhaftige Mephiſtopheles. Nein, ſo ein Teufelsgeſicht iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Sie hätten Ihre Freude daran.

Samſtag, den 4. Februar.

Geſtern Abend, wo ich dieſen Brief fortſezen wollte, bin ich durch Polenbeſuch geſtört worden. Doch wenn Ihr Brief, den ich erwarte, etwas Dringendes enthält, werde ich wohl noch Zeit haben das zu beantworten. — Der *** ließ mir vor einigen Tagen ſagen, er reiſe nach Frankfurt zurück, und wenn ich etwas zu beſorgen hätte, möchte ich es ihm ſchicken. Nun brachte ich ihm geſtern ein Paketchen für Sie, fand ihn aber nicht zu Hauſe.. Das Paketchen enthält den Cormenin, zwei Hefte der Revue Germanique, und zwei Bände Lafontaine's Fabeln, die ich früher ſchon beſaß. Sie verlangten auch die Briefe eines Verſtorbenen; aber das Paket wäre zu groß geworden. Unter den Papieren worin die Bücher eingewickelt, befinden ſich zwei Blätter des Entreacte, wo zwei

mit Rothſtift angeſtrichene Artikel ich Ihrer Aufmerkſamkeit empfehle. Von dem einen überſchrieben.... brauchen Sie nicht mit mir zu ſprechen. Doch um mir auf eine feine Art zu verſtehen zu geben, daß Sie den Artikel geleſen, können Sie mir ſchreiben, Sie hätten ihn nicht geleſen. Sobald Sie es nicht geleſen, theilen Sie es der P... mit, die ſich für ihre alte gute Freundin Marie Louiſe wohl noch intereſſiren wird. Von dem zweiten Artikel une histoire dürfen Sie mit mir ſprechen. — Eben kömmt ihr dreibeiniger Brief hergehinkt. Ich antworte darauf. Erſtens ſind Sie dumm. Sie berechnen gar nicht, daß zwiſchen jeder Beantwortung Ihrer Briefe vierzehn Tage verfließen, daß ſich immer mein Brief auf Ihren vorlezten bezieht, und jezt klagen Sie, wie heute, daß ich nicht auf alle Punkte Ihrer Briefe antworte. Konnten Sie denn als Sie Ihren heutigen Brief ſchrieben, ſchon Antwort haben auf Ihre Frage wegen der Art des Abſchreibens? — Alles ſchreiben Sie ab, jedes Wort über Robert

und Pittſchaft. Sie fürchten dieſe Herrn möchten über Sie herfallen? Nun, Gott ſei Dank, daß Sie wieder ein Lebenszeichen von ſich geben. Ich dachte Sie wären geſtorben, weil Sie ſich ſeit ſo lange nicht gefürchtet. Wie? Sie können ernſtlich fürchten, der Robert würde über Sie herfallen, oder der Pittſchaft? Glauben Sie mir, ſie laſſen mich künftig in Ruhe. Und was vermöchten ſie? Die Leidenſchaft die beſſere Menſchen erhebt, bringt die Gemeinen gar herunter. Das Bischen Verſtand das meine Gegner noch hatten, wird ihnen die Leidenſchaft vollends rauben. —

Ueber die Wiener Gedichte ſchreibe ich noch. Nachdem ich ſie flüchtig geleſen, mußte ich ſie wieder abgeben, und habe ſie ſeit wenigen Tagen zurückbekommen. Gegenwärtig bin ich noch mit dem Häringſalat beſchäftigt. Das ſtrengt mich nicht an; ich ſchreibe ja nicht zwei Briefe zu gleicher Zeit, mit beiden Händen und zwei Federn, ſondern abwechſelnd, und die Mühe wird dadurch nicht größer. — Noch einmal, ſchreiben Sie alles ab.

Donnerstag, den 9. Februar.

Heute Mittag bekomme ich Ihren Brief. Es geht mir immer damit wie mit dem Essen. Vor dem Essen bin ich hungrig, nach dem Essen bin ich satt, und zu beiden Zeiten habe ich keine Lust zu arbeiten. So habe ich auch an dem Tage wo ich Ihren Brief erhalte, am wenigsten Lust zu schreiben. Ich wollte der Teufel hätte mich geholt, ehe ich mich in Sie verliebt hätte; aber es geschieht mir nicht wieder. —

Vielleicht kömmt bald ein gewisser *** zu Ihnen, ein guter Bekannter, der von hier nach Deutschland reist und dem ich Ihre Adresse gegeben. Er war früher in .., hat sich mit einigem Gelde aus dem Geschäfte gezogen, und lebt seitdem in Paris. Er ist ein wüthender Jakobiner, spielt in der revolutionären Welt eine Rolle, glaubt aber eine große zu spielen. Seine Gegner nennen ihn hier aus Spott: die provisorische Regierung von Deutschland. Er ist ein leidenschaftlicher Mensch, in der Leidenschaft roh, in der Ruhe ohne Bildung.

Doch meint er es aufrichtig mit der guten Sache. Ihre und meine Geſinnungen brauchen Sie ihm nicht zu verhehlen. Aber wenn Sie Geheimniſſe beſizen, eigene oder meine, die theilen Sie ihm nicht mit. Auf mich hält er viel als treuen Bruder Jakobiner. Den Heine ſchlägt er gewiß noch einmal todt. Reden Sie vorher mit keinem von ſeiner Ankunft, auch, kömmt er an, nicht von ſeiner Anweſenheit. Ich begreife nicht, wie er es wagt nach Deutſchland zu reiſen, denn er hat einen gefährlichern Namen als er verdient. — Ihr Brief bleibt lange! Mich hungert ſehr. — Da iſt er! Und ob ich zwar wenig Zeit mehr habe, und Sie wollen, daß ich erſt den folgenden Tag antworten ſoll, weiß ich als ſchlauer Diener doch, wo man ſeinem Herrn gehorchen ſoll oder nicht. Ich ſchicke heute den Brief ab. Was zu beantworten übrig bleibt, hat im nächſten auch noch Zeit. Es iſt ja nicht ſo dringend. Sie halten ſich an das Schreibmuſter, und laſſen Sie mich ungeſchoren. — Der Herr von *** verläßt mich eben, und hat

mich lange gestört. Er kömmt zuweilen mich auszuspioniren. Er hält sich für gewaltig schlau. Aber ich schicke ihn heim.

.... Die ***. Ihr Herz? Ihr Geist? „Ja, da sizen sie und haben Hütchen auf!" Es kann sein daß sie eine gute Frau ist, aber Gemüth hat sie nicht; Geist noch weniger; Bildung noch weniger. Sie hat viel gelesen, viel Kunstwerke beschaut, hat aber jene geistige Auszehrung welche alles Lernen und Erfahren vergebens macht, weil die Verdauungskraft fehlt, und alles nur durchgeht. Das Talent, was selbst gewöhnliche Frauenzimmer haben, einen Mann, eine Gesellschaft geistig anzuregen, zum Wiz, zur Fröhlichkeit zu ermuntern, hat sie nicht im geringsten. Sie trocknet ihre ganze Umgebung aus .... Mit dummen bürgerlichen Personen bin ich häufig umgegangen. Das ist aber ein ganz Anderes mit der Frau von ***. Bei Jenen ist die Geistesbeschränkung, die engherzige Weltansicht nicht ein Mangel, sondern ein Auswuchs, etwas Positives. Es ist eine Art zu

ſein, die Einem zum beobachten, und einem Humoriſten ſogar zur Beluſtigung Stoff gibt. Bei der Frau von *** aber, als einer vornehmen Perſon iſt ihr unbedeutendes Weſen nicht eine Art zu ſein, ſondern ein Nicht ſein, etwas negatives, eine reine Leere. Als Perſon von Erziehung hält ſie ein gewiſſer Inſtinkt ab, von Dingen zu reden, die ſie nicht verſteht, nicht fühlt; ſie ſpricht alſo nie dumm. Und das iſt die Verzweiflung! Die feine Erziehung ſolcher vornehmen Weltleute macht die geiſtige Trockenheit noch widerlicher. Bei bürgerlichen Perſonen iſt ſchlechte Unterhaltung wie ein ſchlechtes Gericht, wie Hirſenbrei etwa. Aber das wird auf gemeiner irdner Platte vorgeſezt und mit zinnernem Löffel gegeſſen. Da iſt Harmonie. Bei ***. kömmt der Hirſenbrei in feinen Porzellanſchüſſeln und er wird mit vergoldeten Theelöffelchen gegeſſen. Auch das Aeußere der Frau von *** mißfällt mir .... Und die Hände! Rauh, nicht reinlich. Aber die Hand iſt ein Stück von der Seele eines Frauenzimmers.

— Es kann mir diesmal mit dem Verkaufe der Briefe sehr schlimm gehen. Die Buchhändler werden Angst haben, nicht sowohl es in Verlag zu nehmen, als es zu verkaufen. Wer weiß, was bis dahin der tyrannische Bundestag noch für Gesetze gegen den Verkauf verbotener Bücher geben wird. — Gott weiß wo der 8te Band bleibt. Meine Frei-Exemplare habe ich auch noch nicht erhalten. — Die spätern Exemplare der Briefe, welche an hiesige Buchhändler geschickt worden, sind von der neuen Auflage. Man erkennt sie am schlechten Druck. Papier und das Aeußere sonst ist ganz gleich. — In dem Morgenblatte stehen Xenien von Menzel auf mich, auf Heine und Andere. Ich habe das Blatt nicht bekommen können und sie also nicht gelesen.

Der Heine ist ein verlorener Mensch. Ich kenne keinen der verächtlicher wäre. Nicht die Verachtung die sich mit dem Hasse paart kann man gegen ihn hegen, sondern die Verachtung die sich mit Bedauern verbindet. Meine Briefe aus Paris

haben ihn zu Grunde gerichtet. Von nichts getrieben als von der Eitelkeit, von nichts angezogen als von der Hoffnung Aufsehen zu machen, haben ihm meine Briefe die liberale Schriftstellerei ganz verleidet, weil er verzweifelt mehr Lärm zu machen als ich. Er ist ganz ohne Gemüth und liebt nichts und glaubt nichts. Seine Feigheit würde man keinem Weibe verzeihen. Neulich schrieb er einmal einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin er Louis Philipp sehr verächtlich behandelte. Dieser Artikel wurde in einem der hiesigen revolutionären Blätter übersezt, und das Blatt in Beschlag genommen. Jezt hätten Sie nur Heine's Todesangst sehen sollen, bei der Untersuchung möchte auch er in Anspruch genommen werden. Und doch ließ ihn seine Eitelkeit nicht schweigen, und er erzählte überall, daß der Artikel von ihm sei, was man ohne sein Geständniß gar nicht ersehen hätte. Es ist ihm nur wohl wenn er mit Menschen zusammen ist, die er unter sich fühlt; meine Gegenwart drückt ihn ganz zu Boden. Auch meidet er mich so viel

er kann. Er hängt ſich an das ſchlechteſte Volk, geht mit bekannten Spionen um, macht den Zuträger und das ganz gewiß für Geld. Neulich ſchrieb er einen zweiten Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin er ſagt: er ſei aus Neigung ein guter Royaliſt. Und ſo iſt es auch. Seine ganze Natur und Geiſtesrichtung, ſeine Liederlichkeit, ſeine Nervenſchwäche und weibiſche Eitelkeit, macht ihn zum gebornen Ariſtokraten. Er macht kein Geheimniß daraus, daß er ſich bei Preußen einzuſchmeicheln ſucht. Auch weiß man es dort. In meinem Häringsſalat (den ich acht Tage liegen laſſen, aber jezt bald endigen werde) habe ich zwei Artikel aus Berliner Berichten die Heine betreffen mitgetheilt, und daraus werden Sie ſehen, wie man es darauf angelegt, ihn durch die gröbſten Schmeicheleien in die ſchlechte Parthei hinüber zu ziehen. Es gibt doch für einen Mann keinen größern Fluch als Charakterſchwäche. Man kann in jeder Parthei ein achtungswerther Mann ſein, und Heine könnte durch ſeine Talente die Zierde jeder Parthei ſein,

hätte er nur die Kraft irgend ein Intereſſe ganz zu umfaſſen. Aber da ſchwankt er immer von Einer zur Andern, wird auf beiden Seiten als feiger Flüchtling verachtet, und wird auf beiden Seiten Prügel bekommen, was ich ihm ſchon oft vorhergeſagt.

Der Menſch der mich ſo garſtig gezeichnet iſt ein armer Jude, der etwas damit verdienen will. Ich konnte es ihm daher nicht abſchlagen. — Darf ich denn jezt ſchon von unſerer Zuſammenkunft im Frühlinge ſprechen? Ich glaube wirklich nicht, daß ich wagen darf nach Deutſchland zu kommen. Alſo nach der Schweiz. Und Sie kämen wirklich nach Baſel? Das müſſen Sie ja jezt ſchon wiſſen. Aber ſein Sie nur nicht Angſt, ich übereile Sie nicht, wie das vorige Mal, ich will mich ſehr gut aufführen und in Baſel ganz geduldig Lebkuchen eſſen bis Sie kommen. Welches Frauenzimmer werden Sie mitnehmen? Wieder die Marie? Das wäre mir recht. Ach, ich kann es nicht erwarten, bis ich wieder des Morgens an Ihre Zimmerthüre

klopfe, mich dann von Ihnen versuchen lasse ein bischen Kaffe zu trinken und Mittags auf das schlechte Essen zu schimpfen. Das ist meine größte Seeligkeit.

Donnerstag, den 15. Februar.

Heute geht der Brief ab, und ich habe noch nicht eine Seite herunter. Diesesmal werden muntere Worte nöthig sein. Seit drei Tagen war ich aber auch dumm und faul, und das kömmt blos vom viehischen Essen. Ich gehe jezt viel spazieren und davon bekomme ich starken Appetit, und da esse ich viel und davon werde ich dumm. Ich will mich aber bessern. Sie aber schreiben mir gewiß: essen Sie lieber so viel Sie vertragen können und Ihnen schmeckt und arbeiten Sie lieber nichts.

Ich brenne vor Begierde auf Ihren heutigen Brief, und ob Sie mir die wichtige Nachricht bestätigen werden, welche die heutige Zeitung enthält, daß in Cassel und Hanau eine Militär-Revolution gewesen. O wie will ich jubeln, wenn diese lezte Stüze der Tyrannei kracht! — Die offi-

zielle Nachricht ist eingegangen, daß die Cholera in London ausgebrochen ist. Jezt kömmt sie gewiß auch sehr bald hierher, und das könnte meine Abreise nach der Schweiz beschleunigen, worauf ich Sie jezt schon vorbereite. Sobald ich erfahre daß die Cholera an der französischen Küste ist, verlasse ich Paris. Die Krankheit wird hier bestimmt schlimmer als irgendwo. Die Unreinlichkeit, die Armuth, die heillos schlechten Medizinal-Anstalten lassen das mit Sicherheit erwarten. Dazu kömmt für den Fremden die eintretende Theurung und Prellerei in vielen Dingen.

.... Man knüpft jezt die Halsschleife: en bee-de-lièvre. Was Hasen-Maul ist, weiß ich nicht. Ich will den Heine fragen, der alles was sich auf Hasen bezieht, sehr genau kennt.

Sonntag, den 19. Februar.

Sie schreiben mir in Ihrem lezten Briefe von einem Manne, der vielleicht blos weil er harthörig gewesen den Zuruf der Mauth nicht ver-

ſtanden und darum ganz jämmerlich erſchoſſen wurde, und bei der Gelegenheit von einem Anfalle Ihrer Furcht. Ich dachte anfänglich an gar nichts, als ich das las; erſt ſpäter fiel mir ein, ob Sie nicht etwa dabei an mich gedacht, und Angſt geworden ich möchte bei einer ähnlichen Gelegenheit, weil ich harthörig bin, auch todtgeſchoſſen werden. Hi, hi, hi, hi, hi! Ha, ha, ha, ha, ha! He, he, he, he, he! Ho, ho, ho, ho, ho! Hu, hu, hu, hu, hu! O, wie muß ich lachen! Nun, Gott ſei Dank, Sie leben noch. Ich werde wenn ich an einer deutſchen Mauth vorbeikomme, einen Haarbeutel anhängen. So gaben vor der Revolution die tauben Menſchen in Paris ihre Taubheit zu erkennen, damit ſie nicht überfahren wurden.

Mittwoch, den 22. Februar.

Auf Ihren heutigen Brief folgendes. Daß Sie mich anbeten, wundert mich gar nicht. Dieſes Schickſal haben alle Frauenzimmer. Aber beweiſen Sie mir Ihre Liebe und kommen Sie ſobald als

möglich. Ich freue mich ſehr auf die Abreiſe, beſonders da ich jezt einen neuen Theil Frankreichs und die Schweiz kennen lerne. Der alte langweilige Weg nach Deutſchland hat mich immer mit Schrecken erfüllt, ſo oft ich nur daran dachte. — Wie können Sie nur ſo dumm ſein — nehmen Sie mir es nicht übel, aber das iſt meine Art, wie ich mit allen Frauenzimmern ſpreche, die mich anbeten — und fragen, wer mit Rothſchild Recht habe, ich oder der Temps? In den Temps kann man für Geld alles hineinbringen. — Freilich hat der Robert den Artikel im Morgenblatte gegen mich geſchrieben. Das haben Andere die ſeine Art kennen (wie Heine) auch erkannt. Und wenn auch nicht, was läge daran? Hat er die Züchtigung nicht ohnedies verdient? Daß er gegen mich geſchrieben, war ja nicht der Grund, es war nur der Vorwand ihn zu züchtigen.

Was? Sie wollen um mir Porto zu ſparen, kein Couvert gebrauchen, alſo mir eine Seite weniger ſchreiben? Sie ſind nicht klug, Anbeterin.

Ich, der eine Million reich bin, und einen ſo koſtbaren Ueberrock habe! — Sobald ich Paris verlaſſe und meine Briefe in Ordnung gebracht, ſchreibe ich für die Tribüne und unentgeltlich. Wenigſtens werde ich nichts dafür fordern. — Eben kömmt ein Beſuch, der mir aber willkommen iſt. Was ſind Sie geprellt durch mein größer ſchreiben, das Sie verlangt haben. Wenigſtens ein Drittel Seite weniger bekommen Sie jezt. Da wird ihre Anbetung etwas kleiner werden. — Ich habe dem jungen Demagogen, der eben auf meinem Sopha ſizt, zwar einige Zeitungen zum Leſen gegeben, daß ich weiter ſchreiben kann. Indeſſen ſtört mich ſeine Gegenwart doch, und ich muß ſchließen. Adieu, angebetete Anbeterin. Der Ihrige.

Sonntag, den 26. Februar.

Mit Entzücken habe ich heute ſo unerwartet einen Brief von Ihnen erhalten. Was das wohl thut! Auch habe ich di tanti palpiti geſungen. Ich hatte Ihnen zwar verboten mir am Sonntage zu

ſchreiben; doch diesmal noch will ich es Ihnen verzeihen. An dem S. habe ich meine große Freude. Der hat Feuer; hätten wir nur viele ſolche! Ich werde ihm in ganz wenigen Tagen den Brief nach Zweibrücken ſchicken. Dieſen Brief muß er allein nur ſchreiben. Auch wenn die Andern mit unterzeichnen wollen, wäre das nicht paſſend. Er ſpricht in dem Namen aller. Die Abſchrift der Liſte *) wird mitgeſchickt. Dieſe Namen kommen natürlich in die Tribüne. Doch wenn Einer ängſtlich iſt, braucht er nur mit Buchſtaben oder mit einem Motto zu unterzeichnen. Ich werde einige Mottos zur Auswahl mitſchicken. Das Geld für den Monat Februar muß zugleich mit abgeſendet werden, baar oder durch Wechſel: an Herrn Schüler, Deputirten in Zweibrücken. Ob die Leute viel oder wenig unterſchreiben, darauf kömmt es nicht an. Jeder nach ſeinem Vermögen. Ich werde in dem

*) Subſcriptionsliſte für den deutſchen Preßverein in Zweibrücken. A. d. H.

Briefe sagen, daß die Liste aus lauter Juden besteht, und bemerken, was dabei zu bemerken ist. Von dem Briefe soll er den Subscribenten gar nichts sagen, sie brauchen nichts davon zu wissen. Ist er gedruckt, werden sie schon damit zufrieden sein. Auch später soll er nicht sagen, daß ich den Brief gemacht. Es thut mehr Wirkung, wenn man glaubt, er wäre von einem Andern. Unterdessen, bis mein Brief kömmt, soll er nur fortfahren, Unterschriften zu sammeln, daß die Liste so groß als möglich werde.

.... Wenn ich pekuniäre Vortheile von dem Buche erwarte, wird es mir schlimm gehen. Viele sind ängstlich wegen des Verbots, oder stellen sich doch so an, um wenig zu bezahlen. Denn das Verbot nützt eigentlich. Sauerländer in Aarau schreibt mir, er habe kein Exemplar mehr, denn wegen des Verbots sei der Vorrath schnell aufgekauft worden. — Ich habe vor einigen Tagen dem Campe einen sehr groben Brief geschrieben, wegen der Frei-Exemplare die ich noch nicht erhalten.

Von dem Buche natürlich kein Wort. Der Sauerländer schrieb mir, wenn meine neuen Briefe so arg wären als die vorigen, würden sie in der Schweiz auch verboten werden. Ich glaube das gerne, dort sind sie noch ärgere Philister als in Deutschland. Der Wirth räth mir natürlich auch das Buch in Zweibrücken drucken zu lassen. Er dringt sehr in mich an der Tribüne zu arbeiten, und ich thäte es gern, selbst unentgeltlich, denn das ist von der größten Wichtigkeit, hätte ich nur erst meine Briefe aus dem Kopfe. Auf jeden Fall, muß ich in diesen Tagen ein Paar Aufsäze für das Blatt machen, und meine Briefe darüber zurücklegen. Es kömmt gar zu viel darauf an. Die Briefe einzeln in der Tribüne drucken zu lassen ist nicht thunlich. So zerstückelt würden sie allen Werth verlieren, und keine Wirkung machen. Ich bleibe auf jeden Fall nur noch so lange hier als ich brauche zwei Bände Briefe fertig zu machen. Dann arbeite ich für die Tribüne; denn jezt gilts. Diese Woche werde ich Ihnen wenig mehr schrei-

ben, denn ich habe außer dem Brief für S., einen Aufruf für die hieſige deutſche Geſellſchaft zu machen. Doch werde ich auf jeden Fall Ihre Briefe, wenn auch kurz, beantworten.

Montag, den 27. Februar.

— Es intereſſirt mich ſehr zu wiſſen, wer im Gelehrten-Verein ja, und beſonders wer nicht unterſchrieben. Daß es *** gethan iſt ein gutes Zeichen, denn es beweist, daß die Sache Mode iſt. Die Nemeſis werde ich Ihnen ſchwerlich ſchicken, Sie müßten denn ein beſonderes Heft verlangen. Die ganze Sammlung käme zu theuer und iſt das Geld nicht werth. Schön ſind die Sachen eigentlich nicht, nur manchmal intereſſant wegen der derben Satire. — Machen Sie ſich keinen Verdruß, daß Sie mir keine Handarbeit ſchicken konnten. Die ſchönſten Handarbeiten ſind Ihre Briefe, und die ſchicken Sie mir oft genug, nur zu oft; ſogar am Sonntag habe ich keine Ruhe.

Dienſtag, den 28. Februar.

— Dieſer Brief koſtet Ihnen erſchrecklich viel Porto. Ich thue es durchaus nicht anders, als Sie müſſen, wenn Sie Geld für mich einnehmen, fünfzig Gulden für Porto, Zeitungen ꝛc. behalten. Es wäre ja unverantwortlich von mir, wenn ich, ein Millionär und Beſizer eines Ueberrocks mich noch mit dem Pfennig der armen Wittwe bereicherte. Schreiben Sie mir, ob Sie es gethan. — Was habt Ihr für Wetter? Wir zehn Grad Wärme. Alle Stühle in den Tuilerien, auf den Boulevards von alten Weibern beſezt und wir jungen Leute puzen unſere Lorgnetten. — Heute eſſe ich mit mehreren Andern in der Rue tirechape, wo es wie in einer Mördergrube ausſehen ſoll, um die deutſchen Schneidergeſellen aufzuwiegeln. Als geſtern Conrad dort war, und man einigen Geſellen die Liſte*) vorlegte, ſagten ſie: man wird uns doch darum den Kopf nicht abſchlagen? Eigentlich

*) Für den Preßverein in Zweibrücken. A. d. H.

kann ich's nicht erwarten von hier wegzukommen, ich habe eine sehr große Reiselust. Das Wetter ist so schön. Schreiben Sie mir so viel als möglich von dem Fortgang der Association in Frankfurt. Wie viel haben Sie unterschrieben, wie viel ***, der Gelehrtenverein überhaupt?

Donnerstag, den 1. März.

Ich schicke Ihnen den Brief für Straus und beschwören Sie ihn, solchen ja gleich abzuschreiben und nach Zweibrücken zu schicken. Er soll seinen Namen darunter sezen, und nur keine Furcht haben, und sich von nichts abschrecken lassen, was etwa unterdessen der Bundestag oder die einzelnen deutschen Regierungen in dieser Sache feindlich beschließen möchten.

Freitag, den 2. März.

Wie ich Ihnen schon geschrieben, ich habe diese Woche wenig Zeit viel zu schreiben, da ich eine Adresse an die hiesigen Deutschen arbeiten muß. Doch werde ich auf jeden Fall, was Ihre Briefe Drin-

gendes enthalten gleich beantworten. Sollte in der Frankfurter Postzeitung ein Bundestagbeschluß über Preßfreiheit und dergleichen erscheinen, schicken Sie mir's gleich am nämlichen Tage.

Montag, den 5. März.

Tausend Dank für Ihr Geschenk ..... Nachdem ich der Zärtlichkeit meinen Tribut bezahlt, will ich auch der Grobheit meine Schuld abtragen. Sie sind erschrecklich dumm! Als ich Ihren Brief geöffnet, da schien es mir als wäre etwas herausgefallen, es war wie ein leises Geräusch, wie wenn ein Vogel durchs Gebüsch huscht. Ich sah auf die Erde und fand nichts, und da vergaß ich es wieder. Als ich aber Ihr Postscript las, worin Sie mir schrieben, ich solle beim Oeffnen des Briefes Acht geben, den kostbaren Inhalt nicht herausfallen zu lassen, da mußte ich laut auflachen. Sie hielten mich wohl für ein Frauenzimmer, das ein Postscript zuerst liest; ich mache es aber wie alle Männer, ich lese das Postscript zulezt, und als ich es las,

war es zu ſpät ..... O Dummheit, dein Name iſt Weib!

J. ſind hier angekommen, und haben mir alles Mitgegebene eingehändigt. Wir haben noch jeden Tag miteinander gegeſſen, im Palais Royal, wo auch Heine und Andere hinkommen. Geſtern beim Eſſen haben ſie es mit angehört, wie ich dem Heine, was ich oft thue, die Wahrheit geſagt, und das etwas barſch. Gewöhnlich iſt ſeine elende Feigheit der Text über den ich leſe. Aber unter dieſer Feigheit verſteckt ſich noch etwas Schlimmeres, eine niederträchtige Geſinnung. Das jezige Treiben der Deutſchen, die Aſſociation, das kömmt ihm alle lächerlich vor, und doch hat er ſich unterſchrieben! Und das blos aus Feigheit, wie er ſelbſt eingeſteht. Er hat Furcht von den deutſchen Patrioten Prügel zu bekommen. Nein, ſo eine Feigheit iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Es iſt ein Ekel, wie meine Rezenſenten ſagen. Die *** erzählte mir, wie der Döring in Frankfurt von meinen Briefen geurtheilt. Er habe geſagt: „Nun, ſeine übertrie-

benen Anſichten in der Politik will ich hingehen laſſen; aber ich hätte nie gedacht, daß der Mann ſo langweilig ſchreibt." Nun wollte ich darauf ſchwören, daß das ſein Ernſt gar nicht iſt. Das war blos wieder eine diplomatiſche Manier, dem Döring und ſeinen Freunden vorgeſchrieben, das Buch für langweilig in den Ruf zu bringen, daß es keiner leſe. Jezt machen Sie, daß Sie mit dem Abſchreiben meiner Briefe bald fertig werden; es wird wenig mehr dazu kommen.

Von Campe habe ich Antwort auf meinen Brief bekommen .... Die Frei-Exemplare müßten in der Druckerei vergeſſen worden ſein. Ob ich zwar von meinen neuen Briefen ihm gar nichts mehr geſagt, kömmt er darauf zurück. Wie die Briefe abgegangen, das wiſſe er noch nicht, das erfahre er erſt auf der Leipziger Oſtermeſſe! Natürlich antworte ich gar nicht darauf. Ich werde in dieſem Monate noch abreiſen. Nach der reiflichſten Ueberlegung bin ich bei dem Entſchluſſe geblieben nach Zweibrücken zu gehen. Da kann ich für die Tri-

bäme am beſten arbeiten, und wegen meiner Briefe das Nöthige anordnen. Von dort ſind nur vier Stunden bis zur franzöſiſchen Grenze, die man in ein und ein halb Stunden fährt. Von Unſicherheit für mich iſt da gar keine Rede. Ich könnte auch nach dem Badiſchen und hätte im geringſten nichts zu beſorgen. Sie ſehen ja daß man in Carlsruhe den Dr. Caſſebeer den der preußiſche Geſandte requirirt hat, hat entwiſchen laſſen.

Mittwoch, den 7. März.

Nein, was war ich über den S. verwundert! Ich lag Nachmittags gerade auf dem Sopha und las. Dem Conrad hatte ich, weil es Carneval war, Urlaub gegeben, als S. unangemeldet herein kam. Ich bin ſchon darum froh daß er hier iſt, dieweil er Ihnen ſtatt meiner von mir ſchreiben kann. Ich habe jezt wenige Zeit, das Vaterland ruft! — Um des Himmels Willen ſtrengen Sie ſich nicht mit Abſchreiben an. Es iſt noch viel, ſchreiben Sie nur nach Bequemlichkeit, ſo wenig

es auch sei. Es thut mir leid, daß Sie der *** verfehlt. Er hat allerdings Eile, und es war räthlich sich nicht lange in Frankfurt aufzuhalten. Ich denke bald Brief von ihm zu bekommen. — Ich möchte fast glauben, daß man mir meine Pension wieder ausbezahlen will, und daß es nicht blos das eine Quartal gemeint ist. Mehr ist bis jezt nicht völlig. Wenn der Senat nur im mindesten Ehre und Gewissen hat, muß ihn doch Reinganums Vorstellung auf andere Gedanken gebracht haben.

Seien Sie ruhig, ich werde nirgends hingehen, wo ich nicht weiß, daß ich sicher bin. Doch erzählen Sie vorläufig keinem, daß ich nach Rheinbaiern reise, sondern sagen Sie, ich ginge nach Straßburg und bliebe dort vor der Hand. Der Ausfall von dem Wirth war so übel nicht gemeint, doch freilich ungerecht. Wirth hat vergessen, daß er in einem konstitutionellen Lande wohnt, wo öffentliche Gerichte, Geschworne sind, und wo die Regierung keine Macht hat einen Gewaltstreich zu begehen. Bei mir aber ist das etwas anders. Ich

habe gerade gestern einen Brief von Wirth bekommen, den ich Ihnen abschriftlich mittheile. Er ist an mich und Heine gerichtet. „Verehrte Herrn! „Durch die Bekanntmachung in französischen Jour„nalen, daß Sie den deutschen Vaterlandsverein „unterstüzen würden, haben Sie uns auf's erfreu„lichste überrascht, und der guten Sache einen au„ßerordentlichen Vorschub geleistet. Wenn hier in „der Tribüne oder sonst einem liberalen deutschen „Blatte Artikel von Ihnen erschienen, welche mit „Ihrem Namen unterzeichnet sind, so wird der „Eindruck und die Wirkung eine ganz ungewöhn„liche sein. Noch mehr aber könnte geleistet werden, „wenn Ihre Verhältnisse Ihnen erlaubten, zur „thätigen Mitwirkung der Befreiung des Vaterlan„des Ihren Wohnsiz irgendwo im Rheinkreise zu „nehmen. Sie stehen hier unter denselben Gesezen „wie in Frankreich, und genießen denselben Schuz, „und im äußersten Nothfalle sind Sie der französi„schen Grenze so nahe, daß Sie jeden Augenblick

„ſich wieder nach Frankreich begeben können. Der „Augenblick aber iſt ſo entſcheidend, daß Deutſchland „aller ſeiner Kräfte bedarf, beſonders aber ſo aus„gezeichneter Talente, auf welche die Augen ſo „vieler Tauſende gerichtet ſind, und deren Beiſpiel „unſere Kraft verdoppeln könnte. Ueberlegen Sie „es daher, ob es nicht möglich iſt, dem Vaterlande „dieſes Opfer zu bringen, und laſſen Sie es uns „nicht entgelten, wenn wir im Eifer für die gute „Sache eine Bitte wagen, die man unter andern „Umſtänden für unbeſcheiden erklären müßte. Zwei„brücken, 28. Februar. Wirth.“ —

Wäre ich nicht ſchon früher entſchloſſen geweſen, nach Rheinbaiern zu gehen, hätte ich dieſer feierlichen Beſchwörung nicht widerſtehen können. Opfer habe ich dabei nicht zu bringen, und ich wäre ja ſelbſt ſo erbärmlich, als ich ſo oft die Deutſchen geſchildert, wenn ich mich von irgend einer Bedenklichkeit abhalten ließe. Ich will gerade nicht immer in Zweibrücken bleiben, ſondern nur ſo lange, bis ich dort den Geiſt kennen gelernt, um zu wiſſen

wie ich auch in der Ferne wirken könne. Ich habe zu thun und muß ſchließen.

Sonntag, den 11. März.

Ich nehme kleines Papier, damit Sie nicht merken, wenn ich weniger ſchreibe. So betrügt man die Kinder. Mit Ihrer erſchrecklichen Angſt, daß ich nach Deutſchland reiſen möchte, machen Sie mir wirklich Verdruß, und ich kann nicht wie gewöhnlich darüber ſcherzen. Der Benzel-Sternau mag ſagen was er will, es iſt nicht wahr, daß ich in Baden etwas zu fürchten hätte, und in Rheinbaiern gewiß nicht. Indeſſen bin ich ſchuldig Ihre Schwäche zu ſchonen, da ſie doch aus Theilnahme für mich entſpringt, und ich verſpreche Ihnen daher ohne Ihre Einwilligung nicht nach Deutſchland zu gehen. Wenigſtens werde ich immer Ihre Antwort abwarten. Aber von Paris gehe ich weg, ſobald das Wetter gut wird. Ich höre es aus S. Reden, der darin Ihr Echo ſein mag, daß Sie glauben, es wäre nichts als Ungeduld, die mich von Paris

wegtriebe. Das iſt es aber nicht. Ich muß, um die Herausgabe meiner Briefe zu beſorgen, an der Grenze von Deutſchland ſein. Paris iſt zu weit; da kann ich mit keinem in Correſpondenz treten. Ein Brief nach Hamburg und zurück fordert 16 Tage Zeit, und ſo nach Verhältniß. Auch will ich wegen der politiſchen Bewegungen, die Deutſchland jezt intereſſanter machen als Frankreich iſt, mehr in der Nähe ſein. Nach der Schweiz zu reiſen bin ich nicht Willens und halte es nicht für gut. Das beſte iſt, ich gehe nach Straßburg, wo ich doch viele Bekannte habe, und überlege dort (mit Ihnen) was ferner zu thun ſei. Von dort aus kann ich auch in Carlsruhe Erkundigungen einziehen, ob ich ohne Gefahr in's Badiſche kann. Die Hauptſache iſt aber einen Verleger für mein Buch zu finden. Die neuen Briefe werden beſſer als die erſten gefallen, und ſogar viele Gegner mit mir verſöhnen. Sagen Sie das dem ***. Sie mögen ihm auch einige Briefe (die zur Vertheidigung meiner frühern Schreibart, die für die Deut-

ſchen) vorleſen. — Die franzöſiſche Ueberſezung meiner Briefe iſt vor einigen Tagen erſchienen. In einem Bande. Voraus geht der ganze Artikel, mit den Auszügen meiner frühern Schriften, aus den zwei Heften der Revue Germanique. Die Ueberſezung iſt im Ganzen ſehr gut. Das Buch iſt viel beſſer als das Original, denn es iſt nicht einmal die Hälfte davon. Von dem Beſten iſt das Beſte ausgewählt. Man ſollte es, ſo wie es jezt iſt, in's Deutſche überſezen. Einige Dummheiten ſind durch Mißverſtand des Ueberſezers ſehr anmuthig zu leſen. Auch die franzöſiſche Sprache, bei übrigens treuer Ueberſezung wandelt, was im Deutſchen gut war, in Poſſirlichkeiten um. Z. B. von Lord Byron heißt es: „.... il buvait tout le jour le Johannisberg de la vie.“ Wenn ein Franzoſe das lieſt, muß er doch vor Erſtaunen den Mund weit aufmachen. Auf die Kritiken der franzöſiſchen Blätter bin ich nun begierig. Ich erwarte nichts Gutes, beſonders, weil faſt in allen Zeitungsbüreaus dumme Deutſche arbeiten und

Einfluß haben. Heine hat mir geſagt, der Michel Beer (der jezt nach Berlin gegangen) habe dafür geſorgt, daß ich herunter gemacht werde. Der Temps enthielt vorgeſtern: „nous parlerons aussi en détail des lettres de l'Allemand Börne sur Paris ... ouvrage spirituel, plein d'exagération, mais d'une piquante originalité!“

Mit S. bin ich über alle Erwartung zufrieden. Schon ſeine geiſtreichen Augen ziehen mich an. Wir ſind ſehr viel, oft mehrere Stunden bei einander (auf meinem Zimmer) und ich amüſire mich mit ihm. Sie wiſſen wie viel das ſagen will bei mir.

Vor kurzem ſchrieb ich dem Profeſſor Welcker einen Brief nach Freiburg. Ich bat ihn mir zu ſagen, ob ich im Badiſchen etwas zu fürchten hätte? Ob ich, unter welchem Vorwande es ſei, und auf die Requiſition irgend einer Macht, etwa arretirt oder beunruhigt werden könnte? So eben erhalte ich die Antwort, die wie folgt lautet: „Freiburg „6. März. Herzlichen Dank verehrter Mann! für „Ihre gütige Theilnahme an unſerem Unternehmen.

„Hierbei die Probeblätter. Unterſtüzen Sie das „wohlgemeinte Tageblatt, wenn Sie können, zu„weilen auch durch einen Artikel. Es iſt die ein„ſtimmige Ueberzeugung von uns allen, daß für „unſere Sache nichts förderlicher ſein könnte. Hier „in Baden haben Sie entſchieden nichts zu fürchten, „ſo urtheilen wir alle. In der Stadt Baden voll„ends wäre ja gar nicht daran zu denken, und „wenn Sie längere Zeit ſonſt wo verweilten, ſicher „im allerſchlimmſten Falle eine höfliche Bitte „Ihren Aufenthalt nicht zu verlängern. Aber auch „daran, wie geſagt, kann Niemand von uns glau„ben. Beſuchen Sie uns alſo! (Ich hatte nämlich an Welcker geſchrieben, ich wollte mich eine Zeit lang in Freiburg aufhalten.) „Es wird eine große „Freude für uns ſein. Laſſen Sie uns und unſere „gute Sache Ihnen wohlempfohlen ſein.“ — Sie ſehen alſo wie Unrecht Sie haben. Gegen Freiburg iſt gar nichts einzuwenden. Eine Art Schweizer Gegend, gebildete Leute. Am neuen Blatte könnte ich arbeiten. Dort könnte ich meine Briefe in

Ordnung bringen. Alſo es bleibt dabei, ich gehe über Baſel nach Freiburg. Antworten Sie bald. Weil heute Sonntag, muß ich den Brief ſchließen. Entſezlich dumm war es, daß Sie nicht zur Sp... gegangen, und danken Sie der Noth des Vaterlands, daß ich nicht Zeit habe mit Ihnen zu zanken. Adieu Gräfin Platen.

***, der geſtern nach Frankfurt gereist, bringt Ihnen die Ueberſezung meiner Briefe. Alſo Donnerſtag oder Freitag erhalten Sie den franzöſiſchen Börne.

Mittwoch, den 14. März.

.... *** reiſen bald zurück. Ich gebe ihnen für Sie ein Blatt des National mit, worin eine Kritik meiner Briefe ſteht. Ich werde darin mit Voltaire, Briſſot, Rivarol, Champfort, Cauchois-Lemaire verglichen, und man findet in mir eine beneidenswerthe jeunesse naïve. — Ich warte jezt nur auf gutes Wetter um abzureiſen. Haben Sie denn Anſtalten getroffen mit mir zuſammenzutreffen? Sie müſſen mir dieſesmal noch helfen meine Bücher

machen. Im heutigen Temps ſteht ein Artikel über mich, aber ſchlecht. Der Verfaſſer (Depping) iſt ein Compilator, ohne alle Ideen, und ſo hat er den Tadel der deutſchen Rezenſionen, wie er ſie geleſen, nachgebetet. Uebrigens iſt er ein Preuße und ſchreibt im preußiſchen Intereſſe. — Heine beſucht das Rothſchildiſche Haus, und beträgt ſich dort wie ein Speichellecker. Ich erfahre manchmal was er dort geſagt. Am vergangenen Samſtag machte er dem Salomon Rothſchild große Freude damit, daß er ſagte, es werde noch fünfzig Jahre dauern, bis eine Revolution in Deutſchland losbricht. Einer in der Geſellſchaft wollte etwas gegen Heine ſagen, da bemerkte die junge Frau von R..., er ſolle nichts gegen Heine ſprechen: „il est de notre bord“. (Er iſt auf unſerer Seite).

Freitag, den 16. März.

Ich erhalte eben Ihren Brief. Ihre erſchreckliche Angſt und die Gemüthsbewegung in der Sie zu ſein ſcheinen, hat mich ganz beſtürzt gemacht.

Um Gotteswillen beruhigen Sie ſich doch. Ich habe Ihnen ja geſchrieben, daß ich ohne Ihre Bewilligung nirgends hingehen werde. Der Reinganum iſt ganz im Irrthum. Ich weiß recht gut, daß mich in Rheinbaiern die franzöſiſchen Geſeze als Ausländer nicht ſchüzen, und daß die Regierung ſich auch um die Geſeze nicht kümmern würde, wenn ſie Luſt hat, mich feſt zu nehmen. Das iſt aber die Frage, ob ſie das will. Ich bin überzeugt, daß man in Baiern, Würtemberg und Baden mir nichts anhätte, und ich würde ganz ohne Bedenken nach München reiſen. Höchſtens würde man mich ausweiſen, aber einſtecken gewiß nicht. Gegen Freiburg und Baden hoffe ich aber wenigſtens, daß Sie nichts einzuwenden finden werden. Wenn Ihnen Jemand ſagt, ich würde im Großherzogthum Baden eingeſteckt oder gar ausgeliefert werden, ſo muß ich ihn für toll erklären, und Reinganum kann Ihnen das unmöglich ſagen. Sie leſen ja was mir Welcker geſchrieben. Beſonders im Badeorte Baden iſt ja wie in allen Bädern

die größte Freiheit. Voriges Jahr war es angefüllt mit politisch Berüchtigten aller Art und keiner ist beunruhigt worden. Der Dr. Gartenhof, der viel ärgere Sachen geschrieben als ich, und der später in Fuld arretirt worden, war lange da, und es hat ihm Niemand ein Wort gesagt. Wenn Sie es wünschen, will ich statt nach Freiburg, nach Baden gehen. Da bin ich Ihnen näher. Ich will sogar, Sie ganz zu beruhigen einstweilen in Straßburg bleiben. Ich hoffe, daß Sie gegen Straßburg nichts einzuwenden haben. Da ich Ihnen so viel nachgebe, geben Sie mir doch auch in einigem nach. Erstens haben Sie keine Angst. Zweitens beschwöre ich Sie, das Abschreiben der Briefe ganz einzustellen. Das strengt Sie, besonders in Ihrer jetzigen Gemüthsunruhe zu sehr an, und ist gar nicht nöthig. Bringen Sie nur die Original-Briefe mit. Da wo gar keine oder nur wenige Privatsachen darin enthalten, die man umbiegen kann, kann sie jeder Copist unter unsern Augen abschreiben, und dann ist alles schnell fertig. Bei dem

Kummer den mir Ihr ängſtlicher Brief gemacht, tröſtet mich wenigſtens der Gedanke, daß ich Sie jezt in meiner Gewalt habe, und ich drohen kann, wenn Sie nicht zu mir kommen und bald, ich nach Wien reiſe und an Metternichs Hausthüre die dreifarbige Fahne aufſtecken werde. Mein größter Jammer bei der ganzen Sache iſt, daß Sie in Ihrer unruhigen Eile mir nur eine Seite geſchrieben. Jezt ſchreiben Sie mir kurz: wollen Sie kommen, nach Freiburg, Baden, oder im äußerſten Falle nach Straßburg, oder ſoll ich mit der dreifarbigen Fahne nach Wien reiſen? — Danken Sie dem Reinganum für ſeine verſtändige Erläuterung der Sache. Er irrt aber, wenn er glaubt, man würde mich feſt nehmen. Es iſt gegen die jezige Politik, man hat Furcht und macht gern alles friedlich ab. Von Baden iſt ſo etwas im Traume nicht zu denken. Badens Politik iſt jezt ganz gegen den Bundestag.

Dienſtag, den 20. März.

.... Geſtern noch ſpät um neun Uhr, mußte

ich einem feierlich gegebenen Versprechen nachkommen, der deutschen Gesellschaft beizuwohnen. Mehr als zweihundert Deutsche waren versammelt. Man las aus der Postzeitung die Sie mir geschickt die Beschlüsse des Bundestages vor. Der Bundestag wurde ausgepfiffen. Einige Deutsche, deren Rednertalent sich schnell entwickelt, hielten Reden aus dem Stegreife, die mit Begeisterung aufgenommen worden.

Der alte Lafayette den ich den ganzen Winter nicht gesehen, hat zu mir geschickt, ich möchte ihn besuchen, er wolle sich bei mir bedanken für das Schöne, das ich in meinen Briefen von ihm gesagt.

Ich werde auf jeden Fall ganz Ihren Wünschen folgen und hinreisen wo Sie es zu Ihrer Beruhigung haben wollen. Ich hoffe aber, daß Sie gegen Freiburg nichts einzuwenden haben. Dieser Ort hat für mich und auch für Sie die größten Vorzüge. Ich habe dort Bekannte, die Sie auch schon kennen, Welcker, Rotteck, Zell, gebildete Leute, die mich sehr hochachten, und beson-

ders weil ſie meine Theilnahme an ihrer neuen Zeitung wünſchen, uns ſehr zuvorkommend begegnen würden. Ich geſtehe es Ihnen offenherzig: die offnen Verfolgungen der deutſchen Regierungen fürchte ich nicht, und ich würde ohne die geringſte Beſorgniß nach Stuttgart und München reiſen. Aber die verſteckten Verfolgungen, die Aufhezung des vornehmen Pöbels fürchte ich mehr. Daß meine Rezenſenten alle erkärt: ich würde in keiner honetten Geſellſchaft geduldet werden, das war gewiß keine eigene Erfindung der Bosheit, kein freiwilliger Fingerzeig, ſondern ein mot d'ordre der Ariſtokratie, die mich auf dieſe Art angreifen wollte, weil ſie mir nicht anders beizukommen weiß. Ohne daß man gerade die Menge gegen mich aufhezte, (welches man nicht zu Stande brächte), wäre ſo etwas doch leicht zu machen. In jeder öffentlichen Geſellſchaft gibt es immer einige Wortführer, und man braucht nur dieſe zu gewinnen. Die Uebrigen wenn auch im Herzen mir nicht übel geſinnt, würden doch nie den Muth haben, offen meine Parthei

zu nehmen. Darum möchte ich zuerſt nach Freiburg, wo ich nicht allein gut aufgenommen, ſondern gewiß fetirt werden würde; das würde bekannt werden, und hätte dann auf die Deutſchen günſtigen Einfluß. Daß ich im Badiſchen überhaupt nichts zu fürchten, ſehen Sie aus Welckers Brief. Ja ich bin überzeugt, daß im vorkommenden Falle die badiſche Regierung mich mit beſonderer Rückſicht behandeln würde. Sie ſteht ganz offenbar feindlich mit dem deutſchen Bunde und ich glaube, daß in ſolcher Lage der Dinge, es ihr nicht gleichgültig iſt, einen politiſchen Schriftſteller, der wie ich, ſo viel Lärm gemacht, auf ihrer Seite zu haben. —

Ich bin heute Abend auf einen Ball eingeladen, der hart neben meinem Hauſe iſt. Vielleicht gehe ich hin — ſo eben erhalte ich noch eine andere Einladung auf einen Ball für Donnerſtag.

Mittwoch, den 21. März.

Ich erhalte Ihren Brief und antworte darauf... Die franzöſiſche Ueberſezung meiner Briefe habe ich

vielleicht darum beſſer gefunden als ſie iſt, weil ſie meine Erwartung übertroffen. Ich meine aber doch ſie ſei gut genug. — Der Freiſinnige iſt freilich etwas langweilig doch gut. Wirken kann er aber nicht; denn die welchen ſolche Sprache verſtändlich, bedürfen die Belehrung nicht, und die welche Belehrung nöthig haben, verſtehen ſolche gelehrte Sprache nicht. Das iſt eben das Unglück, wenn man nicht verſteht oder zu ſtolz iſt die Sprache des Volks zu reden. — Sie hätten mir das Blatt über „Schiller und Göthe" ſchicken ſollen; doch jezt iſt es zu ſpät. Nicht einmal des Titels erinnere ich mich; doch da ich das Manuſcript habe, kann ich es nachſehen. Der 8te Theil wie mir Campe ſchrieb iſt der Cenſur unterworfen worden, doch wurde gar nichts geſtrichen. Das hat aber Mühe gekoſtet. Ich weiß zwar nichts davon, daß hier von meinen Briefen eine neue Auflage gemacht wird; doch kann es immer ſein. Natürlich wird mir ein Geheimniß daraus gemacht. — Wenn mir Welcker in ſeinem Namen und im Namen aller

seiner Collegen schreibt, im Badischen hätte ich gar nichts zu fürchten, was soll ich denn da noch bedenken? Auf Welcker und Rotteck nimmt die badische Regierung so viel Rücksicht, daß mir schon darum nichts geschähe. Als Cassebeer in Carlsruhe arretirt war, reiste Rotteck dahin, und auf dessen Verwendung wurde er freigegeben... Adieu. — Eine rothe Jakobiner-Müze, wie sie jezt die Republikaner tragen, bekomme ich so eben. Sähen Sie mich darin, Sie lachten troz Ihrer Stimmung gewiß.

Montag, den 26. März.

.... Ich gehe Ende der Woche nach Straßburg. Ihre Briefe die hier noch eintreffen könnten, werde ich wahrscheinlich abwarten. Ich hoffe von Straßburg aus Sie zu beruhigen, daß ich im Badischen auf Sie warten kann. Was wollen wir in Straßburg? Dort ist für Fremde gerade so theuer wie in Paris, und es ist der langweiligste Ort der Welt.. Von Freiburg haben wir eine halbe Tagereise nach der Schweiz. Auch in Zürich könnte

TAYLOR INST. OXFORD

ich meine Briefe vielleicht unterbringen. Dort ist eine sehr demokratische Regierung. Herrlicher Aufenthalt am Zürcher See. Auch ist dort ein liberaler Buchhändler. — Danken Sie dem Reinganum für seinen Brief, und entschuldigen Sie mich, daß ich noch nicht geantwortet. Seit einigen Tagen sprechen die hiesigen Blätter von meiner Pensions-Geschichte. Ich bin nicht Schuld daran. Auch hat keiner der Deutschen hier, welche in die Pariser Blätter schreiben, es hineinsezen lassen. Wahrscheinlich ist die Nachricht aus einer deutschen Zeitung entnommen, (ich glaube aus dem schwäbischen Merkur.) — Sie werden über einen Artikel lachen, den vorgestern Abend der Messager über mich enthielt. Da Sie vielleicht das Blatt nicht zu Gesicht bekommen, will ich ihn abschreiben. Wer den Artikel gemacht kann ich nicht errathen. Auf jeden Fall ist es ein Franzose, das sieht man am Styl: „Nous avons rencontré dans plusieurs de nos cercles le littérateur allemand Mr. Börne, dont les lettres sur Paris pendant les années 1830 et

1831 ont obtenu tant de succès dans sa patrie, et dont la traduction, récemment publiée chez nous, n'est pas destinée à en obtenir un moins certain. Mr. Börne récèle dans un corps frêle et délicat une énergie d'ame peu commune. Il parle assez correctement notre langue, et, quoiqu'il ne soit pas de la première jeunesse, ses reparties sont remarquables par leur vivacité et leur tour original. Aussi se dispute-on le plaisir de le posséder, et n'est-il pas de réunion un peu à la mode où sa place ne soit marquée auprès de tout ce que nous avons de plus instruit et de plus aimable." Sollte man nicht meinen, das habe eine Dame geſchrieben, die mich im Stillen liebt? — Alſo von jezt ſchreiben Sie mir poste restante nach Straßburg. — Muntern Sie R. auf mir öfter Bundestag-Neuigkeiten zu ſchreiben. — Die dumme Cholera! Man weiß jezt gar nicht, wo man hin ſoll. Aber ihr auszuweichen, wenn man kann, iſt immer vernünftig. — In dem lezten Hefte der Revue de Paris (vom

25. März), eine Wochenschrift, steht eine Kritik der Briefe. Vielleicht verschaffen Sie sich das Journal.. Nur einige Bemerkungen, das Ganze ist zu lang zum Abschreiben. C'est l'Album ... d'un Tristram Shandy allemand ... obligé de fuir son pays, il le traite en vrai Coriolan littéraire. (Gut gesagt.) ... Adieu.

Dienstag, den 27. März.

... Ich reise Donnerstag, spätestens Samstag — morgen bekomme ich vielleicht noch einen Brief von Ihnen — nach Straßburg, und ohne Ihr Wissen nicht weiter. Dort wird es mir wie ich hoffe gelingen, Sie wegen Freiburg zu beruhigen. Sie sehen ja aus allem, daß die badische Regierung uneinig ist mit dem Bundestage; wird sie mir also des Bundestags willen etwas anthun? Wenn bairische Truppen kämen, bliebe ich freilich nicht dort; aber das geht nicht so geschwind. Die drei Blätter des Freisinnigen, die weil sie gegen den Bundestag geschrieben, confiscirt worden, sind auf Spruch der Gerichte wieder freigegeben worden. Sie sehen also

wie die Sachen ſtehen. Der Aufenthalt in Straßburg, wenn man nicht eingerichtet iſt und im Wirthshauſe wohnt, iſt theurer als in Paris. Ich habe noch die Rechnungen von meinem zweimaligen Aufenthalte dort. Jeden Tag habe ich 20 Franken gebraucht. — Geſtern Abend beim Auskleiden ſagte Conrad: „ich habe mich bei Ihnen zweimal zu bedanken. Erſtens, daß Sie mir Ihre Briefe geſchenkt, und zweitens, daß Sie mir die Ehre erzeigt, darin von mir zu ſprechen.“ Dieſe Art des Betragens und Redens für einen Bedienten iſt aber merkwürdig. Doch — wie der Herr ſo der Diener. — Vier Koffer ſind ſchon gepackt; jetzt ſind nur noch 6 bis 8 größere und kleinere Kiſten zu packen. Iſt das nicht zum Lachen? Aber drei Koffer bleiben hier. — Ich habe noch tauſend Dinge zu beſorgen für die Reiſe: Feigen, Zwieback, Bonbons, Zündhölzchen. Darum Adieu.

Donnerſtag, den 29. März.

Ich reiſe heute Mittag um 12 Uhr von hier

ab. Ihren Brief erhalte ich also noch vorher. Seit vorgestern ist die Cholera hier. Bis jezt nur in der Cité. Gestern wurden schon zehn Kranke in's Spital gebracht. Meine Abreise hängt damit nicht zusammen, die war früher schon bestimmt. Es werden gewiß viele Fremde Paris verlassen. Schon diesen Morgen hörte ich zufällig von einer mir bekannten Wiener Familie die heute abreist. Das wird den Geschäften hier, die anfingen etwas besser zu gehen, einen starken Stoß geben. Ich habe herrliches Reisewetter. Ich schreibe Ihnen von unterwegs einigemal. Ich gehe über Mez. In der heutigen Zeitung steht, Göthe wäre gestorben.

Die badische Regierung, die noch vor wenigen Wochen die Preßfreiheit bewilligt, hat im Widerspruch mit dieser die Beschlüsse des Bundestags anerkannt. Das Gericht in Freiburg hat sich auch dafür erklärt. Das Volk schweigt. Werde ich wohl Recht behalten? Gestern wurde mir unter der Adresse Mr. Bärne, Savant Allemand, folgendes

anonyme Sonett von Hamburg*) (zum Glück frankirt) zugeschickt.

. . . . . .

Wie gefällt Ihnen entwichener Wechselbalg? Das fehlt noch in meinem Schimpfwörterbuche.

Ihr treuer Wechselbalg.

Ihr Brief ist angekommen, aber die Pferde sind da.

Châlons. Freitag, den 30. März 1832. Abends zehn Uhr.

Ihr „flüchtiger Wechselbalg" ist so lebhaft mit Ihnen beschäftigt und lebt so ganz in Ihnen, daß er den Schreibtisch der früher neben dem brennenden Kamin stand, so weit als möglich abrückte, aus Furcht sein Schlafrock könnte Funken fassen. Können Sie einen größern Beweis der innigsten Sympathie verlangen? Ich bin sehr wohl und so

*) Briefe aus Paris. Band IV. S. 360.

guter Laune, daß ich mich nicht im geringſten darüber geärgert habe, als ich vor einigen Stunden in Epernay für den Mittagstiſch, ohne Wein, zehn Franken bezahlen mußte. Ich begnügte mich der Wirthin kalt und boshaft zu ſagen: c'est inoui! vous avez perdu la tête! vous n'êtes pas raisonnable! c'est un coupe-gorge! je vous mettrai sur mes tablettes. Das nämliche ſagte ich auch verfloſſene Nacht im Wirthshaus, wo ich 25 Franken verzehrt. Unerhört! — Ich wünſche nur, daß Sie meinen geſtrigen Brief aus Paris früher bekommen als die Nachricht von der ausgebrochenen Cholera. Es könnte Sie doch ängſtlich machen, wenn Sie glaubten ich wäre noch dort. Ich habe es an mir ſelbſt erfahren, daß ſich die Cholera-Angſt leicht abſtumpft. Schon Dienſtag Abend wußte ich, daß die gute ächte Cholera in Paris ſei. Anfänglich bekam ich auch etwas Furcht; aber ſchon den andern Tag dachte ich wenig daran, und wäre meine Abreiſe nicht ſchon früher auf Donnerſtag beſtimmt geweſen, wäre ich ohne Angſt noch länger

in Paris geblieben. Einige Stationen hinter Paris traf ich eine Wiener Familie, die in größter Eile die Flucht nahm. Ich habe heute gehört die Cholera wäre in München. Nach Straßburg wird sie wohl auch bald kommen. Heute den ganzen Tag habe ich mich mit einem Roman beschäftigt, von dem ich aber nur den Titel fertig habe. Des Hofraths und Professors Buttermilch Flucht vor der Cholera, Antikritik, Nichte und Wasserkur. Darin will ich die Reiseabentheuer eines hypochondrischen deutschen Gelehrten schildern. Neben ihm seine junge lebensfrohe Nichte. Liebschaft mit einem jungen Arzte, der den Onkel zu seiner Sicherheit begleitet. Buttermilch gebraucht Oertels Wasserkur und ersauft beinahe. Auf dem Wege liest er eine schlechte Rezension seiner neuesten Schrift, hat aber diätetische Angst sich zu ärgern. Fragt den Doktor: habe ich mich geärgert? Dieser sagt ja, damit er sich ins Bett lege, schwize und schlafe. Unterdessen macht er der Nichte den Hof. Buttermilch schreibt eine sehr sanfte Antikritik, droht

aber dem Rezenſenten mit einer ſtärkern Antwort, ſobald die Cholera vorüber iſt u. ſ. w. —

Leſen Sie doch im geſtrigen Journal des Débats (jeudi 29. Mars) den Artikel über Göthe's Tod. Die politiſche Bedeutung die dieſem Ereigniß gegeben wird, wird Sie frappiren. Es iſt die weitere Erörterung meines Sazes in den Pariſer Briefen, wo ich von Göthe's Sterbetag redend ſagte: „Ich meine an dieſem Tage müßte die Freiheit geboren werden.“ Der Artikel hat treffende Bemerkungen und ich möchte wiſſen wer ihn gemacht hat. — Ihren lezten Brief, den ich als ich in den Wagen ſteigen wollte nur flüchtig geleſen, las ich ſpäter mit Entzücken zum zweitenmal. Was darauf zu antworten, muß ich auf Straßburg erſparen. Dieſen Brief lege ich morgen früh, ehe ich abreiſe, auf die Poſt. Uebermorgen von Mez ſchreibe ich Ihnen wieder. Dienſtag morgen komme ich wohl nach Straßburg und hoffe dort einen Brief von Ihnen zu finden. Ich habe ſehr gutes Wetter. Adieu. Unter allen meinen Titeln gefällt mir am

besten: elende Schmeisfliege, und flüchtiger Wechselbalg. Mir tausendmal lieber als Hofrath.

Verdun. Samstag, den 31. März 1832.

Schönen guten Abend. Und jezt ist es mit meinem Verstande schon zu Ende, ich weiß nicht was ich Ihnen sonst schreiben soll. Doch Sie sehen es gerne, wenn auch nur einige Zeilen. Ich bin sehr wohl und das Wetter ist herrlich. Hier im Wirthshause ist auch eine zweite Familie aus Wien von Paris angekommen: Herr von ***, die ich oft bei *** gesehen. — Ich komme von einem Besuche, den ich ihnen auf dem Zimmer gemacht, so eben zurück. — Vergessen Sie nicht so viel Cholera-Medizin als möglich einzupacken. — Gute Nacht, liebe Seele, ich bin müde und lege mich schlafen. Frau von *** hat mir eine ganze Stunde von der Vortrefflichkeit der österreichischen Regierung vorgeplaudert. Neulich war sie bei Herrn Apponi, dem österreichischen Gesandten in Paris. Beim Weggehen sagte sie ihm: sie gehe jezt noch in eine deutsche Gesell-

schaft (zu ***). Apponi fragte welche Leute dort hin kämen? Sie nannte unter andern: Heine, Börne. Apponi rief aus: „Börne? der unsere Regierung eine fluchwürdige Regierung genannt!“ — Nun, noch einmal gute Nacht.

Ihre treue Schmeisfliege und Sie liebender Wechselbalg.

Straßburg. Donnerstag, den 3. April 1832.

Diesen Mittag bei dem herrlichsten Sommerwetter bin ich hier angekommen. Gleich auf die Post geschickt und Ihren Brief geholt. Ein schöner langer Brief! Der Carové war mir ein Labsal, den will ich zwiebeln! Der möchte schon längst eine Anstellung an einer preußischen Universität haben. Das war ganz gewiß seine Haupt-Absicht als er gegen mich schrieb. Man hat wirklich geglaubt Ihnen Verdruß damit zu machen? O die Menschen. Hätte ich nur Carové's Schriften! Geld möchte ich nicht dafür ausgeben. Vielleicht hat Herr Ackermann die Barmherzigkeit und leiht sie

mir. Dann schicken Sie mir sie mit der Post.. Uebermorgen schreibe ich Ihnen umständlich. Adressiren Sie die Briefe à l'hôtel de Paris, wo ich logire. Gleich fange ich an für den Carové zu notiren, ich habe schon einiges im Kopfe. Adieu.

Straßburg, den 5. April 1832.

Ich bin sehr verdrießlich, daß ich außer dem einen Brief den ich bei meiner Ankunft hier vorgefunden, keinen weitern von Ihnen erhalten, weder gestern noch heute. Ich kann mir nicht erklären woran das liegt .. Es würde mich ganz glücklich machen, wenn Sie sich beruhigen könnten über Baden, und daß Sie mich entweder nach Baden oder nach Freiburg reisen lassen. Wenn Sie durchaus nicht wollen, will ich in Zürich auf Sie warten. Glauben Sie nicht daß mir dort der Aufenthalt schadet. Ich leide ja gegenwärtig nicht an der Brust. Uebrigens sind ja einige Tage Versuche ohne Gefahr. Kann ich Zürich nicht vertragen, gehen wir an einen mildern Ort. Ich muß auch aus dem Grunde nach Deutschland oder der Schweiz,

um zu verſuchen mit einem Buchhändler in Verbindung zu treten. Aarau iſt ein langweiliger Ort, hat für die Schweiz keine ſchöne Gegend und eine philiſtröſe Regierung. Zürich hat eine demokratiſche Regierung und iſt alſo vorzuziehen. Auch gibt es dort einen liberalen Buchhändler, mit dem ſich vielleicht etwas machen läßt. Ich werde alſo nur Ihre Antwort auf dieſen Brief abwarten und dann reiſen wohin Sie wollen. Hier kann ich auf keine Weiſe bleiben. Die Schweizer Bücher habe ich mitgenommen. — Geſtern habe ich wieder eine Rezenſion in der Abendzeitung geleſen, worin ich ein Tiger genannt werde, und mir prophezeit wird, ich würde mich entweder todtſchießen oder wie Pittſchaft im Tollhaus ſterben. Könnte ich nur alle Tage ſolche himmliſche Rezenſionen leſen, ſo würde ich die Trennung von Ihnen leichter ertragen, ſo gut habe ich es aber nicht. Den Carové abzumachen, wird mir beſondere Freude ſein. Schaffen Sie mir doch Nachrichten über ihn, und wo möglich auch ſeine Schriften.

Sie Ungeheuer! warum haben Sie mir nicht geschrieben?

Straßburg. Freitag, den 6. April 1832.

Eben erhalte ich Ihren Brief. Dank für die schönen Schmelzle-Züge, die Sie mir zu meinem Roman geliefert. Das hätte ich nicht erfunden! Sie bekommen auch Ihren Theil Honorar. Meinem hypochondrischen Professor selbst kann ich diese Züge nicht anheften, denn solche Menschen treiben keine demagogischen Umtriebe. Ich werde aber den jungen Menschen der ihn auf der Reise begleitet und in seine Nichte verliebt ist, zum demokratischen Schriftsteller machen, und dem Professor zu seiner Cholera-Angst, noch die politische geben: er möchte als ein Mitschuldiger des Demagogen angesehen werden. Schreiben Sie mir mehr solche Sachen. — Es bleibt also bei Zürich, wohin ich einstweilen gehen werde. Alle Schweizer-Städte sind langweilig, die Schweizer sind noch ärgere Philister als die Deutschen; aber in so schöner Natur kann man die Menschen entbehren. Auch würde ich

mich mit Schreiben beschäftigen. Kommen Sie nur sobald als möglich und schreiben Sie mir oft.

Gestern Donnerstag den 5ten ging es arg in Paris her. (Nach einer gestern hier bekannt gemachten telegraphischen Depesche.) In St. Pelagie, wo die politischen Gefangenen sizen, war eine Insurrektion, von außen von der Polizei angestiftet. Ein junger Mensch wurde erschossen. Die ganze Pariser Garnison ist unter Waffen. Es wurde unter das Volk eingehauen und über dreißig sind verwundet worden. Das kann nicht gut enden, oder vielmehr, es wird gut enden. Die Regierung ist von Wahnsinn ergriffen.

Die Cholera in Paris, wie ich es schon vorhergesehen im vorigen Jahre, ist ärger als irgend wo. Die Medizinal-Anstalten sind zu schlecht.

In Rheinbaiern ist es noch nicht aus, und die Volkspartei widersteht mehr als ich gehofft. Fein, der doch ein Fremder, und den man arretirt, ihn über die Grenze zu bringen, wurde von den Gerichten frei gegeben. Und als ihn die Regierung

von neuem arretiren laſſen wollte, haben die dazu beauftragten Gensdarmen ſich geweigert, weil es geſezwidrig ſei. Wie Unrecht Sie in Ihrer Aengſtlichkeit vor Baden haben, erſehen Sie auch daraus, daß Dr. Siebenpfeifer, der doch im Weſtboten noch ärger als Wirth in der Tribüne geſchrieben, ſich nach Mannheim begeben hat und dort eine Zeitung ſchreibt. R. ſoll ſich nur ferner brav halten. Die Advokaten ſind die gebornen Vertheidiger des Volks und von ihnen muß die Revolution ausgehen. — Dem Polen bei *** können Sie trauen. Daß er auf die Franzoſen ſchimpft darin hat er ganz Recht. Was wird das für eine nächſte Zeit werden. Ich glaube wieder an Krieg. Es kann nicht friedlich ausgeglichen werden. Die Regierungen ſind verrückter als je.

Mein größter Spaß iſt, in meinem Kopfe die Titel zu rekapituliren, die mir meine Rezenſenten gegeben. Jezt iſt auch ein Tiger dazu gekommen. Und Sie haben den Muth mit einem Tiger zu reiſen? — Ich habe heute dem S. geſchrieben.

Schreiben Sie ihm doch er möchte etwas vorsichtig sein, sowohl wegen der Cholera, als besonders sich in keinen Straßenlärm zu mischen. Ich habe ihn auch dringend gewarnt.

Straßburg. Samstag, den 7. April 1832.

Ihren Brief mit Wechsel habe ich richtig empfangen, und schicke Ihnen denselben heute zurück. Die Werke des Carové lassen Sie sich angelegen sein. Bringen Sie mit was Sie davon auftreiben können; aber ja kein Geld dafür ausgeben. Vor zwei Jahren gab er noch Moosblütchen und voriges Jahr so ein ähnliches Werk ästhetischer Art heraus. Gestern las ich wieder im literarischen Conversations-Blatt eine Rezension. Das ist der fünfte Artikel den ich in diesem Blatte allein über mich gelesen. Man kann sich wirklich einen Buckel darüber lachen. Sie hören nicht auf von den Briefen zu sprechen und sagen immer es sei ein unbedeutendes Werk, von dem sich gar nicht der Mühe lohne zu reden: „Nicht leicht ist uns ein unbedeu-

tendreres, gehaltloseres, stupideres Buch vorgekommen als diese Briefe aus Paris." —

Könnten Sie mir das Blatt verschaffen, worin Stücke aus meinem 8ten Theile stehen? Heute steht in der hiesigen Zeitung: Herr B., der Verfasser der berühmten Briefe aus Paris ist seit einigen Tagen in Straßburg. Das bin ich. Adieu, Adieu.

Straßburg, den 9. April 1832.

Ich erhalte so eben Ihren Brief. Ich verspreche Ihnen nicht mehr zu jammern. Aber was kann ich für meine Jammersucht? Sie haben mich angesteckt. Ich reise morgen ab. Uebermorgen schreibe ich Ihnen auf dem Wege. Natürlich dürfen Sie auf keinen Fall von Frankfurt abreisen, bis Sie Nachricht erhalten, daß ich in Zürich angekommen. — Ich soll Ihnen über *** schreiben, weiß aber nicht gewiß wie Sie das meinen.... Ein großer Menschenkenner bin ich nicht. Ich brauche lange Zeit bis ich Einen begreife....

Stollhofen. Montag, den 9. April 1832. Abends 9 Uhr.

Ihr Geſicht möchte ich ſehen, wenn Sie auf der Adreſſe des Briefes Carlsruhe leſen. Wenn Sie ſich ärgern, lache ich Sie aus. Lachen Sie mich lieber aus, daß ich mich ärgere; dabei kommen Sie viel beſſer weg. Es iſt aber wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich nach Carlsruhe reiſe. Ich und Conrad wir ſind eine Conſtellation, aus der nichts Kluges hervorgehen kann. Hören Sie wie es mir ging. Heute Nachmittag um vier Uhr ſezte ich mich in den Wagen nach Zürich zu reiſen. Dem Conrad hatte ich auch geſagt, ich reiſe nach der Schweiz. Beim Einſteigen ſagte ich es dem Poſtillon. Und ſo gings fort. Ich war gerade vom Tiſche aufgeſtanden .. (vor Lachen mußte ich fünf Minuten die Feder niederlegen) ... hatte gut gegeſſen und ſchlief ein. Als ich erwachte, war es nach ſieben Uhr, bald Nacht und der Wagen hielt am Poſthauſe. Ich frage wo ſind wir? Und erfahre zu meinem Erſtaunen, daß wir in Stollhofen,

halbwegs Carlsruhe ſind. Ich werde doch nicht der Narr ſein, und wieder über den Rhein und nach Straßburg zurückreiſen? Alſo gehe ich Morgen früh nach Carlsruhe, wo ich Vormittag ankommen werde. Wie gefällt Ihnen die Geſchichte? Der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte nach Zürich und gehe nach Carlsruhe. Meine Ankunft in Carlsruhe muß aber ſchon verrathen worden ſein, denn hinter mir her zog viele Artillerie, die eilig nach Carlsruhe fuhr. Wenn Sie mir dort etwas anhaben wollen, ſtelle ich mich als hätte ich die Cholera von Paris mitgebracht und dann läuft gewiß alles fort. Im Ernſte ſeien Sie nicht kindiſch ängſtlich. Ihre Rathgeber in Frankfurt und *** mitgerechnet ſind keine große Helden; ſie zittern alle vor der Polizei. Ich werde ein paar Tage in Carlsruhe bleiben, und dann nach Baden, wo ich Sie erwarte. Doch haben Sie gerade nicht nöthig nach Baden zu kommen. Wir können auch in Freiburg zuſammentreffen, wo Sie um nach der Schweiz zu kommen durch müſſen. Auf jeden Fall

erwarte ich in Carlsruhe Ihren Brief. Wenn ich Morgen dieſen Brief von Carlsruhe abſende ohne etwas dort hinzuzuſezen, iſt das ein Beweis, daß mir die Poſt keine Zeit ließ. Wenn Sie Luſt haben, kann ich auch in Heidelberg mit Ihnen zuſammentreffen. Ganz glücklich wäre ich, wenn Sie mir erlaubten nach Frankfurt zu kommen. Es juckt mich den Philiſtern dort, beſonders dem *** unter die Augen zu treten. Doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ohne Ihre Bewilligung nicht nach Frankfurt komme. Sie werden doch in Frankfurt keinen Lärm machen und gegen irgend Jemand Beſorgniß äußern, daß ich nach Carlsruhe gegangen? Das wäre ſehr dumm. Auf jeden Fall ſchreibe ich Ihnen übermorgen wieder. Adreſſiren Sie mir Ihre Briefe bis auf weitere Ordre poste restante nach Carlsruhe. Und nicht gemukſt, bei meinem Zorne! Gute Nacht. Ihre Briefe die nach meiner Abreiſe in Straßburg ankommen könnten, habe ich dort zwar den Wirth beauftragt nach Zürich zu ſchicken; da aber Zürich

ohngefähr lautet wie Carlsruhe, so hat der Wirth wahrscheinlich verstanden, er solle sie nach Carlsruhe schicken. Ich werde sie dort also richtig erhalten.

Gute Nacht. Himmlisch sehe ich aus in meiner rothen Jakobiner-Müze.

Carlsruhe. Dienstag den 10. April. So eben vor 1 Uhr komme ich wohlbehalten hier an. Der Brief muß aber sogleich auf die Post. Ich logire im Erbprinz. Adressiren Sie mir aber die Briefe poste restante.

Carlsruhe. Mittwoch den 11. April 1832.

Ich bin sehr begierig auf Ihren nächsten Brief. Das Wetter ist seit einigen Tagen zwar rein, aber sehr rauh. Auf dem Wege von Straßburg hierher gestern war ein Sturm, wie ich ihn noch selten gesehen. Ich mußte den Wagen ganz zumachen. Sobald ich Ihren Brief erhalten, gehe ich nach Baden. Aber ich wiederhole, Sie brauchen nicht hinzukommen, wenn Sie keine Luft dazu haben. Uebrigens muß ich Ihnen wegen Zürich einiges

bemerken. Erſtens iſt es dort jezt noch zu rauh und zweitens: (ich hätte es Ihrer Aengſtlichkeit gern verſchwiegen, aber meine Pflicht gebietet mir zu reden) kann es leicht kommen, daß dort Bürgerkrieg ausbricht. Es ſoll überall in der Schweiz ſehr unruhig ſein. Für mich wäre das keine Beſorgniß, aber für Sie? — Ach welch' eine ſchöne Sache iſt es um die Preßfreiheit! Einer der Redakteure der Tribüne Fein aus Braunſchweig wurde in Rheinbaiern an eine benachbarte badiſche Behörde abgeliefert und vom Amtmann mit oder ohne Wiſſen der Regierung eingeſteckt. Gleich Lärm in Carlsruhe und in der Freiburger Zeitung, ſo daß die Regierung hier eine Eſtafette abzuſchicken genöthigt war, ſeine Freigebung zu befehlen. Sie ſehen alſo wie unter ſolchen Verhältniſſen die badiſche Regierung nicht wagen dürfte mir was anzuthun, wenn ſie auch Luſt dazu hätte.

In welches deutſche Blatt ich einen Blick werfe iſt von mir immer noch die Rede. Von Hofrath Schreiber in Baden werde ich am beſten erfahren,

was dieſen Winter alle über, für oder gegen mich geſchrieben worden iſt. Die lezte Mannheimer Zeitung (ein niederträchtiges Ultrablatt) eifert geſtern gegen den Hochwächter (ein ultraliberales Blatt das in Stuttgart erſcheint), welches ſich über meine Penſionsgeſchichte ausläßt und des Senats ſpottet, der mich habe fangen wollen. Mäuſe fange man mit Speck (ſagt der Hochwächter) aber ein Genie wie Börne laſſe ſich nicht fangen. Ich möchte den Artikel gern leſen. Die Mannheimer nennt mich Ehren-Börne und der Hochwächter wäre mein Sancho Panſa. Sie ſchreibt: Ludwig (!) Börne. Begreifen Sie? das Ausrufungszeichen hinter Ludwig! Ich erſehe zu meiner Freude, daß ich die Ariſtokraten ins innerſte Mark der Seele getroffen; ihre Wuth iſt grenzenlos. .. O ich Dummkopf! Hätte ich das nur nicht geſchrieben! Jezt ſagen Sie gewiß: und Sie fürchten nicht die Rache der Ariſtokraten? Nein! Ich ſage wie Cäſar im Shakespeare: „Wohl weiß die Gefahr, daß Börne noch gefährlicher iſt als ſie.“

— Die Choleraluft die ich ein paar Tage in Paris eingesogen, muß mir sehr gut bekommen, denn seit lange war ich nicht so wohl als in den lezten vierzehn Tagen. Viele Choleraflüchtige kommen nach Baden.

Carlsruhe. Donnerstag, den 12. April 1832.

Ich habe Ihren Brief, den Sie nach Straßburg geschrieben, heute hier erhalten. Wie freue ich mich bald mit Ihnen zusammen zu kommen. Aber ich werde Sie beregnen mit Vorwürfen, und mein ganzes Schimpfwörterbuch im Härings-Salat werde ich auf Sie anwenden. Ungeheuer, Verrätherin. ..... Ich habe gegen Könige und Völker geschrieben; von jezt aber sei meine Feder der Rache geweiht.... Werde ich eingesteckt gebe ich Sie als Mitschuldige an. Ach, wären Sie gestern bei mir gewesen, wie wären Sie erschrocken und blaß geworden. Als ich Mittags auf meinem Zimmer war, meldet mir Conrad einen Polizei-Commissair, der mich sprechen wolle. Sogleich werfe ich mich in eine grobe Positur und heiße ihn hereinkommen.

Es war nichts, als daß er mit der größten Höflichkeit meinen Paß forderte, weil man auf der Polizei sehen wollte wann ich Paris verlassen, wegen der Cholera und Quarantaine. Bald darauf wurde er mir zurückgebracht. Hätten Sie nun nicht geglaubt, die Polizei wäre gekommen mich zu arretiren? Nuzanwendung: Man soll keine unnöthige Furcht haben. —

Es ist diesen Mittag kein Brief gekommen Warum? Das ist dumm.

Carlsruhe. Freitag, den 13. April 1832. *)

Nein, es ist unerhört! Das also ist die be-

---

*) Von diesem Briefe aus Carlsruhe, so wie von dem aus Neustadt vom 28. Mai, finden sich französische Uebersetzungen in der notice biographique zu den Fragmens politiques et littéraires par Ludwig Bœrne, mit einem Vorworte von Cormenin, welche fragmens bei Paanerre in Paris 1842 erschienen sind. Sie enthalten alle von Börne veröffentlichten französisch geschriebenen Aufsätze, und sind von den Erben des literarischen Nachlasses und nicht von Cormenin herausgegeben; wie es fälschlich in einem nachgedruckten siebzehnten Bande von Börne's gesammelten Schriften, (Leipzig, Verlag von Wm. Kori 1847) heißt.

A. d. H.

rühmte Madame W. an welche die Pariſer Briefe geſchrieben? Das iſt die Freundin des geiſtreichen Börne?. O Schmach! Wie? Sie haben im Ernſte geglaubt, ich hätte mich im Schlafe nach Deutſchland fahren laſſen, ſtatt nach der Schweiz; wäre über den Rhein gefahren und hätte es nicht gemerkt? Hätte die franzöſiſche Grenze paſſirt, die man ohne zweimaliges Vorzeigen des Paſſes gar nicht verlaſſen kann, und hätte das gar nicht gemerkt? Wie? Sie haben nicht verſtanden, daß ich mit dieſem Roman Ihre Aengſtlichkeit necken wollte? Schämen Sie ſich; es gibt kein Roth in der Natur, das roth genug iſt für Ihre Schamröthe. Und den armen Conrad gleich angeklagt! O Liebe, Liebe, wie dumm machſt du das Weib! Nicht im Traume wäre mir eingefallen, daß Sie das wirklich glauben könnten! Und der kluge *** der noch zweifelte, ob ich die Sache nicht angelegt! Es war immer mein Vorſaz nach Deutſchland zu kommen, ich ſtellte mich aber an, als hätte ich mich von Ihnen abwendig machen laſſen, um Sie nicht zu ängſtigen;

Und wenn ich auch gewußt hätte, daß man mich arretiren würde, ich wäre doch hingereist. Denn glauben Sie nicht, daß es ein fruchtloses Opfer sei für die gute Sache seine Freiheit hinzugeben. Das wirkt mehr wie Schreiben. Das vermehrt die Erbitterung des Volks, zeigt die Tyrannei in ihrer häßlichen Gestalt und führt zum Ziele. Die vorn stehen wie ich, müssen den Graben ausfüllen, daß die Andern gebahnten Weg finden. Nach Frankfurt zu gehen, wäre nur eine leichtsinnige Neckerei gewesen, da ich ohnedies keine Lust hatte hinzugehen. Aber ins Badische wäre ich auf jeden Fall gereist, wäre ich also weggeblieben, hätte man das mit Recht meiner Furcht zuschreiben können. Das wollte ich nicht. Uebrigens habe ich mich nie auf die Freisinnigkeit der hiesigen Regierung verlassen, sondern auf die im Lande herauskommenden censurfreien Zeitungen und unabhängigen Gerichte, und daß die Regierung aus Scheu vor dem Scandal mich in Ruhe lassen würde. Wie hat aber meine Schwester gleich erfahren, daß ich in Carlsruhe

bin? — Ich reiſe morgen früh nach Baden, und am liebſten wäre mir, Sie kämen auch dahin. Dort könnten wir dann weiter überlegen was wir machen wollen. In Baden iſt an Gefahr für mich nun gar nicht zu denken. Aber lieber Dummkopf, komme bald. Nicht warten bis Ende der künftigen Woche. Die Zeit wird mir lange bis ich Ihnen die verdiente Strafe geben kann. Das Wetter iſt wieder ganz herrlich. Schreiben Sie mir beſtimmt wann Sie nach Baden kommen, daß ich Ihnen entgegen kommen kann. Adieu Dummkopf!

Uebermorgen ſchreibe ich wieder.

Baden, den 14. April 1832.

Dieſen Mittag bin ich wohlbehalten hier angekommen. Dieſesmal war ich vorſichtig, habe nicht geſchlafen, ſonſt wäre ich vielleicht nach Straßburg ſtatt nach Baden gefahren. Das habe ich Ihren hochweiſen Ermahnungen zu verdanken. Es iſt doch ein großes Glück, wenn man ſo eine „kluge Frau im Walde", wie Sie zur Freundin hat. Ich

wohne im Zähringerhof, wohin Sie mir Ihre Briefe adreſſiren wollen. Das Haus iſt ſchon faſt ganz voll. Schon mehr als zwanzig Perſonen bei Tiſche. Den Hofrath Schreiber habe ich ſchon beſucht, der ſich ſehr mit mir gefreut. Es gibt jezt eine Art Caſino- und Leſegeſellſchaft hier, worüber ich mich ſehr freue. Siebenzig fremde Familien waren den Winter hier. Schreiber ſagt mir mit Robert wäre er in offener Feindſchaft. Derſelbe ginge mit der übrigen Geſellſchaft gar nicht um.....

Es iſt himmliſch hier. In meinem Nächſten (übermorgen) mehr. Jezt machen Sie aber, daß Sie bald herkommen, ſonſt fange ich an zu ſchimpfen. Adieu kluge Frau.

Baden. Montag, den 16. April. 1832.

Mit Ihrem dummen Briefe geſtern haben Sie nichts bewirkt, als daß Sie mir Kummer gemacht. Geändert wird gar nichts in der Sache. Ich werde mich weder von Ihnen noch von ..... zum Narren machen laſſen. Ich verlaſſe Baden nicht

und wenn Sie nicht herkommen wollen, so bleiben Sie lieber in Frankfurt. Es ist ganz erbärmlich von ....., daß sie, statt Sie zu beruhigen, Sie in Ihrer dummen Aengstlichkeit noch bestärken. Auf diese Weise taugen wir nicht zusammen, hierin hat uns die Natur aufs feindlichste gegeneinander über gestellt.. Ich ertrage das nicht. Was hilft es mich, wenn Sie auch diesmal wieder zur Besinnung kommen, und hier jeden Tag hundertmal für mich zittern? Jezt haben Sie sich durch einen Zeitungsartikel über Fein in unnöthigen Schrecken sezen lassen. Der Fein ist schon längst freigegeben, wie Sie aus einer spätern Nummer des Freisinnigen sich überzeugen können. Was Sie gelesen ist eine ältere oder falsche Nachricht. Die badische Regierung war auch gar nicht Schuld an der Sache. Die bairische Polizei hat den Fein, wie einen Vagabunden behandelnd an das badische Grenzamt abgeliefert, und dieses mußte, wie in solchen Fällen üblich, ihn in Verwahrung nehmen, und um Verhaltungsregeln bitten. Die Regierung aber, sobald sie es erfuhr,

befahl ſeine Freigebung. Was hilft es aber, wenn Sie ſich hierüber beruhigen? Jeder Tag kann was Neues bringen, das Ihrer Angſt Nahrung gibt. Noch niemals iſt einer in einem Badeort arretirt worden. Im allerſchlimmſten Falle wird er von der Behörde ſelbſt gewarnt, weil Badeorte immer Freiſtätten politiſcher Verfolgten waren. Der *** iſt ganz verrückt. Frankfurt, meine Regierung, das weiß er doch recht gut, wird meine Auslieferung nicht verlangen; Baden hat nichts gegen mich; was bleibt dann übrig? Wird etwa die badiſche Regierung mich an Preußen, an eine mir fremde Regierung ausliefern? So etwas iſt ſelbſt in Deutſchland noch nie geſchehen. Ich habe in Carlsruhe und hier ſo viele Bekannte, worunter Staatsräthe und andere Beamte; hätten die mich nicht gewarnt, wenn etwas für mich zu fürchten wäre? Keiner hat darauf angeſpielt. Würde der Cramer, der Schreiber, nicht davon ſprechen, wenn nur im Entfernteſten daran zu denken wäre? Ich glaube, daß wenn ich nach Frankfurt käme, ſelbſt dort kein

Geſandter gegen mich verfahren würde. Was der *** von ſeinen Diplomaten Drohendes für mich gehört haben mag, das kann ich mir auf eine andere Art recht gut erklären. Die Ariſtokraten möchten mich gerne ſchrecken, daß ich nicht nach Deutſchland komme. Sie haben durch einige bezahlte Rezenſenten die Meinung zu verbreiten ſuchen, das deutſche Volk ſei wegen meiner Briefe in Wuth, und man werde mich in keiner Geſellſchaft dulden. Nun wiſſen ſie aber recht gut, daß gerade das Gegentheil ſtattfindet, und daß wenn ich durch Deutſchland reiste, man mich wegen der Briefe verehren würde, und es ſo an den Tag käme, daß alle ehrlichen Leute meine ausgeſprochene Geſinnung theilen. Darum wollen ſie mich entfernt halten, daß ſich das nicht zeige. Ich ſelbſt habe durch die Rezenſenten mich etwas irre führen laſſen, und wirklich geglaubt, viele verdammten mich wegen meiner Briefe. Ich habe aber in Carlsruhe und hier gerade das Gegentheil gefunden; alles drängt ſich zu mir und beweist mir die größte Freundlich-

keit. Der Schreiber, seine Frau und Tochter, schrieen laut auf vor Freude, als ich unerwartet in's Zimmer trat! Den Spindler habe ich besucht, der als Romanschreiber sich gerade nicht viel um Politik bekümmert, er hat die Briefe mit Entzücken gelesen. Seiner Frau leuchtete die Freude aus den Augen, als sie mich sah, und sie kam nicht aus dem Lachen, so lange ich da war, wegen meiner Einfälle. Und gar der Cramer! Der fiel mir um den Hals und küßte mich. Dann rief er seine Frau, die, wie er sagte, mich kennen lernen wollte. Die hätte mich bald auch geküßt. Ein badischer Staatsbeamter von Adel, der im Hause wohnt, sizt beständig mir zur Seite. Kurz alles ist verliebt in mich. Ueber den Pittschaft machen sie sich lustig, und Schreiber wie Spindler, die gut bekannt mit ihm sind, verwenden sich gleichsam bei mir für ihn, daß ich ihn nicht verschlinge. Ich bin überzeugt, daß in ganz Deutschland die nämliche Stimmung für mich herrscht. — Aber was nüzt das Alle! Hätten Ihnen hundert Menschen in Frankfurt zugeredet, daß

ich nichts zu fürchten, das hätte keinen Eindruck gemacht. Sobald aber einer von Gefahr redet, und Ihrer Aengſtlichkeit ſchmeichelt, halten Sie ſich daran. Jezt zum Unglücke habe ich Ihnen geſtern nicht geſchrieben, weil ich Ihnen ſechs Tage hinter einander leere Briefe geſchickt, und da glaubten Sie gewiß ich ſei arretirt. Als ich aber Ihren Brief erhielt war es zu ſpät ihn zu beantworten; denn, wie Sie ſich erinnern werden, kömmt die Poſt Abends fünf Uhr und geht auch um dieſe Zeit. Ich bemitleide Ihre ängſtliche Natur, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Ich kann Ihretwegen meine Natur nicht ändern. Kommen Sie ja her, kann ich mich lebhaft hineindenken, wie Sie ſich die ſonſt ſo angenehme Reiſe durch Beſorgniſſe verbittern, da Sie die zwei Tage auf dem Wege ohne Nachricht von mir bleiben, und ſich immer fragen werden: werde ich ihn noch frei finden? Das macht mich unglücklich, aber ich kann es nicht ändern und muß es ertragen. Alſo es bleibt dabei, ich verlaſſe Baden nicht, und wenn Sie nicht ruhig

ſein können, wollen wir lieber getrennt bleiben. — Auf den Brief der heute noch kommen kann, kann ich nicht warten. Iſt etwas Dringendes darin zu beantworten, geſchieht es morgen, wo nicht, ſchreibe ich Ihnen erſt in einigen Tagen wieder. Bis jezt ſchrieb ich täglich, um Ihre Aengſtlichkeit zu vermindern. Da, wie ich ſehe, dies aber doch nichts hilft, und ich Ihnen gar nichts zu berichten habe, will ich Ihnen lieber das Poſtgeld ſparen.

Baden. Mittwoch, den 18. April 1832.

Jezt ſind Sie mein liebes Kind wieder, da Sie ſich ſo vernünftig betragen. Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der Hoffnung, daß Sie der Brief nicht mehr findet, und daß Sie Donnerſtag abreiſen. Wenn ich genau erfahre um welche Zeit Sie von Carlsruhe abreiſen, komme ich Ihnen ein Stück Weges entgegen. Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß die *** amüſante Leute wären? Doch haben ſie Verſtand genug ſich in meiner Geſellſchaft zu amüſiren. Sie ſind ſehr begierig,

wer die Damen ſind, die ich erwarte. Ich habe ihnen weiß gemacht: es wäre meine Großmutter und meine Tante. Und das glauben ſie ganz im Ernſte! Sie müſſen ſich alſo mit der Marie abfinden, welche von Euch die Großmutter und welche die Tante ſein ſoll. Die Zeit wird mir hier nicht lange. Ich werde angeſtaunt wie das achte Wunder der Welt, und es hinge blos von mir ab, das große Wort zu führen. Cramer beſuchte mich geſtern, und ſagte mir, einige Leute, ein Breslauer Kaufmann und eine polniſche Gräfin, die mit Familie hier lebten, ſtürben vor Ungeduld mich kennen zu lernen, und ich möchte doch mit ihm zu ihnen gehen. Bei dem Breslauer waren wir auch ſchon; die Gräfin will ich noch einige Tage ſchmachten laſſen. Geſtern auf der Straße begegnete ich Robert und ſeiner Frau und ging zu ihnen. Mit ihrer gefährlichen Krankheit war Uebertreibung, ſie ſieht ſo gut aus wie voriges Jahr. Der Pittſchaft der ein ſchlechter Arzt ſein ſoll, hat aus ihrem Uebel eine Schwindſucht gemacht. Sie ſchaffte ihn

und mit ihm die Schwindſucht ab. Er Robert aber iſt mager wie ein Spaz. Geſtern Abend im Caſino traf ich den Pittſchaft. Ich redete ihn freundlich an und betrug mich wie ein Hofmann. Die Andern als ſie das ſahen, lachten verſtohlen. Ich brachte ihn auf mediziniſche Geſpräche, damit ſeine arrogante Art hervortrete und ich ihn abkonterfeien kann; denn ich werde mich in einem Supplement noch mehr luſtig über ihn machen. In einer Wochenſchrift die Spindler hier herausgibt (der Zeitſpiegel) ſtehen mediziniſch-philoſophiſche Abhandlungen von Pittſchaft — es gibt nichts lächerlicheres! Das gibt mir Stoff zu hundert Bogen Satiren. Er, der Robert und Carové müſſen zernichtet werden. So alle meine Feinde. Wer klug iſt, merke ſich das. Sie ſind ein Schurke, wenn Sie ſagen ich hätte mein Ehrenwort gebrochen. Erſtens, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es vergeſſen, Ihnen mein Ehrenwort gegeben zu haben, nicht nach Deutſchland zu reiſen. Zweitens habe ich Sie damals wie ein krankes Kind behandelt.

Mein Wort war Medizin, die man wegwirft nach der Genesung.

Der Breslauer Kaufmann zeigte mir einen Brief aus Breslau, worin man ihm schreibt: die Censur dort hat die Ankündigung der Lithographie von Börne gestrichen. Ist das nicht merkwürdig? Ich hätte gedacht mein Bildniß müßte der preußischen Regierung willkommen sein, um es in contumaciam an den Galgen zu schlagen, wie in Houwald's Bild. Adieu liebe Großmutter. Gruß an die liebe Tante.

Wenn Sie sich in Heidelberg lang genug aufhalten, lassen Sie mir doch die dort erscheinende Zeitung (Mannheimer Zeitung) vom 1. April an, bis zum Tage Ihrer Ankunft, für Geld holen, und nehmen sie mit. Ich brauche sie nöthig.

Neustadt an der Haardt, den 25. Mai 1832.

.. Aber zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich keine Zeile lang sicher bin ungestört zu bleiben; eben verlassen mich drei Besucher, und wenn andere kommen (die ich nicht abweisen kann) muß ich auch den kürzesten Brief ohne Hurrah schließen. Dann müssen

Sie wiſſen, daß die Briefe von hier nach Baden und zurück, einen großen Umweg über Mannheim machen, alſo ſpäter anlangen, als ich berechnet hatte. — Mit dem Wetter habe ich ein wundervolles Glück. Nach ſo vielen ſchlechten Tagen, und geſtern Morgen war es noch regneriſch, geſtern das herrlichſte Wetter. Nicht beſſer hätte ich es machen können. Keine Hize, kein Staub, himmliſche Luft. Wären Sie nur mitgereist. Der Weg vom Rheine an, der zwei Stunden hinter Raſtatt liegt, bis hierher, der ſchönſte freundlichſte Garten. Fruchtfelder, Weinfelder. Wälder von Obſtbäumen in einem fort, daß das Herz darüber lacht. Um acht Uhr geſtern Abend kam ich hier an. Von Raſtatt aus mußte ich, weil die nächſte Station neun Stunden entfernt iſt, drei Pferde nehmen. Am Rhein war ich genöthigt eine ganze Stunde zu warten, bis die Nähe, die unglücklicher Weiſe auf der andern Seite war, zurückkehrte. Jenſeits des Rheins (im Bairiſchen) in einem Dorfe hielten die Pferde um zu füttern. Ich ging auf der Straße auf und ab.

Da kam ein Mann, der Akten unter dem Arme trug, alſo Beamter war. Er hatte wahrſcheinlich bei Conrad ſich erkundigt, wer der vornehme Herr mit den drei Pferden ſei, und es von ihm erfahren. Denn als ich wieder herbeikam, trat er zu mir, ungeheuer artig ſich bückend und ſagte: Sie ſind der Herr Börne? Ich lächelte gnädig. Der die Pariſer Briefe geſchrieben? Abermals. Dann große Freude. Er zeigte mir ein Schreiben der Regierung, das er ſo eben erhalten, worin alle Beamte des Rheinkreiſes aufgefordert werden, ſich beim Hambacher Feſte einzufinden, damit die honetten Leute das Uebergewicht bekämen. — Auf der nächſten Station wo ich zu Mittag aß, bekam ich Händel mit der Poſt. Man wollte mir, weil ich mit drei Pferden angekommen, auch weiter drei Pferde aufdrängen. Das war kein Spaß, denn ich hätte auf der ganzen Reiſe drei Pferde behalten müſſen. Da es friedlich nicht abzumachen, wiederholte ich mein Abentheuer von Dormans und ging zum Friedensrichter klagen. Dieſer ein alter freundlicher

Mann fing an meine Klage zu Protokoll zu nehmen. Ihr Name? Börne aus Frankfurt. Der die Pariſer Briefe geſchrieben? Und jezt hätten Sie die Sonnenfreundlichkeit des Friedensrichters ſehen ſollen. Protokoll, günſtiges Urtheil gleich zu Papier gebracht. Dann rief der Alte ſeinen Sohn herab, einen jungen Mann der erſt kürzlich die Univerſität verlaſſen. Wie war der froh mich kennen zu lernen. Er nahm den Richterſpruch ſeines Vaters und begleitete mich ins Wirthshaus; ich bekam alſo zwei Pferde. Und der Wirth, die Wirthin, die Töchter, die ſahen, daß der Friedensrichter mir ſo ſchnell geholfen, ſeinen eignen Sohn geſchickt, gebückt und geknirt bis zur Erde. Die dachten wohl ich wäre ein Prinz. Der junge Mann ſezte ſich zu mir in den Wagen und begleitete mich eine Strecke weit. Er äußerte; wenn ich nur länger in dem Orte geblieben wäre, wie ſich die Herrn mit mir gefreut hätten den Abend. — Candel heißt der Ort und der Friedensrichter Braun. Neuſtadt liegt wunderſchön am Fuße des Gebirgs. Als wir eine

Stunde vor der Stadt an einem Gartenhause vorbeikamen, zog ein anständiger Herr den Hut ab und rief vive la liberté. — Unter den Gästen die gestern Abend bei Tische im Wirthshause waren, kannte mich noch keiner, wahrscheinlich weil Conrad nicht ausgefragt wurde. Ich trank also meinen Thee Incognito. Ein Zug Herrn und Damen von Hambach herabziehend, kam noch in der Dunkelheit, Musik voraus, durch die Straße. Ein junger blonder Mann stürzte jubelnd in's Zimmer und rief: es lebe die Freiheit. Noch als ich im Bette lag, hörte ich Musik und Vivatlärm auf der Straße — tausend Menschen werden erwartet. — Diesen Morgen erhielt ich Besuch von einigen des Festcomités, Dr. Hepp, Buchhändler Christmann. Sie zeigten mir eine Verordnung, daß außer Rheinbaiern kein Fremder zum Feste zugelassen werden soll. Nun begreife ich nicht, warum man mich durch gelassen, da ich doch an der Grenze meinen Paß vorzeigte. Vielleicht ist auch nur Zweck des Verbots die Heidelberger Studenten abzuhalten. —

Ich erfahre daß ich wenigſtens noch Montag hier bleiben muß. Schreiben Sie mir, erwarten Sie aber ferner keine Briefe mit Beſtimmtheit. Adieu.

Neuſtadt an der Haardt. Montag, den 28. Mai 1832.

Ihren Brief vom Samſtag habe ich heute erſt erhalten. Wenig Zeit. Werde der Kürze wegen im Infinitiv ſprechen, wie der König von Preußen. Eine Närrin ſein! Keinen Spaß verſtehen. Erinnere mich ſo wenig, was ich Ihnen geklagt, daß ich Ihren ſo herzlichen Brief kaum verſtanden .....

Ich weiß noch nicht wann ich abreiſe; vor Mittwoch gewiß nicht, vielleicht aber erſt den Donnerſtag. Auch wenn ich Zeit hätte, könnte ich Ihnen nicht ſchildern, wie bedeutend das Feſt war und in ſeinen Folgen werden wird. Ich habe mich nach meiner Art zurückgezogen und faſt verſteckt. Half aber alle nichts. Ich werde als ein Napoleon angeſehen. Geſtern Abend brachten mir die Heidelberger Studenten ein Vivat mit Fackelzug vor meine Wohnung. Schon früher zog mir auf den Straßen

alles nach mit Geſchrei: es lebe Börne, es lebe der deutſche Börne! der Verfaſſer der Briefe aus Paris! Ich flüchtete mich zu Bekannten, in ein Haus, da ſtürzte man mir nach und rief vor dem Hauſe. Als ich heute über die Straße ging, riefen die Abreiſenden aus den Wagen: es lebe Börne. Nicht blos Studenten, auch Bürger. Die Rheinbaiern, Polen, kommen alle Deputationsweiſe zu mir, und halten förmliche Reden. Geſtern Abend war mein Zimmer gedrängt voll Menſchen die alle ſtehen mußten, die Thüre blieb offen, und die Andern die keinen Plaz hatten blieben auf dem Vorplaz. Sie ergriffen meine Hand und drückten ſie an das Herz wie die einer Geliebten. Ich hatte Mühe männliche Faſſung zu behaupten. Einige junge Leute aus Heidelberg, blond und hoch und ſchön wie Apollos, ſelbſt bewegt, brachten mich dem Weinen nah. „Nicht Herr Doktor, lieber Börne möchten wir Sie nennen“.. „Nennen Sie mich lieber Freund“ erwiderte ich, „ſo höre ich es am liebſten.“ Es iſt merkwürdig, welche Wirkung die

Briefe gemacht, viele reden davon als hätte ich allein die Bewegung dieser Zeit hervorgebracht. Und das Fest! Doch davon mündlich.

. . . . . .

... — Apropos. Gott hat mir etwas zugeschickt, sehr vortrefflich unsere beiderseitige Romantik zu dämpfen. Meine goldne Uhr ist mir gestohlen worden. Habe die Nacht die Thüre aufgelassen. Ein Kerl der sich morgens während ich schlief hereinschlich, nahm sie vom Bette. O weh! Was werde ich von Ihnen für Predigten hören müssen!' Der wahrscheinliche Dieb ist gefangen, aber die Uhr noch nicht. Noch einem andern meiner Bekannten im Hause, auch ein Genie wie ich, wurde seine Uhr auf gleiche Weise gestohlen. Schreiben Sie mir nicht mehr. Also wahrscheinlich komme ich Donnerstag erst zurück.. Unter Andern kamen auch ein paar Gymnasiasten zu mir und fragten: wohnt hier der berühmte Börne? Adieu.

Ihr bis zum Galgen treuer und Sie liebender
Börne, der deutsche Börne!

Briefe aus der Schweiz.

1832.

Erſter Brief.

Freiburg, den 29. Juni 1832.
Vormittag 11 Uhr.

Ich habe heute den ganzen Morgen geſungen, denn ſobald ich von Ihnen fort war, war mir wieder ganz wohl. Es war ein Zahn herausgeriſſen — ruck — und es iſt vorbei.

Ich kam geſtern Abend noch weiter als ich gedacht, übernachtete in Kenzingen und komme eben an. In einer Stunde geht die Poſt ab; Sie werden alſo morgen frühe ſchon mit einem Briefe überraſcht. Heute iſt das herrlichſte Wetter der Welt. Freiburg iſt eine ſehr liebe Stadt. Alles liegt auf den Straßen, ich glaube wegen Feiertag. Geſtalt

und Kleidung der Landleute haben ſchon ſchweizeriſch Ausſehen. — Sie müſſen fragen, um welche Zeit die Poſt hierher geht. Vielleicht früher als den Abend. Adieu. Bald mehr.

Zweiter Brief.

Freiburg, den 2. Juli 1832.

Ihren dicken Brief habe ich schon ganz frühe erhalten als ich noch im Bette lag. Es freut mich, daß Sie noch in Baden bleiben. Die Beschreibung des Hambacher Festes möchte ich auf jeden Fall haben. Schicken Sie mir sie unter Kreuzband mit der Briefpost. Wahrscheinlich werden mir die Hefte Gelegenheit geben, etwas über das Hambacher Fest in den Freisinnigen zu schreiben. Von hier kann ich Ihnen nichts Interessantes schreiben. Die Stadt ist sehr heiter, auch lebhaft. Aber geistiges Leben spürt man nicht. Die Studenten, meistens arme Landeskinder und katholische Theologen, sind sehr

ſtill und zahm. Bei Rotteck war ich einmal, und er einmal bei mir. Morgen Mittag werde ich bei ihm eſſen, und da werde ich wohl mehrere von den Herrn kennen lernen. Welcker iſt verreist, kömmt aber heute zurück. Der Zell hat mich auch beſucht. Rotteck ſympathiſirt ſehr mit meinen Anſichten in den Pariſer Briefen. Aber die Narrheit mit ſeinem geliebten Landesvatet iſt ihm nicht aus dem Kopfe zu bringen. Die Stadt iſt ſehr freundlich, aber die nächſten Umgebungen, mit denen Badens verglichen, ſehr ungefällig. Die ſchönen Parthien liegen entfernter. Ich bin wohl, aber verdrießlich. Meine Briefe machen mir Sorge. In Zürich gibt es ſehr reiche Buchhändler, die aber blos Schweizer-Sachen verlegen. Doch iſt das meine lezte Hoffnung. Ich werde noch dieſe Woche dahin reiſen, aber auf jeden Fall Ihren nächſten Brief abwarten. Mein Weg geht durch den ſchönſten Theil des Schwarzwaldes über Donaueſchingen und Schaffhauſen. Rotteck hat vom Mitarbeiten am Freiſinnigen geſprochen; ich gab keine beſtimmte Antwort.

Mein Wagen ist mir sehr zur Last. Ich könnte nicht allein billiger, sondern auch angenehmer mit dem Hauderer reisen. Es ist aber nicht zu ändern. Auf jeden Fall lasse ich ihn in Zürich zurück, wenn ich von dort weitere Ausflüge mache. Die Engländer wimmeln hier wie die Mücken. Sie reisen aber nur durch. Rotteck hat einen Brief bekommen, der von nahe bevorstehenden Tyranneien des Bundestags spricht. Alle Constitutionen sollen aufgehoben werden. — Das Wetter ist herrlich. Es gibt aber in der Nähe der Stadt, eine ganz kurze englische Anlage ausgenommen, nicht einen einzigen schattigen Spaziergang. — Vielleicht ist Benzel-Sternau auf seinem Gute bei Zürich, dann besuche ich ihn.

Dritter Brief.

Freiburg, den 5. Juli 1832.

Gar freundlich iſt dieſe Stadt. Zu Oertels Waſſerkur wäre ſie vortrefflich. Durch alle Straßen ſtrömt das hellſte friſcheſte Quellwaſſer, und Sie würden ſich nicht bedenken, ſich in der Goſſe zu waſchen. Ueberall und keine andern als Röhrbrunnen, die wie Guthörende erzählen, Einen ſehr angenehm in den Schlaf murmeln. Geſtern Abend lauſchte ich unter zwölf Dienſtmädchen am Brunnen, welche acht Röhren übermurmelten — hätte ich ſie verſtehen können, Roberts ſämmtliche Novellen hätte ich dafür gegeben. Dieſen Morgen um drei Uhr weckte mich der Schein der

Bliße, der durch die geschlossenen Fensterläden drang, aus dem Schlafe auf. Es donnerte stark, ich verließ das Bett und kleidete mich an. Dann öffnete ich das Fenster. Der Athem des jungen Tages war balsamisch. Wie ich später erfuhr, hat der Bliz vor der Stadt eingeschlagen und gezündet, die Feuerspritzen gingen hinaus. — Die Gegend hier ist nicht so unschön, wie ich in meinem vorigen Briefe in meiner Naseweisheit (die ich meinem vieljährigen schlechten Umgang verdanke) voreilig geurtheilt. Auch ganz in der Nähe der Stadt hat man die herrlichsten Thäler und Hügel. Vorgestern ging ich mit Welcker und einer Gesellschaft, die er wegen meiner eingeladen, in ein solches Thal, das eng von Bergen eingeschlossen, ein halb niedergebranntes Kloster und einige Gasthäuser versteckt. Da ist es gar herrlich. Wir aßen da zu Nacht und kurz vor zwölf Uhr kam ich erst nach Hause. Das bekam mir den folgenden Tag sehr wohl.

Am nämlichen Tage aß ich bei Rotteck. Gemüthlich, verständig, aber etwas kleinstädtisch war alles.

Wir wurden nach unſern Plätzen gewieſen, theils nach Staatsrang und Würde, theils wie man uns ehren wollte. Ich, als Held des Tages, verſteht ſich zu oberſt. Dann rechts neben mir: Der Chef der Liberalen der Landſtände von Sigmaringen. Das Reich Sigmaringen wird wahrſcheinlich in Europa liegen; mehr weiß ich nicht. Links neben mir, der Geheimerath Duttlinger, dann ein Profeſſor, der kein Hofrath war, ihm rechts gegenüber ein Profeſſor der es war; dann zwei junge Doktoren; dann die Frau, und die drei Töchter Rottecks. Kein Bedienter und kein Dienſtmädchen ſervirte, ſondern die Töchter und die Frau, was zwar recht idylliſch war, einen aber oft in Verlegenheit ſezte. Von Rotteck wurde feierlich meine Geſundheit ausgebracht in deutſch-landſtändiſchem Styl. Ich gab gar nicht Acht auf die Worte, vernahm aber einiges vom geiſtreichen Börne. Da ſtanden Frau und Töchter, und alle Kinder auf, (er hat neun) kamen mit ihren gefüllten Gläſern zu mir und ſtießen verächtlich an mein Waſſerglas.

Ich ſtumm wie ein Fiſch habe zur Erwiderung blos gelächelt und genickt. Der zweite Toaſt galt dem Mirabeau von Sigmaringen. Dieſer konnte auch keine Worte des Dankes finden. Erſt ſpäter ſprudelte er einige Worte hervor, und deklamirte dummes Zeug, ſo ohngefähr wie Ferdinand in Kabale und Liebe. Da brachte Duttlinger die Geſundheit der Frau von Rotteck, und ſagte drei Mal: Dieſe Frau Hofräthin mit ihrem Hofe (nämlich ihren Kindern) ſoll leben! Das Andere habe ich nicht verſtanden.

Rotteck, Welcker und die andern Liberalen hier ſympathiſiren ſehr mit meinen politiſchen Anſichten und des Rühmens meiner Pariſer Briefe war kein Ende. Viele und rührende Bitten um Mitarbeiten am Freiſinnigen. (NB. Wenn ich geſtört werden ſollte, wie es leicht kommen kann, ſchließe ich mitten im Worte, denn die Poſt geht um halb zwölf Uhr ab.) Welcker ſagte: ich könnte in den Freiſinnigen ſchreiben, wie ich wollte, und er hätte ganz ohne Bedenken alle meine Pariſer Briefe abdrucken

laſſen. Bei Rotteck war auch ein Profeſſor Schneller, Hiſtoriker, der dreißig Jahre in Oeſterreich Profeſſor war, und es endlich nicht länger aushalten konnte. Da ging er nach Freiburg ſeinem Geburtsorte zurück, und ließ ſich hier anſtellen. Die Profeſſoren leben hier wie auf allen Univerſitäten wie Kaze und Hund unter einander. Leider bin ich hier auch berühmt, alles guckt mir nach, alle wollen mich kennen lernen. Glücklich die Dummen! Jeden Abend kommen einige Studenten in's Haus, und erkundigen ſich beim Wirthe, ob ich noch hier bin, wann ich abreiſe. Wahrſcheinlich möchten ſie mich beſuchen und ſind zu blöde dazu.

Geſtern war Schelble hier mit ſeiner Frau, die noch jung und hübſch iſt. Er iſt nicht weit von hier im Schwarzwalde geboren, und beſucht auf einige Wochen ſeine Heimath. Wir ſprachen viel über Muſik. Felix Mendelsſohn ſtellt er hoch, ſehr hoch. Er meint: wenn er auch bei ſeinem Leben nicht anerkannt würde, geſchähe es doch gewiß nach ſeinem Tode. Von der Nachwelt eines

zwanzigjährigen Menſchen ſchon jezt zu reden, das iſt viel. Mendelsſohn iſt von der altdeutſchen religiöſen Schule, wie Schelble und der Cäcilienverein. Seine Muſik iſt bei dieſen weiblichen Muſik-Pfaffen ſehr geachtet.

Ich weiß noch nicht wann ich abreiſe, und werde mich nicht übereilen. Vorher will ich noch einige Bekanntſchaften machen, und mir Adreſſen nach der Schweiz verſchaffen.

Dieſen Morgen fuhren Wagen mit Hochzeitgäſten unaufhörlich hin und her. Die Hüte der Kutſcher mit weißen Bändern und Blumenſträußen geſchmückt. Aber dem Puze der Frauenzimmer nach, war es eine vornehme Hochzeit. Gleich hinter einer ſolchen Freudenkutſche kam der Leichenzug eines jungen Mädchens, der Pracht und zahlreichen Begleitung nach das Kind reicher Eltern. Voraus wohl fünfzig Mädchen, keine über fünfzehn Jahr alt; dann der Sarg mit Kränzen von weißen Roſen behängt. An jeder Seite des Leichenwagens, ſechs Mädchen, die eine Blumenkette verband. Dann

ein langer Zug von Männern und Frauen. Priester in ihrem Ornate mit Kreuz und Rauchfaß — es war alles sehr schön. Hinter dem Leichenzuge kam die aufziehende Wachtparade mit Trommeln und Musik. Zu gleicher Zeit kamen vor mein Haus zwei Wagen voll Engländer, einer von der Schweiz, einer nach der Schweiz. Adieu. Die Post schlägt.

Den Münster habe ich schon oft besucht, aber ich verstehe ihn noch nicht. Professor Z. erzählte mir: eine Wiener Dame habe bei seinem Anblick gesagt: sie habe noch keinen Thurm gesehen, der so schön gewachsen wäre.

Vierter Brief.

Freiburg, den 7. Juli 1832.

— Die Studenten haben mir geſtern Abend ein Ständchen gebracht. Donnerſtag Abend um zehn Uhr, da ich mich eben ins Bett gelegt, kamen ſie in großer Zahl vor mein Haus mit Laternen, und ſangen aus Muſikbüchern ganz herrliche Lieder. Conrad ſagte, ohngefähr ſechszehn hätten geſungen. Dabei riefen ſie: es lebe der Vertheidiger der deutſchen Freiheit! Hoch! Ich ließ ihnen durch Conrad ſagen, daß ich bedaure ſchon im Bette zu liegen, und es möchten doch einige heraufkommen. Da kamen eben zehn, ſtellten ſich um mein Bett, und ich die Nachtmütze auf dem Kopfe hielt eine wirklich

sehr schöne und rührende Rede an sie, und revolutionirte sie ganz entsezlich. Die ganze Nachbarschaft war in Allarm und lag am Fenster. Gestern kamen wieder zwölf Studenten zu mir und da habe ich sie förmlich instruirt, wie sie sich bei der bevorstehenden Revolution zu verhalten hätten. — Meine Ideen reifen doch alle nach und nach. In Rheinbaiern haben sich mehrere Gemeinden vereinigt, und es ist zu erwarten daß sich nach und nach alle anschließen werden, und haben beschlossen: sie würden ihren Söhnen und Angehörigen, die im baierischen Militair dienen, erklären: wenn künftig einer von ihnen, sei es in Baiern, sei es sonst wo in Deutschland gegen das Volk sich brauchen lasse von der Regierung, dann solle er von seinen Eltern verstoßen, von seinen Angehörigen und Mitbürgern als ehrlos angesehen werden, so daß sich keiner in seiner Heimath mehr dürfe blicken lassen. Das muß wirken.

Fünfter Brief.

Freiburg, den 9. Juli 1832.

Sie müſſen mit meinen kurzen Briefen einſtweilen zufrieden ſein, in der Folge ſchreibe ich längere. Ich werde gar zu oft geſtört, von Profeſſoren und Studenten. Was ich in meiner Nachtmüze den Studenten gepredigt habe, können Sie ſich ja leicht denken. Vaterlandsliebe, Freiheit, Waffenkampf, Fürſtenjagd. Bekannt wird nichts davon werden. Hat doch keine der hier erſcheinenden vier Zeitungen von dem Ständchen etwas erzählt, wahrſcheinlich aus Furcht, der Bürgerfreundliche und ſeine Geſellen möchten das übelnehmen und der ganzen Stadt anrechnen. Geſtern Abend wurde von den

Studenten dem liberalen Deputirten von Itzstein aus Mannheim, der auf einen Tag hergekommen, und der in meinem Hause logirt, auch ein Ständchen gebracht, und dabei wiederum gerufen: es lebe der deutsche Patriot Börne! Am meisten Spaß macht mir, daß der Mensch welcher neulich in dem Freisinnigen in einem Berichte über das Hambacher Fest gesagt, etwa zwanzig Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Ständchen gebracht „ich hoffe eine Spottmusik" hier ist, und zu seinem Aerger die Theilnahme der hiesigen Studenten für mich, selbst mit ansehen und anhören mußte. Es ist ein junger Mensch aus Carlsruhe, der seit einiger Zeit als Unter-Redakteur des Freisinnigen angestellt ist. Sonst liberal, aber ein Deutschthümler und Franzosenfeind. Er hat sich mir durch ein eigenthümliches Wort, das er auf lächerliche Weise oft gebraucht, als Verfasser jenes Artikels selbst verrathen; doch weiß er nicht, daß ich ihn kenne. Sie sehen, daß alle gegen mich erscheinenden Kritiken die öffentliche Meinung weder leiten noch irre führen

konnten. Ich habe doch noch kein Wort zu meiner Vertheidigung öffentlich gesprochen und doch huldigen alle bis auf wenige Ausnahmen meinen Gesinnungen. Zu den Ausnahmen gehört auch Professor ***, den Sie voriges Jahr mit Welcker gesehen. Er ist zwar sehr artig und freundlich gegen mich, aber daß ich so gegen die Deutschen losgezogen, will er mir nicht verzeihen. Neulich in einer Gesellschaft äußerte er: nicht blos in meinen Pariser Briefen, sondern auch in allen meinen frühern Schriften wäre ich gegen die Deutschen losgezogen. Ich erwiderte: wer sechszehn Jahre lang in so mannichfaltigen Verhältnissen und Schriften immer das nämliche behauptet, der muß wohl Recht haben. Darauf wurde Herr *** von der ganzen Gesellschaft ausgelacht. Vor einigen Tagen war ich bei Professor Amann einem meiner Verehrer zu Tische gebeten. Auch *** war da. Da brachte Amann meine Briefe herbei und sagte: die Stelle über Blücher hätte ihm so gut gefallen: „es ist als wenn ein Stein triumphiren wollte, daß ein Mensch

über ihn gestolpert." Ich bemerkte ihm: nicht ich, sondern Lord Byron hätte das gesagt. Darüber wurde *** ganz giftig und sagte zu mir: ja so wäre ich. Da entspann sich ein allgemeiner Wortwechsel über Blücher, gegen den sich die Meisten aussprachen. Nun war es ein großer Spaß. Ich selbst der den Streit herbeigeführt zog mich gleich zurück.. Amann, badischer Deputirter, hatte sich in der lezten Kammersizung sehr bemüht, das Cölibat der katholischen Geistlichkeit aufzuheben. Eine große Zahl katholischer Geistlichen die gern heirathen möchten (o sancta simplicitas!) haben darauf ihren Dank zu bezeugen dem Amann einen sehr schönen silbernen Becher verehrt.

Ich werde Samstag abreisen. Sie haben sehr Unrecht wenn Sie glauben anbeten sei dümmer als heirathen. Anzubeten kann ich aufhören wann ich will; aber seine Frau hat man auf immer. — Es ist wahr Conrad ist ganz glorreich über die mir gebrachte Huldigung. Er lacht immer. Am Sonntage hatten sich die Studenten zufällig in der Nähe

meines Hauſes verſammelt, um von da auf einen Berg hinauf zu ziehen, wo ſie mit Geſang und Reden den Jahrestag der Sempacher Schlacht feiern wollten. Da kam Conrad lachend herein und ſagte, die Studenten kämen wieder. Er meinte ſie wollten zu mir. Sie ſchickten mir auch eine Deputation, und ließen mich zur Feierlichkeit einladen. Es war mir aber zu warm und zu hoch. Doch ſchickte ich Conrad hinaus, der mich dort gleichſam repräſentirte. — Geſtern Abend ſchon um Mitternacht (wie mir Conrad eben erzählt) wurde in der Wirthsſtube ein Bürger, der ſich unehrerbietig über einen Deputirten ausgelaſſen, von andern Bürgern zur Thüre hinausgeworfen. Dabei war eine große Balgerei, und vier Philiſter lagen auf der Erde. Ich hätte das mit anſehen mögen. Es kann wohl in der Mannheimer oder ähnlichen Zeitung kommen: ich wäre Schuld an den Unruhen die vorgefallen; es liegt aber nichts daran, in einigen Tagen gehe ich fort.

Sechster Brief.

Freiburg, den 13. Juli 1832.

Was ſagt man denn zu den Bundestagbeſchlüſſen? Hier lacht man dazu. Das heißt, man iſt zwar in großer Wuth über die niederträchtige Geſinnung des Bundestags; aber die Folgen meint man, würden von keiner Bedeutung ſein.

Die Hize iſt auch hier fürchterlich. Geſtern waren 26 Grad im Schatten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nur Abends und Morgens reiſen werde. Morgen Nachmittag 4 Uhr reiſe ich wahrſcheinlich ab. Ich habe da einen Weg von nur drei Stunden Zeit zu machen, und bleibe die Nacht im Höllenthal, einer wilden romantiſchen Gegend

im Schwarzwalde, worüber Sie im Schreiber nachſehen können. Sonntag und Montag werde ich verſchiedene intereſſante Gegenden im Schwarzwalde beſuchen. Mich intereſſiren die Uhrenfabriken, und die des Herrn von Eichthal (Bruder des Pariſers) in St. Blaſien. Dienſtag gehe ich nach Schaffhauſen, wo ich die Nacht bleibe. Dort habe ich blos den Waſſerfall zu ſehen und Mittwoch komme ich nach Zürich. Schreiben Sie mir alſo künftigen Montag nach Zürich. Ich logire im Schwert. Ich habe mir Empfehlungsbriefe von hieſigen Profeſſoren nach der Schweiz geben laſſen. Ich habe heute ſchon ſieben Stück, bekomme aber noch mehrere. Unter andern habe ich einen an den Badiſchen Geſandten nach Luzern. Dort iſt jezt Tagſazung, ſehr lebhaft und der Mittelpunkt vieler politiſchen Verhandlungen und Intriguen. Luzern iſt eine der intereſſanteſten Gegenden der Schweiz. Doch werde ich Zürich nicht eher verlaſſen, bis die Sache meiner Briefe ganz in Ordnung iſt. — Es ſtand doch in einer der hieſigen Zeitungen, daß mir die Stu-

denten ein Ständchen gebracht, aber in einem Blatte, das wenig im Auslande bekannt ist: im Schwarzwälder. — Nicht wie ich neulich schrieb die Studenten waren es, welche dem Herrn von Itzstein ein Ständchen gebracht, sondern die hiesigen Bürger. Das Vivat das bei dieser Gelegenheit auch mir ausgebracht wurde, war also nicht wie das Erstemal von den Studenten, sondern von den Bürgern, welches meinen Ruhm erhöht! Der Mensch welcher hinausgeworfen wurde war ein Commis, weil er gesagt: der Itzstein ist ein guter Mensch. Ein Chirurg nahm das übel, und sagte dem Commis: ob er denn mit Itzstein so familiär wäre, daß er sich so ausdrücken dürfe? Darauf warf er ihn zur Thüre hinaus. — Ich habe Besuche zu machen und muß schließen. In Zürich werde ich also einen Brief von Ihnen vorfinden. Ich schreibe Ihnen von Schaffhausen.

Siebenter Brief.

St. Blaſien. Montag, den 16. Juli 1832.

Ich habe Ihnen verſprochen, erſt in Schaffhauſen wieder zu ſchreiben. Da ich langſamer fortkomme als ich gedachte, mich beſonders lange hier aufgehalten, und fürchte daß ich ſo wenig als bis jezt, auch in Schaffhauſen Zeit finden werde zu ſchreiben, will ich einſtweilen, blos mit kurzen Worten berichten, daß ich mich wohl befinde und ſehr angenehm und lehrreich reiſe. In Zürich ſchreibe ich alles ausführlich. Seit geſtern bin ich hier, wo ich die bewunderungswürdigen Fabriken des Herrn von Eichthal geſehen. Morgen reiſe ich nach Schaffhauſen. Donnerſtag werde ich wohl in Zürich

ſein, wo ich mich in den See ſtürze, wenn ich keinen Brief von Ihnen vorfinde. Ueberall berühmt und angebetet, wo nicht geliebt, gefürchtet und daher überall gut aufgenommen und auf's freundlichſte behandelt.

Achter Brief.

Zürich, den 19. Juli 1832.

Es kann ſein daß ich noch einen Brief von Ihnen bekomme, meiner aber muß um zehn Uhr geſchloſſen ſein. Ich werde alſo, berechnet die unvermeidlichen Störungen heute kurz ſein müſſen. Geſtern Mittag kam ich von Schaffhauſen hier an, oder eigentlich vom Waſſerfalle; denn ſeit einiger Zeit iſt nahe dabei ein Wirthshaus errichtet, wo man übernachten kann, und alſo gar nicht nöthig hat, das unſehenswürdige Schaffhauſen zu berühren. Erwarten Sie keine Beſchreibung; ich habe nicht ſo viel Phantaſie mehr ein Stückchen Schwamm daran anzuzünden. Der Bundestag hat mir zwanzig Eimer

Wasser über den Kopf gegossen. Auch verderben Einem die Bücher und Kupferstiche alle Lust. Jeder Felsen im Wasserfalle, jedes Schaumgewölbe war mir bekannt und als ich sie nun sah, überraschten sie mich nicht mehr. Auch kam ich von der unrechten Seite an. Das Buch schreibt vor, man müsse von der linken Rheinseite sich dem Falle nähern, weil er dann plözlich vor die Augen tritt, ich aber (was nicht zu vermeiden war) kam von der rechten Seite, sah ihn schon aus dem Wagen, und dann vom Führer begleitet von verschiedenen Standpunkten, so daß er endlich, wie immer wenn man ein Wunder wachsen sieht, die Bewegung nicht in mir hervorbrachte, die er nach der Vorschrift des Buches in einem wohlerzogenen Menschen hervorbringen soll. Dabei hatte ich anderthalb Stunden hinab und hinauf zu gehen, zweimal über den Rhein zu sezen, und stehen zu bleiben und zu bewundern so oft es dem Führer beliebte. Den ersten schönen Standpunkt des Rheinfalles hat ein Müller unter Schloß und Riegel, den zweiten in

Laufen eine garſtige Frau; beide mußte ich bezahlen, zweimal den Schiffer, dann den Führer und dabei ſchwizte ich ſehr. Als ich nun bedachte daß das erſt das Abc der Schweizer Herrlichkeiten ſei und der erſte Tropfen eines Meers von Schweiß, da wünſchte ich mich in eine arabiſche Sandwüſte, wo man ſchwizt weil man muß, und nicht weil man ein Narr iſt und will, wo man nicht zu klettern braucht, ſondern ganz gemächlich auf dem trabenden Kameele ſizt, wo man nicht geprellt wird, ſondern höchſtens beraubt von den Beduinen, und wo kein dummer Cicerone mir erzählt was ich ſeit dreißig Jahren auswendig weiß. Wenn Sie nichts dagegen haben — aber ich ſchiebe alle Verantwortlichkeit auf Sie, Sie allein haben zu entſcheiden — alſo wenn Sie es erlauben, will ich mich aufknüpfen, oder mich in den See ſtürzen, oder, was am allerromantiſchſten wäre, ich will mir das Rieſenſchwert, welches als Wirthshausſchild unter meinem Fenſter hängt, und das ich mit den Händen erreichen kann, in die Bruſt ſtoßen, um meinen jam-

mervollen Leiden ein Ende zu machen. Die Ausgaben in der Schweiz sind fürchterlich. Vom Wasserfalle aus mußte ich Hauderer-Pferde nehmen, denn in der Schweiz gibt es keine Extra-Post. Der Weg nach Zürich beträgt zehn Stunden, den ich einschließlich ein und ein halb Stunden für Fütterung, in sieben Stunden zurücklegte. Für diese halbe Tagreise mußte ich sieben große Thaler zahlen, also zweimal so viel als die Post kosten würde. Und das ist die Taxe. Eine Tagreise kostet drei Brabanter Thaler und einen kleinen Thaler Trinkgeld, also zweimal so viel als die Post kosten würde. Da man aber immer das doppelte zahlen muß für die Rückfahrt, kostet eine Tagfahrt (ungerechnet das beträchtliche Chaussee- und Brückengeld) sieben große Thaler. Und wenn die Entfernung auch nur einen halben Tag beträgt, wie in meinem Falle, so macht dieses keinen Unterschied. Wagen und Pferde, oder Pferde allein zu eigenem Wagen, das ist alle eins; so daß mein eigener Wagen mir in der Schweiz das Reisen nicht vertheuert. Sollte ich aber weiter

reiſen, werde ich den Wagen zurücklaſſen, um wo möglich mich einer Geſellſchaft anzuſchließen, oder einen Einſpänner für mich allein zu nehmen. Auch das Geld für Führer und dergleichen kömmt hoch, wenn man ſich keiner Geſellſchaft anſchließt. Nur allein den Rheinfall zu ſehen, hat mich einen kleinen Thaler gekoſtet. Alſo wählen Sie: Strick, See, oder Schwert! — Eben erfahre ich, daß, ich weiß nicht ob alle Briefe, oder nur die welche an Wirthshäuſer adreſſirt ſind, gar nicht ins Haus gebracht werden, ſondern auf der Poſt geholt werden müſſen. Vielleicht war geſtern ſchon einer für mich da. Ich habe hingeſchickt.. Da iſt er! Bin begierig ob etwas darin ſteht, was mich vom Erhängen, Erſtechen und Erſäufen abhält.

Was ſollte ich denn von den Bundestagbeſchlüſſen noch ſagen? Wußte ich doch alles vorher wie es kommen würde. Im Addiren und Multipliziren verrechne ich mich zuweilen; aber den Wahnſinn und die ſchamloſe Ruchloſigkeit der deutſchen Ariſtokratie die das unglückliche Land beherrſcht, be-

rechne ich auf den kleinſten Bruch. Und das ſind erſt die Grundzüge des Tyrannenſyſtems, die ſchreckliche Ausarbeitung wird noch erſcheinen. Und wenn ich Recht behielte auch mit dem Volke! Wenn es alle die Schmach geduldig ertrüge! Noch hoffe ich.

Neunter Brief.

Zürich, den 31. Juli 1832.

Ich habe Ihnen zwar von den vergangenen Tagen noch manches Intereſſante mitzutheilen, ich käme aber gar nicht zur Gegenwart, wollte ich zu den alten Geſchichten zurückkehren. Ich werde alſo mit den neueſten, von geſtern anfangen, und die alten Geſchichten ſpäter und gelegentlich erzählen. Geſtern beſuchte ich die Gräfin Benzel-Sternau auf ihrem Gute, das zwei Stunden von der Stadt entfernt am See liegt. Es heißt nach dem Namen der Gräfin Maria, Mariahalden. Um halb neun Uhr Morgens ſezte ich mich in eine Gondel (ich allein, Conrad ließ ich zurück) und ließ mich fort-

ſchiffen. Es ſind zierliche grün angeſtrichene Schiffchen, oben gegen die Sonne mit grünem Tuche bedeckt, die offnen Seitenwände verſtatten die Ausſicht. Der See kann überall überſehen werden, er iſt wie ein Strom, doch überall ſo breit als wo der Rhein am breiteſten iſt. Der Himmel war etwas bedeckt, es wehete ein mäßiger aber friſcher Wind, ſo daß ich die Sonne begierig ſuchte, den bedeckten Theil des Schiffes verließ, und mich am Schnabel des Schiffes hinlegte. Da ward ich eingelullt von alten Liedern in die ſchönſten früheſten Tage, zurück in die Wiegenzeit meines Herzens, ich bekam Thränenwehen, konnte aber lange nicht weinen. Dann kehrte ich dem Schiffer den Rücken zu und ließ meine Augen vom Winde trocknen. Warum waren Sie nicht bei mir? Ich glaube, allein zu ſein in der Freude iſt noch ſchmerzlicher als allein ſein im Schmerz. Was Schiller im Wilhelm Tell ſingt: es lächelt der See — das lernt man erſt verſtehen wenn man ihn geſehen. Er iſt blau und vom Winde bewegt wie fließender Himmel. Nichts

freundlicher als die Ufer. Die mäßigen Höhen auf beiden Seiten, vom herrlichſten Grün bedeckt, ſind vom Gipfel bis unten überſtreut von Dörfern und Landhäuſern, man könnte ein Lämmchen darin werden. Die Natur, mit mütterlicher Zärtlichkeit, wirft eine ganze Handvoll Zucker in den ſauern Trank des Lebens. Ich lehnte mich über den Bord des Schiffes, ſah, träumte in den See hinab, und es war mir, als ſollte ich alle meine Sorgen darin verſenken. Mein Schiffer war träge und ruderte wenig, er ließ das Segel arbeiten, das nicht viel fleißiger war als er. So ging es langſam fort und mir war das recht. Nach zwei Stunden kam ich an. Ich wußte der Graf ſei abweſend. Durch einige Bekannte, die ſchon den Morgen hinausgegangen, war man vorbereitet auf meine Ankunft. Ich bin gewiß, man hätte ſonſt vor Ueberraſchung laut aufgeſchrien. Mit welcher Freude und Herzlichkeit ich aufgenommen worden, kann ich Ihnen kaum ſchildern. Schon Jahre lang erwartete man mich. Der Graf hatte ſchon mehreremal geſchrieben,

man ſollte mich einladen. Als ſie aus der Zeitung erfuhren, daß ich in Straßburg ſei, wollten ſie mir ſchreiben, ſie verloren aber meine Spur. Der Gräfin bin ich ganz ein Mann ihres Herzens und ihres Geiſtes, ſie denkt und fühlt wie ich. Meine Briefe lagen im Zimmer, ſie wurden im vorigen Winter unter Jubel vorgeleſen. Aus meinem 8ten Theile (den ſie noch nicht beſitzt) hatte der Graf die Stellen über Göthe handſchriftlich mitgetheilt. „Ueber Göthe haben Sie ganz aus meinem Herzen geſprochen", ſagte die Gräfin. Vor zwölf Jahren oder gar ſchon vor vierzehn, war ich einen Tag bei dem Grafen auf ſeinem Gute bei Frankfurt. Damals trug ſie das wunderſchöne Kind auf den Armen, das einige Jahre ſpäter am Zürcherſee ſo traurig das Leben verlor. Die Gräfin iſt eine ſchon ſehr alternde Dame. Leidenſchaftlich liberal. Außer einigen Beſuchern von Zürich, die vor dem Mittageſſen weggingen, fand ich dort keinen Fremden als einen jungen Menſchen aus Zürich, der im Hauſe wohnt, den Hofmeiſter des jungen Grafen, Werner

(Dichter von vielen Anlagen), der Victor Hugo's Tragödien überſezt, und den Sie von Frankfurt aus kennen müſſen. Vor zwei und ein halb Jahr, als ich im Winter krank war vor dem Allerheiligenthore, beſuchte er mich. Er erinnert ſich Ihrer und Ihrer „geiſtreichen Phyſiognomie" und vermuthete, daß die Pariſer Briefe an Sie gerichtet. Des Grafen Sohn der hier iſt (ein älterer iſt in Oeſterreichiſchen Militärdienſten), iſt zwölf Jahr alt. Die Freude dieſes Knaben, wie auch jenes ſchon erwähnten achtzehnjährigen jungen Menſchen, als ſie erfuhren, ich ſei der Verfaſſer der ihnen ſo bekannten Briefe, hätten Sie ſehen ſollen. Die Gräfin erzählte mir ſpäter, ſie wären oft ins Nebenzimmer gegangen, hätten dort in den Briefen geleſen, und ſo ganz friſch mit mir verglichen. Mittags aß ich dort. Nachmittags kamen wie gewöhnlich verwandte Damen, die ſich in einem nahe gelegenen Dorfe eingemiethet, zum Thee. Es iſt Frau von *** aus..., und deren zukünftige Schwiegertochter, ein Fräulein von Berlichingen. Die Gräfin hatte mir vor An-

kunft ihrer Couſine anvertraut, ſie ſei eine Ariſtokratin. Doch ſpricht ſie verſtändig und ſcheint gebildet. Abends, als ich gerade Abſchied nahm, im Wagen nach Zürich zurückzufahren, kamen noch andere Herrn und Damen von benachbarten Landgütern zum Beſuche. Außer mir, wohnt noch ſeit wenigen Tagen ein junger Pole auf dem Gute. Dieſer war morgens früh nach Zürich gegangen, hatte dort in einer Zeitung meine Anweſenheit erfahren, kam gleich in den Gaſthof mich zu beſuchen, da er meine Schriften kennt und liebt, und war, als er zu ſeiner Ueberraſchung hörte, ich wäre zur Gräfin gegangen, gleich wieder umgekehrt. Doch ließ er mir ein artiges Billet zurück, das ich Abends fand. Ein ſehr liebenswürdiger Menſch.

Was ich nun gleich gefürchtet als ich mich entſchloſſen die Gräfin zu beſuchen, das traf auch ein. Kaum war ich angekommen und das Willkommen-Reden vorüber, wurde ich eingeladen auf dem Gute zu wohnen, ſo dringend, ſo freundlich, daß ich es nicht abſchlagen durfte. Es iſt mir nicht

recht. Eine viertel Stunde von Zürich, am See, liegt ein öffentlicher Vergnügungsgarten mit einem sehr schönen Hause, und die Wirthe, die mir gleich gefielen, wurden mir von hiesigen Einwohnern als sehr ordentliche Leute empfohlen. Da wollte ich mich einmiethen. Im Vorüberfahren landete ich da, sah die Zimmer an, fand alles gut, und war schon für wöchentliche Miethe und Preiß der Kost übereingekommen. Die Forderung war für die Schweiz sehr billig und billiger als in Baden. Kost und Logis für mich und Conrad hätten wöchentlich kaum 18 Gulden betragen. Und die Aussicht auf Land und Wasser ist herrlich. Das Haus wird vom See, dessen frischer Wind mir vielleicht nicht zuträglich gewesen wäre, durch die ganze Länge des geräumigen Gartens getrennt. Vorn aber, hart am See, sind herrliche Bäume, dicht umlaubte rund umschlossene Pläze, und da hätte ich zu jeder Zeit nach der Stadt und sonst hinfahren können, wo mich die Laune lockte. Nun ist zwar bei der Gräfin Garten und Aussicht noch weit schöner, und an ungestörter

Freiheit ganz nach meiner Laune zu leben, wird es mir unter ſo gewandten Weltleuten gewiß nicht fehlen; doch — ich bin der ich bin; mehr noch an Geiſt als an Körper verwöhnt, mehr noch mit der Seele als mit dem Körper in Pantoffel und Schlafrock und jeder Zwang, auch der freundſchaftlichſte, iſt mir zuwider. Muß ich nicht zuweilen an der Geſellſchaft Theil nehmen, muß ich nicht ſpazieren gehen? Darf ich über das Eſſen ſchimpfen? Muß ich nicht wie ein Narr geiſtreich ſprechen? Ich habe ſchon geſtern ſo viele vernünftige und ſchöne Dinge geſagt, daß man einen elften Band damit füllen könnte. Und wer ſingt mir vor: Schmerzt dich dein Fingerlein? Und das ſchlimmſte kömmt noch. Als ich mit der Gräfin von einem Bedienten ſprach, war ſie verlegen. Es iſt für Conrad kein Zimmer mehr frei. Eigentliche ſtädtiſche Bedienung hat die Gräfin nicht; ſondern nur Knechte für die Landwirthſchaft, und die, wie ſie ſagte, wären und herbergten ſo ſchmuzig, daß man keinen ordentlichen Bedienten zu ihnen geſellen könnte. Es blieb mir

also nichts anderes übrig, als Conrad in das eine viertel Stunde vom Gute abgelegene Dorf für Logis und Kost anzudingen. Er wird nun zwar den ganzen Tag bei mir sein, auch mich morgens bedienen können. Indessen werde ich ihn Abends beim Schlafengehen vermissen, und ich werde genöthigt meine Strümpfe selbst auszuziehen. Es ist nicht zu ändern. Der dringenden Einladung durfte ich nicht widerstehen und dann überlegte ich auch, daß es gut sei, wenn ich meine körperliche und geistige Trägheit Einmal überwinde, und unter fremden Menschen lebe. Mein Verstand ist dafür und so mag es geschehen. Heute oder Morgen ziehe ich mit Sack und Pack hinaus. Adressiren Sie meine Briefe künftig poste restante. Der Bote geht zwei Mal wöchentlich in die Stadt und holt Briefe.

Sonntag, den 22. Juli. Vielleicht bekomme ich heute Nachmittag noch einen Brief von Ihnen. Dieser aber muß früher auf die Post, ich kann Ihnen also nicht antworten. Nach dem Essen (ich

bin bei einem Professor eingeladen) fahre ich nach Mariahalden.

Im Schwarzwalde bin ich ungeheuer berühmt. Welchen neuen Ruhm aber ich mir im Gasthause von St. Blasien erworben, und wie ich dort durch meine Schriftstellerei mir fünf bis sechs Gulden erworben, das will ich Ihnen jezt erzählen. Als ich im Wirthshause von St. Blasien, das in einer rauhen romantischen Gegend des Schwarzwaldes liegt (es wäre ein Paradies für einen Fra-Diavolo) des Morgens beim Frühstücke saß, trat der Wirth, ein großer starker Mann, in mein Zimmer, und klagte mir fast weinend: im ächten Schwarzwälder (einem Volksblatte das in Freiburg erscheint), hätte jemand drucken lassen, sein Wirthshaus wäre das schlechteste weit und breit, und so wäre er ein zu Grunde gerichteter Mann, wenn ich nicht die Gnade hätte etwas gegen die Verleumdung drucken zu lassen, und er würde ewig dankbar dafür sein. Ich versprach es ihm. Ich hatte den ganzen Tag keine Zeit, und erst Abends

zehn Uhr ſezte ich mich ſchlaftrunken hin und ſchrieb einen Brief an den Redakteur des ächten Schwarzwälders*) in dem ich das Wirthshaus lobte. Auch fand ich wirklich alles gut. Es war elf Uhr als ich damit fertig wurde. Dann ließ ich den Wirth rufen, gab ihm das Concept und ſagte ihm: er ſolle es den Abend noch abſchreiben laſſen, weil ich den andern Morgen abreiſen wollte, das Concept aber zurück haben müſſe. Nach Mitternacht kamen zwei Philiſter zu mir herauf, von welchen einer den Artikel abgeſchrieben und der Andere als Deputirter der Wirthsſtube ſich ihm zugeſellte. Wahrſcheinlich war der Artikel in der Wirthsſtube öffentlich vorgeleſen worden. Nun hätten Sie das Geſicht dieſer Bürger ſehen ſollen, als ſie vor mir ſtanden, und auf meine dringendſte Einladung ſich nicht zu ſezen wagten! Dieſes Lachen, dieſe durchbohrende Bewunderung, und wie ſie in meinem Geſichte herumwühlten, da das Ge-

*) S. am Schluſſe dieſes Briefes.

heimniß meiner Größe zu finden! Es war der Triumph meiner Schriftstellerei. Und doch war, bis auf einen Spaß, nichts im Artikel, den ich halb schlafend und in der Eile geschrieben. Als ich nun den andern Morgen abreiste, machte mir der Wirth eine auffallend wohlfeile Rechnung, und für seine drei Pferde, die er mir vier Stunden weit und über die höchsten Berge des Schwarzwaldes mitgab, wollte er durchaus keine Bezahlung nehmen. St. Blasien ist eine Art Flecken, in einem Winkel versteckt, von der Landstraße abgelegen und dort kennt alle Welt meine Schriften. Noch am Morgen kamen Leute athemlos vor meinen Wagen, die mich kennen lernen wollten. Den Abend vorher, es dämmerte schon, kam ein rußiger Mann in mein Zimmer. Ich hielt ihn für einen bettelnden Handwerksburschen und empfing ihn barsch. Dann verstand ich ihn deutlicher und sagte: So, Sie sind ein Uhrmacher. Endlich verstand ich ganz deutlich, und ich erfuhr, daß er Pfarrer sei in einem Dorfe, das auf einem hohen Berge eine

Stunde von St. Blaſien liegt. Er ſagte mir, er kenne meine Schriften und ich hätte ihm ganz aus der Seele geſchrieben. Was der Mann ängſtlich war! Wie er verlegen und kurzathmig ſtotterte, als ſpräche er mit einem Könige! Alle meine Freundlichkeit mußte ich aufbieten ihm Muth einzuflößen. Und Sie haben ſich nie vor mir gefürchtet! (Von Hetrn von Eichthal ein anderes Mal). — Jezt möchte ich nun wiſſen ob mein Artikel im Schwarzwälder abgedruckt worden. Paſſen Sie auf was Sie zu thun haben. In Freiburg erſcheint der Schwarzwälder und der ächte Schwarzwälder. Im leztern ſteht mein Artikel. Einer von beiden Wäldern wird im Caſino von Baden gehalten. Gehen Sie alſo eines Morgens in das Lamm. Es iſt ein ſchöner Garten dort. Fordern Sie Kaffe, Eier oder einen Krug mineraliſch Waſſer, und bitten Sie den Wirth Ihnen den Schwarzwälder aus dem Caſino zu holen. Iſt das Blatt nicht da oder ſteht der Artikel nicht darin, will ich ihn Ihnen abſchriftlich ſchicken. Jezt muß ich ſchließen

um einzupacken. Um zwölf Uhr esse ich bei einem Professor, der 500 Gulden Gehalt und Frau und Kinder hat. Da werde ich mir wahrscheinlich den Magen nicht verderben. Zürich, es ist wahr, ist die Hauptstadt der Langeweile. Von Mariahalden schreibe ich Ihnen oft und viel.

Ihr B.,
Vertheidiger der Gastwirthe und Beschüzer der Unschuld.

An den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälder.

St. Blasien, den 16. Juli 1832.

Vorgestern, Samstag, übernachtete ich in einem Gasthause des Schwarzwaldes, wo zwar sonst alles gut, das Bett aber so lakonisch war, daß es für mich, einen der kleinsten aller Deutschen nicht hinreichte. Dieses nöthigte mich, beim Schlafen die Lage eines Kindes im Schooße seiner Mutter anzunehmen — eine Lage, die für einen alten Mann

zwar viel Rührendes hat, weil ſie ihn in die erſten dunkeln Zeiten ſeines Daſeins zurückführt, die aber ungemein anſtrengend iſt. Hier in St. Blaſien aber fand ich ein ganz vortreffliches Bett von angemeſſener Länge, und ich konnte mich von der Ruhe der vorigen Nacht ausruhen. Dieſes wohlbehagliche Gefühl ſtimmte mich heute Morgen ſehr heiter, ſo daß ich beim Frühſtücke guter Dinge war. Da trat der Wirth in mein Zimmer, hielt mir ein Zeitungsblatt — es war der ächte Schwarzwälder vom 1. Juli — unter die Augen, und ſprach mit Hohn und Erbitterung: Sehen Sie, mein Herr, das ſind die ſchmackhaften Früchte unſerer Preßfreiheit! Ich ward roth; denn ſeit fünfzehn Jahren kämpfe ich mit für die Freiheit der Preſſe, und ich hoffte, wir würden endlich die ſüßen Aepfel der Hesperiden und kein bitteres Obſt gewinnen. In der erwähnten Nummer Ihres Blattes heißt es von dem Gaſthauſe, in dem ich dieſes ſchreibe: es ſei „das ſchlechteſte in einem Umfang, welchen ein Haas in ſieben Tagen kaum

durchſpringen kann.“ Ihr Correſpondent hatte gewiß keine üble Abſicht, als er dieſes ſchrieb, ließ ſich aber vielleicht von einem Gerüchte irre führen, das böſer Wille geſchickt zu verbreiten wußte. Ich bin etwas verwöhnt und auf Reiſen anſpruchsvoller als löblich iſt, und Sie dürfen daher meiner Verſicherung glauben, daß ich in dem Gaſthauſe von St. Blaſien alles ohne Ausnahme, Zimmer, Bett, Eſſen, Bedienung ſehr gut, ſogar beſſer als in manchen Städten gefunden. Ja, ſelbſt den einzigen Fehler, den oft die beſten deutſchen Gaſthöfe haben, und der mich immer in die größte Wuth verſetzte, der nämlich, daß die gedankenloſen Stubenmädchen den Stiefelknecht ſo weit unter das Bett ſchieben, daß man ein Dachshund ſein müßte ihn hervorzuholen — ſelbſt von dieſem iſt das hieſige Gaſthaus frei. Der Stiefelknecht war zu ſehen, und dem kürzeſten Arme erreichbar.

Indem ich Sie nun bitte, mein Herr, zur Genugthuung eines in ſeinem Rufe gekränkten Mannes meine Erklärung in Ihrem Blatte aufzu-

nehmen, erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, die wichtiger ist, als der Gegenstand, der sie herbeigeführt. Ich glaube, daß ein Journalist weder die Pflicht noch das Recht hat, selbst die bewiesenen Fehler eines Einzelnen, oder die Ungebührlichkeiten, die eine geschlossene Häuslichkeit nicht überschreiten, vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu bringen. Nur in dem Falle, wo man den Menschen nicht von dem Bürger trennen kann, wie es bei Regierungsbeamten eintritt; nur da kann ein Journalist in die schmerzliche Nothwendigkeit kommen, wegen des Bürgers den Menschen nicht schonen zu dürfen. Durch solchen Mißbrauch der freien Rede wird den zahlreichen, so erbitterten Feinden der Preßfreiheit eine Schadenfreude gebracht, die sie mit all ihrem Golde erkaufen würden, gäbe es nicht gedankenlose Menschen, die sie ihnen schenken. Glauben Sie es meinem Beobachten und Erfahrungen: die Feinde der freien Presse, wie jeder Volksfreiheit, benuzen nicht blos solche Ausschweifungen, in welche oft selbst die gutmeinendsten

Journaliſten verfallen; ſondern ſie wiſſen auch auf heimlichen Wegen liſtig dazu aufzuregen, um dem Gegenſtande ihres düſtern Haſſes auch eine Verachtung zuzuwenden, die ihm gefährlicher iſt, als alle Gewalt, und verderblicher als die Feindſchaft der Mächtigſten.

Zehnter Brief.

Mariahalden. Donnerſtag, den 26. Juli 1832.

Geſtern Abend vor Mitternacht, da ich von einer Seefahrt zurückkam erhielt ich Ihren lieben Brief. Wir wollen beide ſchreiben, wenn wir Stoff und Luſt haben, und nicht gerade abwarten bis des Andern Brief ankömmt; das gäbe oft Aufenthalt, da ich, auf dem Lande, zwei Stunden von der Stadt entfernt, weder Ihren Brief immer am nämlichen Tage ſeiner Ankunft in Zürich erhalten, noch ihn auch an jedem Tage beantworten kann. Was ſagt man zu den Raſereien der Bundesverſammlung? Zwar iſt es mir recht, daß ſie die Saite ſo gewaltig ſpannen — mir war nur immer

vor ihrer Mäßigkeit bange, welche den gutmüthigen Deutschen so leicht gewinnt — doch diese Unverschämtheit, dieser Hohn und Troz bringt mich in die heftigste Leidenschaft. Jezt will ich sehen was mein Volk macht!

Seit Sonntag wohne ich hier bei der Gräfin Benzel-Sternau. Ich bin da schon so eingewohnt — es ist mir manchmal wie ein Traum! Die Gräfin ist eine sehr gute Frau, und sorgt für mich, für meine Bequemlichkeit, Diät, kurz für alles, so freundlich als Sie es nur könnten. Könnte ich Ihnen nur eine lebhafte Vorstellung von der herrlichen Lage des Gutes geben. Es liegt am Abhange eines Hügels, an See, von diesem durch den Garten getrennt, der terrassenförmig hinabsteigt bis ans Wasser. Die herrlichsten Schattenparthien, Size, Aussichten im Garten. Ich wohne im ersten Stock und sehe aus dem Bette den See und die Berge drüben. Vor meinem Fenster ist ein großer breiter Balkon, der die Breite des ganzen Hauses einnimmt, mit Orangen besezt, und die Geländer

mit Weinreben umflochten. Neben meinem Zimmer ist ein anderes mit den herrlichsten Gemälden, dann die Bibliothek, ganz wie ich sie sammeln würde, die neueste französische Literatur; ich hätte ein Jahr daran zu lesen. Alle Thüren stehen offen, und kann ich diese Zimmer, wie zu meinem Appartement gehörend betrachten. Ich lebe sehr ungenirt und bequem. Daß Conrad nicht im Hause ist, hindert mich gar nicht; er kömmt täglich drei Mal zu mir und macht alles in Ordnung. Eine Klingel führt zu den Mägden, und ein junger Mensch, der bei unverschlossener Thüre neben mir schläft, macht sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, mir in allem behülflich zu sein. Es darf auch überall geraucht werden im Haus und Garten, nur in den Zimmern nicht wo die Gemälde hängen. Morgens frühstücke ich allein, weil ich früh aufstehe, die Andern um acht Uhr gemeinschaftlich. Dann gehe ich hinauf und seze mich dazu, wie bei Ihnen. Ich werde eingeladen eine Tasse Kaffe zu trinken, nur eine; aber ich widerstehe besser als bei Ihnen. Um

neun Uhr gehe ich auf mein Zimmer, oder am See spazieren. Um ein halb zwei Uhr wird gegessen. Nach Tische schlafe ich. Um fünf Uhr gehe ich in den Garten, wo ich immer Besuche antreffe. Da wird Thee getrunken bis neun. Wenn die Fremden fort sind, wird im Zimmer zu Nacht gegessen, gesprochen, auch vorgelesen bis elf. Gestern haben wir eine Wasserfahrt gemacht vier Stunden weit, bis zur Insel Ufnau bei Rapperschwyl. Auf dieser Insel liegt Hutten begraben. Auf einen Hügel setzten wir uns ins Gras, ich auf meinen Mantel, breiteten da kalte Küche aus und aßen und tranken. Als wir uns um sechs Uhr in's Schiff setzten zurückzufahren, bekamen wir Sturm. Nachdem wir zwei Stunden bis zu einbrechender Nacht gefahren, landeten wir und legten den übrigen Theil des Weges theils zu Wagen, theils zu Fuß zurück. — So lebe ich in den Tag hinein, ohne Plan, fast ohne Wunsch. Aus Paris wird diesen Winter gewiß nichts. Wohin sonst? Ich weiß nicht. Nach Deutschland kann ich nicht, da wäre ich nicht sicher.

Es ſind erſchreckliche Zeiten! Ich ſchrieb Ihnen vorigen Winter: „Es wird mit einer großen Hängerei endigen.“ Und ſo wird es kommen. Campe, wenn er auch wollte, kann meine Briefe jezt gar nicht drucken laſſen. Nach den neuen Bundestagbeſchlüſſen werden alle Buchhändler unter beſondere Polizei-Aufſicht geſezt. Sie ſind ruinirt, wenn ſie etwas Liberales drucken laſſen. Denn nicht blos das Buch wird confiscirt, ſondern alle ihre Verlagsartikel werden verboten, auch die erlaubten Bücher, um ſie zu beſtrafen. So hat es Preußen ſchon mit zwei Buchhändlern gemacht, weil ſie liberale Sachen herausgegeben, wurden alle ihre Schriften, ohne Unterſchied verboten. Es iſt mir faſt lieb wenn meine Briefe, ſo wie ſie geſchrieben, gar nicht erſcheinen. Ich würde meinen durch die frühern Briefe erworbenen Ruf verlieren. Die Späſſe gegen meine Rezenſenten ſind nicht an der Zeit. Ich habe die Deutſchen gelobt, und wer weiß wie ſie ſich jezt betragen. Was auch geſchieht bleiben meine frühern Briefe (kommen keine dazu)

in Ehren. Wehren ſich die Deutſchen, heißt es bei Vielen: ich hätte viel dazu beigetragen, ſie aufzuregen, indem ich ihnen ihren bisherigen Sklavenſinn vorgeworfen. Laſſen ſie ſich alles gefallen, iſt es gewiß mein Triumph. Wenn alſo Campe die Briefe nicht nimmt, mache ich einen Auszug von den beſten der Briefe, das zuſammenſtellend was jezt paßt, was ich vorhergeſagt, und gebe um jeden Preis das Buch irgend einem Schweizer in Verlag. Sie leben im ſiebenten Himmel und leſen höchſtens die Carlsruher Zeitung. Sie kennen alſo vielleicht die neuen Bundesbeſchlüſſe gar nicht. Der Freiſinnige iſt verboten, Welcker zum Zuchthaus verurtheilt ꝛc. Der Bote geht fort, auch fehlt es mir an Gemüthsruhe. Uebrigens bin ich geſund, und wohler als in Baden, und habe es hier ſo gut als bei Ihnen. Das ſagt alles. Ich lebe jezt ganz das adlige Landleben, wie es Göthe in ſeinen Romanen beſchreibt. Wäre ich ſo ein Geck wie er, könnte ich die erhabenſte Poeſie darin finden und daraus dichten. Ein närriſcher Kauz von Arzt aus dem näch-

ſten Dorf.. ein humoriſtiſcher Geiſtlicher.. ein italieniſcher Graf, geflüchteter Carbonaro; mehrere Polen; Maler; eine alte Dame, höchſt ariſtokratiſch, die weil ſie glaubt eine ſchöne Stimme zu haben, in einem fort den Marſeiller Marſch ſingt. Ein junges ſchönes Fräulein ſagt mir naiv wie Gurli: ach, heute habe ich mich an der Bruſt geſtoßen, grade unter dem Herzen, und ich habe einen rothen Fleck davon. Thee trinken, franzöſiſch ſprechen, Zeichnen, Muſik, mediſiren, übrigens bei allen einige Bildung und viel Literatur. Ich, der Alte. Das iſt's.

Elfter Brief.

Mariahalden. Samstag, den 28. Juli 1832.

Gestern Abend, fast unerwartet, erhielt ich Ihren Brief. Sie sind aber immer noch die alte Schmarozerin. So oft sich einer ein Vergnügen macht und weint, gleich weinen Sie ungebeten mit. Habe ich Sie dazu eingeladen? Und aus Rührung wollen Sie mit mir nach Paris, nach dem südlichen Frankreich. Das sind Träume und Schäume. Zu Paris habe ich kein Geld, und werde auch keines bekommen. Von Campe kann ich jezt täglich Antwort erhalten; aber es ist nicht daran zu denken, daß er mein Werk druckt. In der Schweiz — kein Gedanken! Ich habe mich schon darnach erkundigt. Wie

die Schweizer die potenzirten Deutſchen, ſo ſind die Schweizer Buchhändler die potenzirten Buchhändler. Ich kenne einen Profeſſor in Zürich, ein berühmter Philolog, der die mühſamſten, in ganz Europa geachteten Werke herausgibt; er bekömmt für den Bogen fünf Gulden! Schreckliche Menſchen die Schweizer. Sie müſſen nur *** darüber ſprechen hören. Die ungeheuerſten Philiſter. Sie wiſſen gar nichts vom Auslande, und bekümmern ſich nicht darum, weder in Politik noch Literatur. Sie leſen nichts als ihren Zſchokke. Meine Briefe ſind zwar überall bekannt, doch das iſt eine Ausnahme. In den Schweizer Blättern findet man faſt nichts über Deutſchland, ſo daß ich von den neueſten Ereigniſſen gar nichts oder nur ſpät erfahre. Es erſcheinen viele Blätter in der Schweiz; aber alle wöchentlich nur einmal. — Rathen Sie mir was ich thun ſoll für den nächſten Winter. Uebrigens ſind die politiſchen Ereigniſſe abzuwarten. Im ſüdlichen Frankreich ſich aufzuhalten, iſt, einſchließlich der langen Reiſe, ſo koſtſpielig als in Paris. Auch haben Sie

vom ſüdlichen Frankreich eine falſche Vorſtellung. Es gibt wenige ſchöne Gegenden da. Im Winter iſt das Klima zwar milder als anderswo, aber böſe Winde ſind der Geſundheit ſchädlich. Ich haushalte mit meinem bischen Gelde ſoviel als möglich. Höchſtens werde ich mir erlauben, eine kleine Tour von zehn Tagen nach Luzern und den kleinen Cantonen zu machen, Und dann — wohin? Ach wohin!

Seien Sie nur nicht beſorgt, ich möchte aus Höflichkeit meine Diät vernachläſſigen. Sie kennen mich gut! Ich genire mich nicht. Aber meine Wohnung iſt himmliſch. — Ich erfahre ſo eben, daß der Bote nach der Stadt ſchon Mittag fortgeht; ich muß alſo eilen. Eigentlich wüßte ich Ihnen auch nichts zu ſchreiben. Ich lebe ſo ſtill und gedankenlos fort, nicht vergnügt, nicht mißvergnügt. Daß ich hier auf dem Lande nicht täglich, in Zürich ſelbſt nicht hinreichend erfahre was in Deutſchland vorgeht, erhält mich in einer unruhigen Spannung. Die wichtigſten deutſchen Angelegenheiten werden in

den Schweizer Blättern mit wenigen Zeilen berührt. In Mannheim soll ein Regiment, das man gegen die Bürger gebrauchen wollte, die Waffen niedergelegt haben. Ist das wahr? Schreiben Sie mir doch was Sie Wichtiges erfahren. — Ich mache mir keine Sorge mehr, wenn zur bestimmten Zeit kein Brief von Ihnen kömmt, höchstens werde ich verdrießlich. Aber in dieser Entfernung, und eigentlich abseiten der ordentlichen Postwagen, läßt sich auf Regelmäßigkeit der Beantwortung nicht rechnen.

Die Cholera, die in Paris wieder fürchterlich gestiegen war, nimmt wieder ab; nach der gestrigen Zeitung um achtzig in einem Tage. Um so sicherer ist Paris gegen einen neuen Ausbruch im Herbst. Alsdann kömmt sie erst nach dem südlichen Frankreich. — Den Lebrett aus Augsburg kenne ich sehr gut von Stuttgart her, wo er früher war. Er hat immer viel auf mich gehalten. Er ist bekannt als ein wüthender Bonapartist. Es ist ein wahrer Fanatismus bei ihm.

Der S. ist ja jezt ganz dumm und trocken ge-

worden. Wahrscheinlich ist der Bundestag Schuld daran. Bei mir hat er dieselbe Wirkung hervorgebracht. Ich könnte jezt kein Wort schreiben, und wenn mir ein Buchhändler hundert Carolin für den Bogen gäbe. — Ich gähne sehr oft beim Thee und Abendessen, mitten unter den edlen Damen. Sie sehen daraus, wie wenig ich mich aus Artigkeit genire. Auch bin ich gesund nach Verhältniß meiner Gesundheit. Könnten Sie nur einen Blick, nur einen Blick aus meinem Fenster thun! Es ist zu schön. In den Briefen, welche die Gräfin mit ihrem Manne wechselt, werden zu mehrerer Sicherheit Personen von politischer Bedeutung durch Buchstaben oder willkührliche Namen bezeichnet. Ich heiße, seit Erscheinung des 8ten Theils, der Kurfürst von Soden. Gestern bei Tische wurde auf die Gesundheit des Kurfürst von Soden getrunken. Adieu. Der Bote eilt.

Zwölfter Brief.

Mariahalden, den 2. Auguſt 1832.

Ich habe geſtern einen Brief von Ihnen erwartet, und ich glaube, daß ich ſchon vorgeſtern hätte einen erwarten dürfen. Ich berechne eben, daß es zwölf Tage ſind, ſeit ich hier auf dem Gute wohne und ich noch auf keinen einzigen Brief, den ich von hier geſchrieben, Antwort erhalten. Wie geht das zu? Ihre Briefe von Baden ſind auch immer erſt am 4ten Tage in Zürich angekommen. Gewiß werden ſie aufgemacht und geleſen. Das geſchieht jetzt überall, ſogar in der Schweiz, wie mir die Gräfin geſagt. Wir müſſen in der Folge uns über fremde Adreſſen verſtändigen, und zu den Brief-

Adreſſen eine andere Hand gebrauchen. Geſtern war ich ſeit acht Tagen zum Erſtenmale wieder in Zürich, und habe dort R. getroffen. Im Vertrauen geſagt, er hat mich ennuyirt. Er iſt ein ſo ordentlicher Menſch und ſpricht an der Wirthstafel ſo viel und altklug und ſo laut mit aller Welt über Politik, daß ich ein bischen Krämpfe davon bekommen. Es iſt gar nicht mehr Mode, mit fremden Leuten viel zu ſprechen. — Von Campe habe ich Antwort erhalten. Es iſt nichts. Er wagt es nicht in jeziger Zeit. Aber eine andere Ausſicht hat ſich eröffnet. Ein Buchhändler in Luzern, der wahrſcheinlich von meinem hieſigen Aufenthalt erfahren, hat mir ſchriftlich den Antrag gemacht die Briefe zu übernehmen. Er hat mir gerade ſo viel angeboten als Campe. Was hilft mir das? Mit dieſem Gelde könnte ich doch den Winter nicht in Paris leben. Ich werde ihm andere Vorſchläge machen, und die Zeit der Unterhandlung benuzen das Manuſcript ganz fertig zu machen. Bekomme ich dieſe Summe, dann kann ich nach Paris reiſen,

und mit weniger Beschränkung gegen den frühern Aufenthalt, sorgenfrei dort leben. An eine Reise in die Schweiz denke ich jezt also gar nicht. Erstens war ich ohnedies nicht dazu gestimmt, und dann muß ich mein sehr bischen Geld schonen.

Ich werde die nächste Woche wieder in die Stadt ziehen, und zwar in den Garten von dem ich Ihnen früher geschrieben. Ich muß nahe bei der Stadt sein, erstens wegen des Copisten den ich brauchen werde; zweitens, weil ich hier auf dem Gute selten Zeitungen bekomme und ich wenig erfahre was in der Welt vorgeht; endlich weiß ich auch nicht, wie lange es sich schickt, das Gastrecht zu benuzen. Zwar bat mich die Gräfin auf's dringendste und freundlichste länger zu bleiben, und sie hat das gewiß ernstlich gewünscht — indessen mir fehlt es an Erfahrungen in solchen Verhältnissen. Ich denke vierzehn Tage hier zugebracht, das ist genug. Dazu kommen die andern schon erwähnten Gründe. — Nachdem man lange bescheiden gezaudert, hat man mich hier doch zulezt so freundlich

gebeten, etwas aus meinen neuen Pariſer Briefen vorzuleſen, daß ich nachgeben mußte. Ich ſuchte mehrere Stücke heraus, las geſtern und vorgeſtern Abend vor; und werde heute damit fertig werden. Es hat alles großen Beifall gefunden, beſonders die Predigt über die Mauth. — Von dem Drucke der neuen Briefe dürfen Sie mit keinem ſprechen; Geheimniß wurde mir zur Bedingung gemacht.

Freitag, den 3. Auguſt. Auch geſtern keinen Brief erhalten! Seit dem lezten ſind es jezt acht Tage. Sie brauchen ſich aber darum über meine Unruhe keine zu große Sorge zu machen. Wenn einer kömmt, iſt gleich alles wieder verſchmerzt. Geſtern Abend war ich ſo betrübt, daß ich auf meinem Zimmer blieb und als die Gräfin herunter ſchickte, ließ ich ihr aufrichtig ſagen, daß ich unglücklich ſei, weil ich ſeit acht Tagen keinen Brief erhalten und ſie mich entſchuldigen möchte.

Dreizehnter Brief.

Zürich, den 6. August 1822.

Vorgestern am nämlichen Tage da ich meinen Brief abgeschickt, erhielt ich endlich Abends den Ihrigen. Das war nun von beiden Seiten wieder ein unnöthiger Jammer. Jezt wissen wir woran es liegt; der Brief kömmt immer am fünften Tag an. Er wird bestimmt (wahrscheinlich in Basel oder Schaffhausen) geöffnet. Daher die Verzögerung. Andere Leute haben mir das auch geklagt. Welch eine lächerliche Tyrannei! Als wenn ein Mensch, der nicht allen Verstand verloren, in diesen Zeiten so toll sein könnte, einem Briefe seine Geheimnisse anzuvertrauen. Von Baden nach Zü-

rich ist höchstens dreißig Meilen, ein Weg den die Post in ein und ein halb Tage zurücklegt, und der Brief kömmt erst am fünften Tage. Paris ist einige und siebenzig Meilen von Zürich, und die Zeitung kömmt am vierten Tag hier an!

Ich werde doch wieder draußen auf dem Gute bleiben. Ich habe eingesehen, daß es der Gräfin nicht allein angenehm ist, wenn ich bleibe, sondern daß es ihr unangenehm ist, wenn ich weggehe (ohne doch die Gegend zu verlassen.) Ich glaubte sogar Empfindlichkeit darüber bemerkt zu haben. Eigentlich hatte ich auch gar keinen Grund wegzugehen. Die unglückseligen Zeiten haben mich seekrank gemacht, und wie alle Kranke glaubte ich meinen Zustand zu erleichtern, wenn ich den Ort wechselte. — In der lezten Züricher Zeitung (ein aristokratisches Blatt) wird Europa davon benachrichtigt, daß ich mich auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau aufhalte. Zugleich wird erzählt: Murhard aus Cassel sei durch Zürich gereist, und Rotteck solle in der Schweiz angekommen sein. Das ist

nun alles miſerable Spionerie und durch dieſe Zuſammenſtellung ſoll die deutſche Bundespolizei benachrichtigt werden, daß wir nach der Schweiz gekommen eine Verſchwörung anzuzetteln.

Wie es mit meinem Buche ſteht, habe ich Ihnen im vorigen Briefe geſchrieben. Zehn gegen eins iſt zu wetten, daß die Briefe nicht gedruckt werden. Es kömmt gewiß innerhalb drei Wochen (und ſo lange dauert es bis ich Antwort bekommen kann, da der Buchhändler verreist iſt) irgend ein Ereigniß, das dem Verleger den Muth nimmt das Werk zu drucken. Ich werde alſo auf jeden Fall den Monat Auguſt in Mariahalden bleiben und inzwiſchen die Briefe ganz in's Reine bringen. Alle Hausbewohner, ſelbſt die Gräfin, haben ſich erboten, mir zu copiren, wenn es mit den Briefen entſchieden ſein wird. — Ich habe aus meinen Briefen eine dritte Abendvorleſung gehalten. Die Leute ſind ganz entzückt darüber. Die Geſchichte mit Gagern und Griechenland gefiel beſonders. Ueberhaupt macht das Humoriſtiſche mehr Eindruck als das

Sentimentale. Ich habe der Gräfin verſprochen, meine Pariſer Briefe künftig an ſie zu richten. Porto, die Mühe des Antwortens und des Copirens werden Ihnen dadurch geſpart.

Die Schweizer ſind fürchterliche Menſchen. Unſere deutſchen Philiſter ſind Athenienſer dagegen. Die Liberalen ſind am langweiligſten. Den Ariſtokraten, die jezt unterdrückt ſind, gibt die Wuth noch etwas Poeſie. Dieſe Schläfrigkeit, dieſer Egoismus, dieſe Habſucht — es iſt erſchrecklich! Dieſe Verehrung für das Geld iſt mir noch nicht vorgekommen. Die ſo gewinnſüchtigen Pariſer ſind Catonen dagegen. Deutſchland gegen die Schweiz, iſt wie Frankreich gegen Deutſchland.

Unſer geliebter Großherzog, der bürgerfreundliche Leopold, hat die Preßfreiheit wieder aufgehoben, Cenſur wieder eingeführt; aber die Caution hat er beibehalten! O das Freiburger Vieh! Wenn ich nur die gehörige Gemüthsruhe dazu gewinne, werde ich in der Vorrede zu den Briefen noch von den Bundestag-Ordonnanzen ſprechen. Da will

ich ſchimpfen! Alles frühere ſoll Höflichkeit dagegen ſein.

Ich gab Ihnen in Baden den Auftrag, im neuen Converſationslexicon den Artikel Börne zu leſen. Ich habe den Artikel in Freiburg geleſen. Er iſt ſehr unbedeutend, obzwar nicht gegen mich. Mich hat nur geärgert, daß man mich zwei Jahre älter gemacht, als ich bin. Ich ſoll 1784 geboren ſein. Welche ſchändliche Verleumdung!

Nie war ich in ſolcher ungewiſſen Lage, was ich thun, wohin ich gehen ſoll und kann, als jezt. Sie ſehen, daß Geld zur Zufriedenheit viel beiträgt.

Von Conrad könnte ich Ihnen ſchöne Genieſtreiche erzählen. Neulich iſt der Wildfang hier im Wirthshauſe Nachts elf Uhr auf's Dach geklettert. Ich habe aber heute keine Zeit die Geſchichte umſtändlich zu erzählen. Ein Andermal. Erinnern Sie mich daran, wenn ich es vergeſſen ſollte. Auch habe ich entdeckt, daß er einen großen Theil ſeines Vermögens auf Kupferſtiche, Lithographien

verwendet. Er ist ein Kunstfreund, und wer weiß, ob er nicht heimlich malt. Es ist ein Genie. Kurz — wie der Herr, so der Diener. Adieu. Ihr armer Teufel.

Vierzehnter Brief.

Mariahalden, den 10. August 1832.

Ich bin ſehr neugierig, wie es mit uns noch werden wird, ob unſere Wünſche zur Ausführung kommen, und wir nächſten Winter zuſammen in Paris zubringen werden. Es würde mich ganz glücklich machen. Was Sie mir von Erſparungen in Paris bei gemeinſchaftlicher Haushaltung reden, iſt ſehr dumm. Von meinen Bequemlichkeiten kann ich nichts aufopfern. Lieber ginge ich gar nicht nach Paris. Ich könnte weder Conrad noch ein zweites Zimmer entbehren. Aber allerdings würde bei gemeinſchaftlicher Wohnung und beſonders bei gemeinſchaftlichem Eſſen viel geſpart werden. Doch

ohne die dazu erforderliche Summe wage ich mich nicht nach Paris. Dort Sorgen zu haben, oder sich einschränken zu müssen — Sie wissen wie drückend das ist. — Ueber mein Verhältniß im gräflichen Hause könnte ich freilich umständlicher schreiben, als ich bis jezt gethan; aber das bleibt doch besser mündlicher Mittheilung vorbehalten. — In Brüssel ist es wohlfeiler als in Paris und soll angenehm genug sein. Aber so nahe bei Paris würde ich jeden Tag in Versuchung kommen, dahin zu reisen. Also wenn ich Geld bekomme, soll es bei Paris bleiben, sonst geht es nicht. Von meinem Capitale zu borgen, finde ich bei meiner leichtsinnigen Natur sehr gefährlich. Jezt weiß ich nichts mehr zu schreiben. Das ist ein langweiliger, aber dafür auch ein kurzer Brief. So geistesschläfrig, wie jezt, war ich lange nicht gewesen. Ich beschäftige mich mit Corrigiren der Briefe. Conrad schreibt ab, sehr gut und nicht langsamer als die andern Copisten auch. „Warum haben Sie mir nicht gefolgt, und haben den Conrad schon

früher abſchreiben laſſen?“ Weil Sie mir nichts zu befehlen haben. Adieu. Schreiben Sie mir oft und viel; das iſt mein einziger Troſt heut zu Tage. „Heut zu Nacht“ ſchrieb Benzel-Sternau in ſeinem lezten Briefe ſeiner Frau. Er ſchreibt ihr oft und viel und über Alles, wie ich Ihnen. Auch gerade ſo eng wie ich. Was mittheilbar, wird vorgeleſen.

Fünfzehnter Brief.

Mariahalden, den 14. August 1832.

„Das war ein ſchöner Abend, geſtern Abend!“ Ich habe zwei Ihrer Briefe auf einmal bekommen, den vom 9ten und den vom 11ten. Sie ſehen alſo, daß Unordnungen auf der Poſt vorgehen. Indeſſen wiſſen wir das jezt ein für alle Mal und wir wollen uns nicht mehr ängſtigen. Was ſchadet der gute Vorſaz. Bei der nächſten Gelegenheit geht der Spektakel und die Angſt doch wieder von neuem los. In Ihren Briefen ſind Sie wieder die Alte: gut, dumm und ängſtlich. Wie konnte es Ihnen nur in den Sinn kommen, daß ich künftig die Pariſer Briefe an eine Andere ſchreiben ſoll? Kann ich

denn das, wenn ich auch wollte? Bin ich denn ein Schriftsteller wie die Andern, die nur gelesen und gelobt sein wollen? Kömmt mir nicht alles aus dem Herzen, und muß ich nicht jemand lieben, ihm meine Gedanken mittheilen zu können? Sie sollten roth darüber werden, daß Sie haben blaß werden können. Schon daß ich neulich nur aus den Briefen einiges hier vorgelesen, war mir eine wahre Pein und ich that es nur aus schuldiger Höflichkeit. Sie sind und bleiben ewig mein einziges und ganzes Publikum, und die Andern bekommen, was ich schreibe, nur vom Buchhändler zu lesen, nicht von mir. Aber daß Sie aus Conrads Dachklettern eine nagelneue Furcht gezogen, er möchte ein Nachtwandler sein, darüber mußte ich herzlich lachen. Ach Gott, ein Tagwandler ist er, so im Schlafe düstert er alle seine Wege fort. Die Geschichte war folgende. In Zürich wohnte ich im ersten Stock, der ein kleines Vordach nach der Straße hatte. Wie ich nun schlafen gehen wollte, sagte ich Conrad, er solle die Fensterladen zumachen. Nun

war aber der Laden von dem Ladenflügel des benachbarten Zimmers bedeckt und festgehalten. Das Nebenfenster lag so breit ab, daß Conrad mit dem Arme den Riegel nicht erreichen konnte. Erst sezte er sich rittlings auf's Fenster, den einen Fuß im Zimmer, den andern auf die Straße hinaushängend, und da er auch so das Nebenfenster nicht erreichen konnte, stieg er, tollkühn und leichtsinnig wie Sie ihn kennen, hinaus auf's Dach und schlich sich da fort, bis er den Riegel erreichte. Alles Schreien half mir nichts. Ich hielt in Todesangst ihn am Zipfel des Rockes fest. Es war nicht blos die Gefahr da, daß er hinabstürzte und den Hals brach, sondern auch die zweite Gefahr, daß die Wache gegenüber ihn wahrnehme und ihn für einen Dieb und Einbrecher halte, und die dritte, daß die Fremden, die im Nebenzimmer logirten, zum Fenster hinaus Diebe, Mörder schrien und um Hülfe riefen. Es lief aber alles glücklich ab. Und mit solchen Pagenstreichen ängstigt er mich alten Mann schon vier Jahre! Was thue ich?

Ueber Brüſſel habe ich Ihnen meine Meinung ſchon geſagt. Um das Wenige, was man dort wohlfeiler als in Paris lebt, lohnt es nicht der Mühe von lezterem Orte wegzubleiben. Uebrigens bin ich es nöthigenfalls zufrieden. Nach allem aber können Sie darüber beruhigt ſein, daß ich gerade nicht närriſch verzweifle, wenn ich nächſten Winter nicht in Paris ſein kann. Ich werde überall vergnügt ſein, wo Sie ſind, wenn es nur nicht in Frankfurt iſt. Uebrigens iſt zu bedenken, daß ich nach Erſcheinung der neuen Briefe nirgends in Deutſchland ſicher wäre. Wegen meiner vergangenen Miſſethaten würde ich wohl nichts zu fürchten haben. — Es lohnt ſich nicht der Mühe, Ihnen den Artikel des Schwarzwälders zu ſchicken. Wahrſcheinlich iſt er auch gar nicht gedruckt worden. Der Conrad hat jezt viel für die Briefe abzuſchreiben und ich mag ihn mit nichts Anderem die Zeit verderben laſſen. Es iſt merkwürdig, was der gut abſchreibt. Selbſt meine Fehler, die ich in der Uebereilung geſchrieben, corrigirt er. Es iſt ein Genie,

klettert auf das Dach und versteht Orthographie. —

Ueber Homöopathie habe ich einen Professor in Freiburg, der diese Art Heilung angenommen, oft und lang gesprochen. Ich bin sehr dafür eingenommen. Er versprach mich ganz zu heilen. Man muß aber wenigstens vier, sechs Wochen in der Nähe des Arztes bleiben, nachher kann man die Cur durch Correspondenz weiter leiten. Wie soll ich nun das ausführen? Es gibt noch an wenigen Orten Homöopathen. In Paris gar keine. Wären Sie dafür, daß ehe ich Deutschland verlasse, ich noch einige Zeit in Freiburg bliebe? Natürlich müßte ich fort, sobald meine Briefe erscheinen. Indessen wäre das erst im November der Fall. Es ist eine merkwürdige Sache mit der Homöopathie. Ich habe in Freiburg selbst einige Kranken gesprochen, die nach vieljährigen Leiden homöopathisch gründlich geheilt worden sind. Sogar Sinnesfehler, Taubheit und Blindheit, gegen welche die alte Medizin gar nichts thun kann, heilen sie. Die Homöopathen sagen: ihre Arznei-

mittel wären auch, abgesehen von der Quantität, von den üblichen in der Apotheke verschieden. Diese wirkten gemein chemisch; die homöopathischen Mittel würden aber so zubereitet, daß sie dynamisch durch eine gewisse geistige unbekannte Naturkraft wirkten. Alle homöopathischen Mittel werden nicht, wie in der Apotheke, gekocht und gemischt, sondern sie werden zerrieben, und zwar sehr lange, sechs Stunden lang, und dadurch käme die Wunderkraft heraus. Ein Homöopathe erbietet sich, jeden gesunden Menschen mit dem millionsten Theil eines Grans des einfachsten Mittels, z. B. Kochsalz, auf homöopathische Art zubereitet, krank zu machen.

Wie herrlich wäre, wenn Sie nach Zürich kämen, und wäre es auch einige Wochen da zu wohnen, und von Ort zu Ort zu wandern. Es ist gar zu schön. Man kann drei Tage lang zubringen, zu Fuß um den See zu gehen. Der schönste Fußpfad, wie in einem Garten, führt hart am Wasser. Wird er zuweilen unterbrochen, dann geht der Weg über mäßige Höhen, wo man eine noch

schönere Aussicht hat. Alle halbe Stunde ein Flecken, wo man übernachten kann. Ist man müde, sezt man sich zu Schiff. Und da hätte ich nun meine Freude daran, wenn wir noch einige Wochen, bis nach der Weinlese, am See wohnten, und alle paar Tage unseren Aufenthalt wechselten. Die kleinen Cantone könnte man auch dabei sehen.

In allen Schweizer aristokratischen Blättern steht: „Der berüchtigte Börne hält sich jezt auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau auf, wahrscheinlich um mit ihm zu fraterniſiren." — Wenn ich einmal in Deutschland flüchtig werden müßte, rechnete ich sehr darauf, mich bei der Frau Pfarrer zu verstecken unter einem falschen Namen. Wie einmal Abends in dunkler Nacht sich jemand unter dem Namen Walther meldet, dann soll sie wissen, daß ich es bin, und ja vor den Dienstboten meinen Namen nicht aussprechen. Sagen Sie ihr das gelegentlich. — Nun Adieu. Und wenn Sie mir nicht oft schreiben, mache ich Sie blaß. Gestern hat der Graf Benzel-Sternau viel an seine Frau

von mir geschrieben. Wenn die Fortsezung meiner Propheten-Briefe erschienen ꝛc. Ich werde ihm schreiben, es ist nöthig und schicklich.

Hier heißt es allgemein, Rotteck mit seiner ganzen Familie habe sich nach der Schweiz geflüchtet. In Heidelberg können Sie ja die Wahrheit erfahren.

„mächtiger als wir, uns nimmer bedürfen, „und wenn sie sich selbst verlassen — ver„lassen zu sein verdienen." — Sie sehen daraus, daß ich, wenn ich die Freiheit der Presse mißbrauche, auch in der Schweiz nicht sicher wäre.

Ein Tagebuch zu führen hatte ich bis jezt nicht die mindeste Zeit, weil mich die Briefe den ganzen Tag beschäftigen. Uebrigens hätte es mir bis jezt an Stoff gefehlt. Mein hiesiges Leben ist sehr einfach. Nicht einmal Zeitungen habe ich täglich. Später, wenn ich die Briefe fertig habe, und den Ort wechsle, will ich, was ich selbst räthlich finde, ein Tagebuch führen. Der Inhalt wäre immer zu jeder beliebigen Form der Bearbeitung zu benuzen. — In London erscheinen jezt schon zwei deutsche Zeitungen. — Gestern schrieb Graf Benzel-Sternau, in Frankfurt herrsche jezt ein sehr guter Geist, und er ließe mich das wissen, weil er denke, daß mir das Freude machen würde. Ist das wahr? Ich glaube, daß ich mir dann schmeicheln dürfte, durch

meine Schriften ſeit fünfzehn Jahren viel dazu beigetragen zu haben. Es dauert lange, bis der Same, den man in ein Volk geworfen, keimt; aber er geht auf, früher oder ſpäter. Frankfurt iſt beſtimmt, einſt die Hauptſtadt von Deutſchland, der Siz der deutſchen Nationalverſammlung zu werden. Es muß ſeiner großen Beſtimmung ſich würdig zeigen.

Siebenzehnter Brief.

Zürich. Mittwoch, den 22. Auguſt 1832.

Ich ſchreibe Ihnen heute aus der Stadt, wohin ich wegen Geſchäften gehen mußte. Daher, und weil die Poſt bald weggeht, werde ich nicht viel ſchreiben können. Ihr geſtriger Brief hat mir große Freude gemacht. Die Unruhe zur Zeit der Briefankunft kenne ich. Ich muß mich auch auf's Sopha legen vor Ungeduld. Das that ich in Paris immer und ſo nämliches hier. Dort kamen die Briefe um ein halb zwölf an. Punkt elf begann mein Fieber. Oft ging ich dann in's Kaffehaus, um die Zeit mit Zeitungenleſen zu vertreiben. In Mariahalden, wo die Briefe Abends neun an-

kommen, lege ich mich auf's Bett. O die Liebe, was die einen närrisch macht! Unheilbare Krankheit! Nicht einmal die Ehe hilft immer. — Nach Freiburg zu reisen, gestehe ich Ihnen, wäre ich ängstlich. Im geraden Wege glaube ich zwar nicht, daß meine alten Brief-Sünden mir würden angerechnet werden; aber die Angeberei und Spionerie ist jezt überall zu arg, und das geringste, was mir begegnen könnte, wäre, daß ich ausgewiesen und auf diese Weise nach Frankfurt getrieben würde. Mit der Homöopathie muß ich es also jezt sein lassen. Vielleicht treffe ich in der Schweiz irgendwo einen homöopathischen Arzt. Ob diese Heilungsart mir nüzen würde (schaden kann sie auf keinen Fall), bin ich nicht gewiß. Der Arzt in Freiburg sagt selbst: wenn ein Kranker schon früher viel Medizin genommen, so wäre dies ein großes Hinderniß. Dieses ist aber bei mir der Fall. Und nach allem, was gewonne ich viel, von meinen Hämorrhoidalbeschwerden befreit zu werden, wenn ich von meinem dreitägigen Brieffieber nicht geheilt werden

kann? — Den Herbſt am Züricher-See die Weinleſe von Ort zu Ort durchzufeiern, iſt eine herrliche Idee.

Mit dem Luzerner Buchhändler bin ich jezt im Reinen. Er hat mir meine Forderung bewilligt. Ich habe heute einen Wechſel auf Winterthur erhalten (vier Stunden von hier). Ich werde die Promenade hin machen, das Geld einzukaſſiren. Das alle muß ein Geheimniß bleiben. Jezt hätte ich alſo dieſe Sorge vom Hals. Es iſt aber merkwürdig, wie ich mich immer wieder erhole. Es geht mir gerade wie England. Von England ſagten geſcheute Leute ſchon fünfzig Jahre lang, es müſſe bankerott machen; und es iſt immer noch im Flor!

Mariahalden, den 25. Auguſt.

Mein Manuſcript iſt alſo geſtern abgegangen. Ich glaube, wenn ich mehr gefordert, hätte ich mehr bekommen. Der Mann war gar zu ſchnell und bereitwillig mit der Bewilligung und Baarbezahlung bei der Hand. Es iſt nur merkwürdig, daß

ich für das angenehme Geschäft, Ihnen Briefe zu schreiben, für das ich gern noch bezahlen würde, bezahlt werde. Von den Briefen, die ich Ihnen voriges Jahr geschrieben, sind nur 31 zum Drucke benuzt worden. Im Durchschnitte hat mich diese Arbeit durch fünf Monate täglich nur eine Stunde Zeit gekostet. Den Carové, den Görres und den Narren in der Abendzeitung, der gesagt: ich stünde auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht — möchte ich noch durchhecheln.

Achtzehnter Brief.

Mariahalden, den 30. August 1832.

Ihren Brief vom vorigen Samstag habe ich erst heute, also am sechsten Tage erhalten! Da wäre ja besser, ich wäre in Paris, wo ich Ihre Briefe schon am fünften Tage bekomme. Es ist recht traurig! Was Ihre projektirte Schweizerreise betrifft — so war ich noch nie in einem solchen Zwiespalt mit mir selbst, was ich Ihnen rathen soll, als in dieser Sache. Es ist ein Kampf zwischen meiner Neigung und meiner Pflicht, ein Krieg den ich zu führen gar nicht gewohnt bin. Sie haben immer mit einer Schweizerreise leidenschaftlich geschwärmt, und mich würde es unaussprechlich glücklich machen, Sie bald wieder zu sehen. Ihnen davon abrathen — da mein Rath entscheiden soll — das heißt geradezu, Ihnen ein so heftiges,

aber dabei edles Vergnügen zu versagen. Was soll ich thun? Dagegen ist ....., daß kommen kann, daß Sie gerade schlechtes Wetter haben, also die Reise vergebens machen..... dann, traue ich aber wieder meinem eignen Urtheile nicht ..... kurz ich weiß zwar was ich wünsche, doch nicht was für uns alle gut ist. Entscheiden Sie selbst. Uebrigens brauchen Sie vor Zank und Schlägen nicht bang zu sein, wenn Sie ohne meine Einwilligung hierherkommen.

Was den Druck meiner Briefe betrifft, so kann ich Ihnen durchaus nichts Näheres mittheilen. Nur so viel will ich Ihnen gestehen, daß ich Sie belogen habe. Die Briefe werden nicht in der Schweiz gedruckt, sondern weit, weit von hier. Wo? Das können Sie am leichtesten verschweigen, wenn Sie es selbst nicht wissen. Sie wissen dann nicht weniger als ich, denn ich weiß es auch nicht. Ich kenne nur den Buchhändler. Er heißt*) ..... und wohnt

*) Die Punkte an diesen Stellen befinden sich im Originalbriefe. A. d. H.

in ... Aber nicht geplaudert. Alſo auf keinen Fall kann ich mich am Druckorte aufhalten. Mit dem Drucke wird es langſam gehen, weil nur ein Band nach dem andern gedruckt wird. Das vorige Mal wurden beide Bände zugleich gedruckt. Die Druckerei hat aber nur eine Preſſe. Indeſſen verſteht ſich, daß beide Bände zugleich erſcheinen; aber es wird lange dauern. Es iſt nichts wegzulaſſen, auch nicht einmal das von Robert. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefunden, daß es gar nicht meine Pflicht iſt, die Wahrheit der Convenienz aufzuopfern. Dazu gekommen iſt manches, gewöhnlich nur hier und da eine Stelle; aber über Göthe ein ganzer gedruckter Bogen. Ich hoffe, es wird genug ſein. Doch auf jeden Fall arbeite ich noch vorſorglich einen großen Aufſaz aus; der mich wohl vier Wochen beſchäftigen kann. Darin werden Carové, Görres und der Tiger-Rezenſent in der Abendzeitung ausgelacht. Ich habe ſchon einen gedruckten Bogen fertig und habe meinen Spaß daran. Es iſt eine ganz neue Art, wie ich noch nie gearbeitet;

es ist nämlich das erste Mal, daß ich eigentlich auf Satire hinziele, die in frühern meiner Schriften nur gelegentlich vorkam. Der Aufsaz heißt: Antikritische Belustigungen am Züricher-See, und ist in Capitel getheilt. Die fertigen Capitel heißen: 1) Die Tiger-Brücke. 2) Die Sokrates-Hütte. 3) Der 12te Bogen. 4) Eratophilos.*) Da ich aber gar nicht die Courage habe, etwas drucken zu lassen, ohne daß Sie es gesehen, werde ich, sollten wir unterdessen nicht zusammenkommen, Ihnen den Aufsaz zuschicken, ehe ich ihn in die Druckerei gebe. Ich habe noch vier Wochen Zeit.

Vor einigen Tagen sprach ich den *** aus... auf seiner Reise durch Zürich. Ich sagte ihm: ich würde vielleicht nach Heidelberg reisen (ich dachte wirklich daran), ob ich dort nichts zu befürchten hätte? Er antwortete mir: er würde mir nicht dazu rathen. Die dortige Bürgerschaft und Professo-

*) Der hier erwähnte Aufsaz folgt am Schlusse des dreißigsten Briefes. A. d. H.

ren ſuchten aus Eigennuz der Univerſität einen Ruf von Loyalität zu verſchaffen, damit keine Regierung ihren Unterthanen deren Beſuch unterſagte. Sie machten darum, ohne gerade im Herzen unliberal zu ſein, großes Geräuſch von ihrem Monarchismus, und würden, wenn ich als bekannter Demagog hinkäme, gewiß Lärm machen, damit ich hinausgewieſen werde.

Freitag, den 31. Auguſt. Ich ſeze hier in Zürich, wohin ich wegen Einkaſſirung eines Wechſels gehen mußte, heute meinen Brief fort. — Ein merkwürdiges Beiſpiel von der Zerſtreutheit eines deutſchen Gelehrten! Den Profeſſor Schloſſer kenne ich ſchon ſeit zehn Jahren. Als wir uns im Jahre 1824 ſechs Monate in Heidelberg aufhielten, beſuchte ich ihn ſehr oft. Voriges Jahr ſprach ich ihn viel in Baden. Da ich ihn nun vor einigen Tagen hier in Zürich traf, war er ſehr erfreut, und wir ſprachen ſehr lebhaft und freundſchaftlich mit einander. Als er mir erzählte, er käme von Baden, ſagte ich ihm, ich wäre auch einige Monate

da gewesen. Schlosser. Haben Sie nicht den Börne da gesehen? Ich. Welcher Börne? Schlosser. Den Schriftsteller Börne! Ich mußte laut auflachen. Seit zehn Jahren kennt er mich und weiß nicht, daß ich Börne bin! Ich fragte ihn: ob er denn voriges Jahr in Baden auch nicht gewußt, wer ich sei? Er sagte nein. Und das ist einer der ersten deutschen Historiker! — Ich werde wahrscheinlich nächste Woche nach Winterthur reisen und einige Zeit dort bleiben. Man lobt mir den Ort als einen der angenehmsten der Schweiz, wo eine sonst im ganzen Lande ungewöhnliche Gastfreundlichkeit Statt finde. Ich werde Sie davon benachrichtigen, für den Fall Sie mir etwa dahin schreiben sollen. Es ist nur vier Stunden von Zürich. Ich muß mich unter irgend einem Vorwande von Mariahalden wegschleichen, sonst läßt man mich nicht fort. Seit acht Tagen wohnt auch ein Bruder der Gräfin, aus Wien, ehemals Offizier, mit zwei Töchtern da.

Neunzehnter Brief.

Zürich, den 1. September 18[illegible].

.... Daß Sie nicht nach der Schweiz kommen können, thut mir leid, das können Sie ſich denken, thöricht grämen thue ich mich nicht darüber. Das Unabänderliche ertrage ich leicht. Wenn Sie nach Paris kommen, entſchädigt mich das für alles. Ueberhaupt habe ich Sie nur für den Winter nöthig, Sie ſind mein Kamin. Die Cholera wird mich nicht abhalten, nach Paris zu gehen. Daß ich ängſtlich bin, liegt in meinen Nerven, deren ich nicht Herr bin, aber ein ordentlicher Mann muß ſich zu beherrſchen wiſſen. Der Aufenthalt in Genf ſtatt Paris iſt gar nicht zu rathen. Es iſt ſo theuer

als in Paris und wie mir alle Reisenden sagen, im Winter zum Sterben langweilig. Es sind dort, wie in der ganzen Schweiz, unnahbare Philister — wahre Stachelschweine. — Da Sie jezt nicht nach der Schweiz kommen, so ändert das meinen Plan. Ich wollte in Zürich, oder doch in der Nähe bleiben, weil ich dachte, Sie kämen da mit mir zusammen. Da das nicht ist, so habe ich kein Interesse mehr an meinem bisherigen Aufenthalt. Eine Reise in die kleinen Cantone zu machen, wäre mir jezt nicht möglich. Denn je besser es mir da gefiele, je mehr Verdruß hätte ich, daß Sie nicht dabei sind. Ich werde also wahrscheinlich nach Aarau gehen, wo ich Bekannte habe, dort den Rest meiner Briefe fertig machen, und dann über Basel nach Paris reisen. Wahrscheinlich werde ich gegen den 7ten oder 8ten September Mariahalden verlassen. Ich werde Ihnen zu gehöriger Zeit Nachricht davon geben.

Montag, den 3. September. So eben erhalte ich Ihren Brief vom 1ten, also schon am dritten

Tage, und neulich erſt am ſechsten. Wie ſchmerzt es mich, daß Sie wieder ſo ängſtlich wegen Ausbleibens meines Briefes waren — es ſchmerzt mich, weil ich Schuld daran bin. Denn was hatte ich nöthig auf Ihren Brief zu warten, hätte ich Ihnen nicht früher ſchreiben können? Es ſoll aber nicht mehr geſchehen. Aber reden Sie ſich doch nicht immer gleich von Krankheit ein. Wenn ich krank bin, ſchreibe ich Ihnen oder laſſe Ihnen ſchreiben. Ich bin ſehr wohl und weit geſunder als ich dieſen Sommer in Baden war. Es iſt ſonderbar, daß ich ſehr oft wohler entfernt von Ihnen als in Ihrer Nähe bin. Das kömmt daher: ich kann keinen Wein vertragen. — Adieu.

B. der Tiger!

Zwanzigster Brief.

Mariahalden, den 5. September 1832.

— Ich gebe Ihnen das feste Versprechen, daß ich mich mit Paris nicht eilen werde. Ich werde nicht eher reisen, als bis Sie über die Cholera beruhigt sind. — Der Pfeilschifter in Frankfurt ist ja wieder einmal gestorben! Das wär eine der festen Säulen des Throns und des Altars. —

Ich wäre freilich gern Ende Septembers in Paris, um dort zu sein, wenn Anfangs Oktober die Kammern eröffnet werden. Das gibt diesmal ein heftiger und entscheidender Kampf. Ich hoffe, die liberale Parthei wird siegen..

... Verlassen Sie sich darauf, daß ich ganz heiter

bin. Ueberhaupt bin ich viel zu egoistisch, um lange mißvergnügt zu sein. Nur Langeweile kann ich nicht vertragen. Die habe ich aber nie, wo ich mein eigener Herr bin, und meine Umgebungen mir nach Belieben wählen kann. — X. dumm? Das ist nicht möglich. Ein Mensch der fest entschlossen ist zu heirathen, ist nie dumm. Denn wäre er vorher noch so dumm gewesen, hätte sich seine Dummheit erschöpft. Ich bin jezt ganz verflucht satirisch! — Ich sah eben zum Fenster hinaus. Es ist herrlich warmes Wetter. O sähen Sie nur den See, wie er jezt im Mondschein glänzt! Aber was ist's ohne Sie? —

In Hanau hatte sich eine Volksgesellschaft gebildet, die Graf Benzel-Sternau präsidirte. Die Polizei verbot sie. Man hätte nicht nöthig gehabt zu gehorchen, da nach der hessischen Constitution Volksversammlungen erlaubt sind. Aber der Graf rieth zum — Auseinandergehen, doch sollen sie protestiren! Und so geschah. Wer hat Recht? Sie müssen jezt meine (gedruckten) Briefe lesen, und wie

ich alles vorhergesagt, wörtlich. Man sollte glauben, ich hätte sie jezt erst geschrieben. Ich mache jezt eben die Entdeckung, daß Sie von ganz Deutschland angebetet werden — als Göttin der Furcht. Könnte ich mir nur das Satirisiren abgewöhnen!

Einundzwanzigſter Brief.

Zürich. Samſtag, den 8. September 1832.

Ich bin heute Mittag von Mariahalden weggezogen, und werde morgen früh nach Aarau reiſen. Die Gräfin mit ihrem ganzen Hauſe kommen morgen früh hierher, und werden mich bis Baden begleiten, wo wir zu Mittag eſſen. Baden, ein ſehr beſuchter Badeort, liegt auf dem Wege nach Aarau, vier Stunden von hier. Ich dachte heute noch einen Brief von Ihnen zu erhalten; es war aber keiner da. Sollte morgen oder ſpäter einer ankommen, wird er mir nachgeſchickt werden. — Ich muß heute ſehr kurz ſein. Die Gräfin hat mir ihren vierzehnjährigen Sohn mitgegeben, weil ich ſie darum gebeten, da ich ihn gern habe. Er kehrt morgen mit der Mutter zurück. Da er nun lebhaft iſt, ſtört er mich im Schreiben, und ich will

ihn auch, weil er meiner Aufsicht anvertraut, so viel als möglich amüsiren. Er spielt Schach, und nach Endigung dieses Briefes machen wir eine Parthie. Im Wagen habe ich ihm „Schmerzt dich dein Fingerlein" und noch andere schöne Lieder vorgesungen. Wenn der das seiner Mutter erzählt, wird sie sich sehr wundern. Ich sah dort bei ihr gar nicht nachtigallenmäßig aus. — Ich habe wieder mein gewöhnliches Reisewetter, nämlich schönes. Noch eine Viertelstunde, ehe ich in den Wagen stieg, regnete es. Mir leuchtet die Sonne von Austerliz. — Herr Werner sagte mir gestern, die Gräfin habe ihm gesagt: sie möchte die Dame sein, an welche meine Briefe gerichtet sind. Sie sehen, daß es überall närrische und kurzsichtige Menschen gibt. Ich bemerkte ihm: Correspondiren ist mir verhaßt. Ich kann nur einem Briefe schreiben, dem ich mein ganzes Herz mittheilen darf; außer der W. schreibe ich nie jemanden. Adieu. Mein adoptirter Sohn lärmt schrecklich.

Zweiundzwanzigster Brief.

Aarau. Dienstag, den 11. September 1832.

Ich bin, wie vorher angekündigt, Sonntag Abend hier angekommen. Ich wohne im Wilden Mann und bin selbst ein wilder Mann, weil bis heute noch kein Brief von Ihnen da ist, weder der, den Sie unmittelbar hierher geschrieben, noch der lezte, den Sie noch nach Zürich geschickt haben werden. Ich war so glücklich, gleich bei ordentlichen Leuten ein Privatlogis zu finden, das sehr schön ist, und das ich billig Wochenweise gemiethet. Dahin adressiren Sie meine Briefe, nämlich an: Ernst, Bierbrauer. Neue Vorstadt. In Aarau. — Sonntag früh kam die Gräfin mit

ihrem ganzen Hauſe nach Zürich und wir fuhren zuſammen nach Baden, wo wir zu Mittag aßen. Ich nehme ſo ungern Abſchied, daß ich vor dem Deſſert aufſtand und fortfuhr.

Hier noch einige Erinnerungen aus Mariahalden.

Die Gräfin iſt vielleicht in der Nähe der fünfzig Jahre. Genau läßt ſich ihr Alter nicht beſtimmen, ſie kann jünger ſein als ſie ausſieht. Sie gehört zu den feinen zartgebauten Weibern, die leicht altern. Sie hat noch die wunderſchönen blonden Haare ihrer Jugend. Nach einem Miniaturgemälde, das ſie mir gezeigt, war ſie einſt ſchön und graziös.

Der junge Graf, ein Knabe von Verſtand, Geiſt und Gemüth. Nervenzart, erſt vierzehn Jahre alt.

Der Graf, ob dieſer zwar abweſend iſt, muß ich doch von ihm ſprechen; denn als Herr des Hauſes, als Anordner aller dortigen Verhältniſſe, endlich durch ſeine häufige Correſpondenz mit der Gräfin,

hat er täglichen Einfluß auf Mariahalden und die gesellige Lage. Er ist ein geistreicher Mann, der viel geschrieben. Früher waren seine Romane (gewöhnlich Hof-, Welt- und Staatsleben schildernd), sehr geachtet. Er Jean-Paulisirt, ich glaube nicht aus Nachäfferei; es ist seine Art. Er schreibt ungeheuer viel, vom frühen Morgen bis Abend. Briefe schreiben und empfangen ist seine Leidenschaft. Er schreibt wöchentlich seiner Frau zwei große Briefe, ganz von meiner eignen kleinen Handschrift, ganz wie meine Pariser Briefe an Sie, politischen, zuweilen literarischen Inhalts. Die Gräfin las uns oft daraus vor. Manchmal Geistreiches und Wiziges. Von mir und über mich schreibt er fast in jedem Briefe, in den allerfreundlichsten, allerschmeichelhaftesten Ausdrücken, erkundigt sich, was ich von dem und jenem politischen Vorfall hielt, was ich meine, hoffe, fürchte. Ihm zu schreiben, war meine große Pflicht. Die Gräfin sprach einige Male davon.. Aber ich konnte mich in eine Correspondenz nicht einlassen, die mir alle Zeit geraubt hätte. Erst am Tage

meiner Abreise ließ ich einen Brief an den Grafen zurück. *)

Der Bruder der Gräfin, Baron von Seckendorf, kam erst vor wenigen Wochen aus Wien, wo er wohnt, und früher Offizier war. Etwa einige fünfzig Jahre alt. Stock-Oesterreicher. Sehr artig mit mir, und ganz gewiß hat ihn die Gräfin instruirt, meine demagogischen Grundsäze und meinen Oesterreichischen Haß mit Geduld und Nachsicht zu ertragen. Wir disputirten oft, doch mit Freundlichkeit, und da ich an ihm, wie an den meisten Wienern, nicht blos geheuchelte, sondern aufrichtige Liebe für ihre Regierung beobachtete, und ich jeden Glauben achte, war ich aus Gutmüthigkeit oft so nachsichtig gegen ihn, als er aus Artigkeit es gegen mich war. Seine beiden Töchter, gemüthlich wie alle Wienerinnen.

Adieu, für heute genug. Wenn nicht bald ein

*) Unter dem handschriftlichen Nachlasse fand sich dieses Schreiben. S. Ende dieses Briefes. A. d. H.

Brief kömmt, fange ich wieder mein altes Katzengeheul an.

Mariahalden, den 8. September 1832.

Hochzuverehrender Herr Graf!

So oft einer Ihrer Briefe in Mariahalden ankam, aus welchem uns die Frau Gräfin zu unserer großen Freude so viel Schönes und Gutes vertraute, standen Ihr Geist und Ihr Herz so lebhaft vor uns, daß ich leicht darüber vergaß, daß Sie abwesend waren. Daraus erkläre ich mir, warum ich Ihre gütige Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, noch nicht benutzt, und meiner eigenen Neigung nicht schon früher nachgegeben habe. Heute aber, da ich Ihr Haus verlasse, fühle ich es lebhaft, daß ich mich auch von Ihnen trenne, und ich will nicht Abschied nehmen, ohne auch Ihnen für die ganz unschätzbare Freundlichkeit zu danken, mit der ich in Ihrer Fa-

milie aufgenommen worden. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie lange ich hier zugebracht und ich mußte dieſe ganze Zeit, ſo oft es mir zu wiſſen nöthig war, erſt den Kalender nach dem Wochentage fragen. Ich habe bei Ihnen die ſchönſte und ſeltenſte Freiſtätte gefunden, die für meine verbannte Geſinnung, und indem ich dafür danke, danke ich für Alle die mit, die ſchon früher dieſe Wohlthat genoſſen, und die ſie nach mir noch genießen werden.

Wie gern möchte ich über Angelegenheiten dieſer Zeit, die Sie und mich, wie alle beſſern Menſchen bewegen, mich mit Ihnen beſprechen; um von Ihrer politiſchen Weisheit und Ihrer Erfahrung zu lernen; aber ich muß mir dieſes Glück verſagen. Ich habe es mir ſeit vielen Jahren zur feſten Regel gemacht, nie ein Wort über öffentliche Angelegenheiten an einzelne Perſonen vertraulich zu richten, ſondern nur immer öffentlich mit der Menge zu reden. Durch Standhaftigkeit iſt mir dieſe Entſagung leicht geworden und heute zum Erſtenmale ſeit langer Zeit kämpfe ich wieder für meine Grundſäze. Ich weiß,

daß Briefe geöffnet werden; ich weiß, daß Männer wie Sie, die durch ihren Rang, ihre Verbindungen, durch ihren Geist und besonders durch ihre hochherzige Theilnahme an der guten Sache sich bemerklich gemacht, umstellt und umlauert werden, um zu erfahren, was ihnen Gleichgesinnte im Vertrauen mitgetheilt. Nun ist mir der Gedanke, daß auch nur ein einziges meiner Worte, nur eine einzige Thatsache, ein einzelnes Urtheil, das möge alle sehr unbedeutend sein, auch mir selbst bedeutungslos erscheinen, doch in der Encyclopädie Jener, die alles wissen, einen gewissen Sinn, eine gewisse Bedeutung erlangen; in dem Neze jener, die alle Fäden in der Hand haben, auch nur eine einzige Masche hinzustricken könnte — daß ich hierdurch einer Sache, die ich verderben möchte, nüzlich wäre; daß ich so, indem ich glaubte der Freiheit zu dienen, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, wie mir zum Spotte, ein Fürstendiener würde — dieser Gedanke ist mir so unerträglich, empört so meine rechtliche Gesinnung, meinen Ehrgeiz und, ich gestehe es, selbst

meine Eitelkeit — daß mir kein Opfer zu ſchwer fällt, mich von dieſer Furcht zu befreien. Errathen Sie, wie groß dieſes Opfer iſt, da ich mir im Stillen ſchmeichle, daß, dürfte ich mich Ihnen ganz zu erkennen geben, Sie mir einige Achtung nicht verſagen würden.

Doch um das Eine, was ich ſchon verdient zu haben glaube, wage ich Sie zu bitten, Herr Graf — mich unter der großen Menge derer, die Sie lieben und hochachten, nicht zu überſehen, und die Ausdrücke meiner grenzenloſen Verehrung mit Güte aufzunehmen.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 14. September 1832.

..... O die Männer, die Männer! Treuloſes, betrügeriſches, heuchleriſches Geſchlecht! Während ich Ihnen dieſe Liebeserklärung mache, ſchmachte ich für eine Andere. Wenn der elende Conrad nicht wäre, wären Sie jezt verrathen. Was fange ich mit dieſem jämmerlichen Dummkopfe an? Könnte ich ihn nur auf acht Tage in die Dienſte eines Don Juan bringen, daß er zu Brei geprügelt würde! Aber im Ernſte — haben Sie je in den ſieben Jahren meiner Dienſtbarkeit für Sie (doch war ich dabei glücklicher als Jakob; denn ich bekam nicht allein, wie er, die Lea nicht, ſondern die

Rachel auch nicht) — haben Sie je bemerkt, daß ich vor Wuth mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen auf den Boden gestampft? Nun, das habe ich gestern Abend gethan, um eines Mädchens Willen, oder eigentlich wegen des verdammten Conrads. Ich glaube daß ich Ihnen schon früher geklagt, schriftlich oder mündlich, wie der dumme Conrad mich nie im Zimmer mit einem Mädchen allein läßt. In Paris, so oft dieses vorfiel, kam er jedesmal mit herein, wenn er auch gar nichts im Zimmer zu thun hatte, und ging nicht eher wieder hinaus, bis das Mädchen fortging. Nun ist hier im Hause eine wunderschöne Kellnerin; nicht schön in gewöhnlicher bürgerlicher Art, sondern reizend wie eine polnische Gräfin. Und dabei die malerische Schweizertracht. Das arme Mädchen hatte mich kaum gesehen, als sie Neigung für mich gewann; das merkte ich gleich. Weil sie nun schüchtern war, wie alle schweizerischen Kellnerinnen, wollte ich ihr Gelegenheit geben mit mir allein zu sein, daß sie mir ungestört ihre Liebe erkläre. Ge-

ſtern Abend acht Uhr ſagte ich alſo dem Conrad: gehen Sie hinunter und ſchicken Sie mir die Kellnerin herauf. Der Eſel fragt mich, was ich mit ihr machen wolle? Ich ſagte, das Bett wäre mir nicht hoch genug. Er: das kann ich ſelbſt machen. Jezt thürmt er mir die Kopfkiſſen ſo hoch, daß ich im Bette nur hätte ſizend ſchlafen können. Ich aber, der mir meinen Vorwand nicht wollte nehmen laſſen, ſagte mit verbiſſener Wuth, die Kellnerin ſolle mir noch ein Kopfkiſſen bringen, und er ſolle unten eſſen, und nach dem Eſſen gleich wieder heraufkommen — das hieß: nicht früher. Conrad geht hinunter, die Kellnerin kömmt herauf und Conrad hinter ihr. Er ſtellt ſich zwiſchen uns beide vor dem Bette, und weil ihm die zwei Lichter im Zimmer noch nicht hell genug machen, brachte er von unten noch ein drittes Licht mit. Er ging nicht eher aus dem Zimmer bis das Mädchen mit ging. Es iſt mir wirklich unerklärlich, wie ein Menſch ſo dumm ſein kann, und ich möchte glauben, es iſt von ihm gar nicht Dummheit, ſondern daß er von

irgend einer Dame die mich liebt beſtochen iſt, auf mich Acht zu geben, und mir im Wege zu ſtehen. Wer mag dieſe wohl ſein? Unter allen meinen Anbeterinnen iſt nur eine die reich iſt: Aurelia, und ganz gewiß iſt ſie es die dem Conrad Geld gibt. Aber die unglückliche Kellnerin härmt ſich ab aus Liebe, ſo daß ich den Jammer gar nicht länger mit anſehen kann, und um mich zu zerſtreuen, wahrſcheinlich auf einige Tage in die benachbarten Bäder, nach Baden und Schinznach reiſen werde.

Ich möchte gern das Geld, das *** für mich hat, hier beziehen, damit ich nicht in die Nothwendigkeit komme, von meinem vorräthigen Golde ausgeben zu müſſen, wobei man in der Schweiz ſehr viel verliert. (Am Napoleon 14 Kreuzer.) Bitten Sie alſo *** mir eine Anweiſung hierher zu ſchicken. — Als der König von Württemberg von ſeinem Bibliothekar (Münch) gefragt wurde: Nun, wie gefallen Ihnen die Briefe aus Paris? antwortete er: Das iſt eine geſcheite Beſtie! Das

TAYLOR INST. OXFORD

erzählte mir jemand hier, dem es Münch selbst erzählte. —

Ich habe hier einige nicht uninteressante Bekannte, aber Aarau ist ein fürchterlich langweiliger Ort, noch ärger als Zürich. In den Wirthshäusern wird schon um 12, bei den Bürgern um 11 Uhr zu Mittag gegessen. Und gewöhnlich ißt man allein. Fremde kommen selten hierher, auch ist die Jahrszeit zum reisen schon zu weit vorgerückt. Abonnenten wie bei uns, essen nicht im Wirthshaus. Ledige Leute, Commis, Studenten, hier wie in Zürich, geben sich in Kost und Logis. Auch thut man Cichorie in den Kaffe. Ich bin das Leben müde, ich will heirathen. Der Dr. *** hier, den ich gut kenne, hat zwei wunderschöne Töchter, aber ich kann es nicht dahin bringen, daß sie mir gefallen.

Meine Hoffnung diesen Winter in Paris mit Ihnen zu sein ist sehr schwach.. Ich möchte bei Eröffnung der Kammer in Paris sein. Wer weiß ob Louis Philipp nicht bald springt. Es geschehen

ſeit einiger Zeit die gräulichſten Räubereien und Mordthaten in Paris. Nach meiner Ueberzeugung duldet, veranſtaltet das vielleicht die Polizei, ein Schreckensſyſtem einzuführen. Das geht der Despotie, dieſe einer Revolution vorher. So war es auch vor den Ordonnanzen unter Charles X. (die Brandſtiftungen in der Bretagne.) Ich hoffe, daß die Mordthaten in Paris Sie reizen werden bald hinzugehen. O ich Dummkopf! —

Profeſſor Gans und Mauguin reiſen jezt in der Schweiz umher, wenn ſie mich nur irgendwo treffen. Die Landſtraßen der ganzen Schweiz ſind mit Agenten beſezt, mit Royaliſtiſchen und Demagogiſchen. Mich hält man auch für einen. Nein, ſolche Philiſter als die Schweizer gibt es nicht mehr. Die Leidenſchaft zwiſchen Ariſtokraten und Demokraten iſt unmenſchlich. Man kann durchaus mit beiden Partheien nicht zugleich umgehen, wie ich es möchte. Man wird dann von beiden Seiten weggeſtoßen. Meine Pariſer Briefe ſind in der Schweiz überall bekannt. Man rühmt meinen Pro-

phetengeiſt. Was ſagen Sie dazu, daß die Univerſität in Freiburg aufgehoben? Es waren dort blutige Schlägereien zwiſchen Studenten und Militär. Es ſind viele verwundet worden, mehrere tödlich. An den dortigen Liberalen habe ich große Schadenfreude. Ich habe ihnen alles vorhergeſagt. Das Vieh blöckte mich aus. Uebrigens geht es gut; ich hätte nicht gehofft, daß es die Regierungen ſo auf's Aeußerſte treiben. Ich fürchtete Mäßigung uns einzuſchläfern. So wörtlich habe ich in meinen neuen Briefen alles vorhergeſagt, daß ich mir manchmal vorkomme, als hätte ich im magnetiſchen Schlafe geſchrieben. —

Vierundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 18. September 1832.

Ihren Frankfurter Brief erhielt ich (wie jeden, ſchon morgens nach ſieben), wäre er heute nicht gekommen hätte ich müſſen einheizen laſſen. Die Morgen ſind ſchon kalt, Nebeldick, doch im Tage iſt es heiß. Auch habe ich die Sommerſeite in meinem Zimmer, und den ganzen Tag die Sonne. Uebrigens, Madame, wenn Sie es nicht übel nehmen, werde ich verdrießlich über Sie, wenn ſich das ſo länger hinzieht. Mein Leben iſt Ihnen geweiht, das wiſſen Sie; aber es kömmt auf die Todesart an. Für Sie an Langeweile ſterben — gehorſamer Diener. Hier iſt es fürchterlich. Schwei-

ger könnten London und Paris zur kleinen Stadt machen, und jezt denken Sie ſich gar Schweizer in einer kleinen Stadt! Der Menſch ſollte doch immer ſeinem Inſtinkte folgen, dem Hofmeiſter den ihm die Natur ſelbſt gegeben. Ich hatte immer, einen mir ſelbſt unerklärlichen Widerwillen gegen alle Empfehlungen. Hier brachte ich welche mit, und habe mir dadurch Jammer und Noth zugezogen. Die Menſchen quälen mich todt. Der Eine will mich alle Tage ſpazieren führen, und mir ſeine Wohlthaten ganz ſchön auszumalen, ſagt er oft: das wäre zwei—drei Stunden weit. Ich ſpazieren gehen! Sie wiſſen, ich habe es ſchon beſſer ausgeſchlagen. Ich gehe zwar in der Schweiz gern ſpazieren, wegen der ſchönen und mir neuen Gegend; aber das zu genießen muß ich allein ſein. Im Angeſichte der Schneebedeckten Alpen, durch den Sumpf und Sand der Unterhaltung eines Kleinſtädters, eines Schulmanns, zu waden, das iſt ſchrecklich. Einen Andern fragte ich wem das ſchöne Haus mir gegenüber gehöre? Jezt geht der Mann

achtzig Jahre bis zum Erbauer des Hauſes zurück, erzählt mir deſſen Geſchichte, die ſeines Sohnes, durchwandert mit mir den größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts — während der Erzählung machen wir verſchiedene Beſuche — ſo oft wir allein fährt er fort — wir trennen uns endlich — und jezt heute nach mehreren Tagen, weiß ich immer noch nicht, wem das Haus gehört, denn wir ſtanden zulezt erſt in den 90er Jahren. Ich kenne einen Dr. ***, einen in der Demagogenwelt ſehr bekannten Mann, geiſtreich, beredt; in London und Paris wäre er einer der ausgezeichnetſten Parlamentsredner, Staatsmann geworden. Aber auch auf ihm liegt die Kleinſtädterei wie ein Nebel. Er ſieht keine zehn Schritte weit. Nichts als ihre erbärmlichen kleinen Cantons-Intereſſen. Es gibt kein Deutſchland, kein Frankreich für ſie, und wie das Wohl der Schweiz mit dem anderer Staaten zuſammenhänge, begreifen ſie nicht. So oft ich noch mit einem Schweizer von den Angelegenheiten ſeines Vaterlandes ſprach, und wie ſie

mit der allgemeinen Politik zuſammenhingen, meinte man, ich wollte ſie aufhezen um Deutſchland beizuſtehen. Und daß einer Nuzen von ihnen ziehe, ohne Bezahlung, der Gedanke iſt ihnen ſchauderhaft. In dem Aufſaze gegen einige meiner Rezenſenten, von dem ich Ihnen geſchrieben, ſage ich, ich brauchte noch einige Bogen, daß mein Buch dick und ſo Cenſurfrei werde; ich wüßte aber gar nicht worüber ich ſchreiben ſollte. „Ich habe zwar „manchen guten Gedanken gehabt, ſeitdem ich in „der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Er„führe es aber ein Schweizer, daß ich einen Ge„danken aus ſeinem Lande mitgenommen, ohne ihn „zu bezahlen; er verfolgte mich bis an das Ende der „Welt, und ſchlüge mich todt wo er mich fände.“ Kurz ich ennuyire mich. Ueber meine Aarauer Leiden könnte ich ein Buch ſchreiben. Aber dürfte ich das wenigſtens, das wäre mir noch ein Troſt. Aber ich dürfte es nie. Die Geſchilderten würden ſich erkennen.

— — Gibt es denn kein Rattengift, womit

man alle Dichter aus der Welt ſchaffen kann? Kaum habe ich mich von *** erholt, befällt mich ſchon wieder ein anderer Poet. Heute Vormittag beſuchte mich ein ſiebenzigjähriger Mann, ehemals ein Kaufmann, jezt im Wohlſtande den Muſen huldigend. Dieſer Mann, wie er in ſeinem Geſpräche verrieth, glaubte, ich wäre ehemals ein katholiſcher Kloſtergeiſtlicher geweſen, hätte mich aus dem Pfaffenthum herausgearbeitet und wäre endlich ein aufgeklärter Schriftſteller geworden. Wie er zu der Fabel gekommen begreife ich nicht. Vielleicht hat er einmal von meinem Judenthum gehört, und es falſch verſtanden. Aber ich ließ ihn dabei, ich wäre früher Mönch geweſen. Was thut der Elende darauf? Er zieht aus ſeiner Rocktaſche ein Packet Manuſcripte hervor und lieſt mir eine halbe Stunde lang proſaiſche Aufſäze und Gedichte vor, die er gegen den Papſt theils ſchon hat drucken laſſen, theils noch drucken laſſen will. Ich war gerade mit dem Briefe beſchäftigt, und die Störung ſezte mich in Verzweiflung. Ach! Was

ſteht ein Gelehrter aus, und danken Sie Gott, daß *** einen dummen Mann bekommen. Ein anderer langweiliger Freund kömmt ſeit acht Tagen täglich zu mir, um mich herüber in ein „Thälchen“ zu führen, das „gar hübſch“ und nur zwei Stunden entfernt ſei. Ich aber berechnete, daß zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück vier Stunden machen, und daß ich mich ſo lange nicht ennuyiren will.

— — Ich werde geſtört und muß heute ſchließen. Sie haben mich betrogen, Sie haben mich verrathen, Sie könnten mir Gift geben, das verzeihe ich Ihnen alle. Aber wenn Sie mich je ennuyiren, dann Wehe Ihnen!

Fünfundzwanzigſter Brief.

Aarau, den 24. September 1832.

..... Ich werde jezt nach Luzern reiſen, Mittwoch oder Donnerſtag wahrſcheinlich. Aarau iſt gar zu ſtill und langweilig, Luzern aber iſt erſtens wegen ſeiner herrlichen Gegend berühmt, dann wird der geſellige Ton gelobt. Dort ſind ſie katholiſch, lebensluſtig, die Weiber gefällig. Die Tagſazung, die jezt verſammelt, und viele Geſandtſchaften machen den Ort lebhaft. Auch iſt Theater dort. Ich werde in Luzern mehr Geduld als hier haben, das Weitere abzuwarten. Ich habe noch Silbergeld auf einige Zeit, und vielleicht findet ſich Gelegenheit, nach Luzern und Baſel eine Anweiſung zu ſchicken. Was

mich beim Wechſeln des Geldes in die peinlichſte Verlegenheit ſezt, iſt folgendes; doch S. kann mir vielleicht einen guten Rath geben. Die Hälfte meiner Napoleon haben mich 34 Kreuzer gekoſtet, die andere Hälfte nur 32 Kreuzer. Wenn ich Leztere wechſeln ließe, würde ich am Stücke 2 Kreuzer weniger verlieren. Wie kann ich aber die unterſcheiden, welche mich nur 32 Kreuzer gekoſtet, von denen welche 34? Das iſt die Frage. Was würde Rothſchild in dieſem Falle thun?

Ich freue mich ſehr auf Luzern. Um Ihnen alle Ermahnungen zu erſparen, gebe ich Ihnen voraus folgende Verſprechungen. Ich werde mich auf dem Vierwaldſtädter See nicht erkälten, da ich weder Morgens noch Abends darauf fahren werde, ſondern blos mitten am Tage, wo es noch ſehr heiß iſt. Berge beſteige ich nicht. Wird das Wetter rauh, bleibe ich in der Stadt. Es ſoll dort eine bedeckte Brücke ſein, von der man eine himmliſche Ausſicht hat.

Mit dem Aufſaze geht es langſam. Ich habe

zwar noch Luſt daran, werde aber oft geſtört, freiwillig und unfreiwillig. — Samſtag Abend war ich in einer Theegeſellſchaft, wo mehrere hübſche und artige junge Damen waren, verheirathete und ledige. Alles wie in Paris! Zum Thee gaben ſie Milchbrödchen ohne Butter. Doch auch Confekt. Talglichter. Als ich um ſieben Uhr kam, war der Thee ſchon getrunken. Um acht Uhr ging alles fort, nur wir jungen Leute blieben bis gegen neun. Ich habe mich ſehr amüſirt. Es wurde Pfänder geſpielt. Unter andern folgendes: Jeder bekam einen Namen, die Männer einen weiblichen, die Weiber einen männlichen. Wer einen Fehler macht, bekömmt einen Strich mit einer Kohle im Geſicht. Dann muß dieſer ſagen: ich heiße N. mit einem Strich, oder mit zwei. So oft er die Striche in ſeinem Geſicht nicht genau angibt, oder den Namen verfehlt, bekömmt er wieder einen Strich. Zulezt hatte ich ſechs Striche und noch am andern Morgen war mein Geſicht ganz ſchwarz. — In ganz Aarau bin ich ſo bekannt, als wäre ich Bürger-

meiſter. Alles grüßt mich auf der Straße. Weil ich einen Bedienten und eignen Wagen habe, gelte ich hier, wie überall in der Schweiz, für einen reichen Mann. In Mariahalden, in Zürich und hier, redete man mir zu, mich in der Schweiz niederzulaſſen und ein Gut zu kaufen. — Das Büchelchen: Schillers politiſches Vermächtniß, ſcheint nichts als politiſche Stellen aus Schillers Schriften zu enthalten, die mit meinen Anſichten übereinkommen. Ich hatte es in der Hand, es intereſſirte mich aber nicht. — Das Wetter iſt ganz herrlich. Nur Morgens bis neun Uhr iſt es oft neblig.

Lord Holland (wie ich geſtern geleſen) gab ſeinem Sohne die Lehre: „ne faites jamais aujourd'hui ce que vous pouvez remettre à demain; ne faites jamais vous-mêmes ce que vous pouvez faire faire par un autre.“ Es gibt doch nichts neues unter der Sonne. Ich bildete mir immer ein, ich hätte dieſe Weisheit erfunden.

Geſtern Abend war ich gerade zu Hauſe, als die Kellnerin in meinem Zimmer aufräumte. Con-

rad wich nicht von der Stelle. Es ist wirklich merkwürdig, und es ist schade, daß ich diese komische Geschichte nicht kann drucken lassen. — In Deutschland geht es her wie in Spanien. Ich habe Nachrichten aus Stuttgart und Mannheim. Alle Liberalen, und wer nur je gegen die Regierung etwas geschrieben, flüchtet sich. Es ist keiner mehr sicher, und ich möchte mich jezt um keinen Preis nach Deutschland wagen.

Sechsundzwanzigster Brief.

Aarau, den 25. September 1832.

Ich habe diesen ganzen Abend verwenden wollen, Ihnen zu schreiben; aber unglückselige Besuche haben mich bis diesen Augenblick halb zehn Uhr gestört. Da ich nun morgen früh nach Luzern abreise, wollte ich Sie, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, davon benachrichtigen.

Ich habe das herrlichste Reisewetter von der Welt. So schön war es diesen ganzen Sommer nicht. Ich kann also von Luzern aus noch einen Theil der kleinen Cantone besuchen. Ich habe viele Empfehlungen, und man versichert mich allgemein, es herrsche dort ein fröhlicher Ton, besonders unter

den Frauenzimmern. Ich habe hier in Aarau mich ſpäter auch zu unterhalten angefangen. Einige Frauenzimmer, die ich kennen gelernt, haben mich ſehr amüſirt.

Der König von Spanien iſt geſtorben. Das iſt wieder einer von den Zufällen, die wie ein Bliz vom Himmel fallen, und auf die ich immer rechne. Das ganze künſtliche Juſte-Milieu-Syſtem Louis Philipps, das ganze Gewebe der europäiſchen Diplomatik wird dadurch zu Schanden gemacht. Das iſt ein Gegengift der Bundestag-Ordonnanzen.

Ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, mit welcher Freundlichkeit ich hier behandelt worden. Alles liebt mich und die Weiber ſind ganz vernarrt in mich. — Adieu, von Luzern bald mehr.

Siebenundzwanzigster Brief.

Luzern, den 27. September 1832.

Seit gestern Abend bin ich hier, ich, unglücklicher als Ulysses — ich fliehe mein Vaterland und finde es überall. Jener suchte es nur und erkannte es nicht, als er es endlich gefunden. Ich kam gestern nach Sonnenuntergang hier an, und sah die ersten hohen Alpen in der Dämmerung, und da dämmerte auch eine neue Welt in mir. Aber gleich darauf in meinem Zimmer las ich die deutschen Zeitungen und von dem Wüthen des losgebundenen Bundestags, und da war alles wie ein Traum verschwunden und ich lebte wieder in der flachen Wirklichkeit. Doch soll Ihnen das nicht leid thun;

ich müßte gelähmt ſein, wenn ich das nicht fühlte und beſſer Schmerzen als Lähmung. Das Wirthshaus, in das ich eingekehrt (der Adler), das beſte und vornehmſte der Stadt, liegt in einer engen Gaſſe, aber ſo eng, wie in Frankfurt die Gellenhäuſer Gaſſe. Ich ging heute ein Privatlogis zu ſuchen, wobei mir Freunde behülflich waren, aber es war keins zu finden. Ich muß alſo im Gaſthaus bleiben, doch wahrſcheinlich in ein anderes ziehen, das am See liegt und eine ſchöne Ausſicht hat. Es heißt zur Wage und paßt alſo ſehr für den ehemaligen Herausgeber der Wage. Schon dieſen Morgen um acht Uhr bekam ich Beſuch vom Aarauer Geſandten bei der Tagſazung, dem ſeine Frau meine Ankunft gemeldet, der blieb eine ganze Stunde bei mir, und hielt mich auf, auf meinem Wege „zur Grotte des Anti-Paros." Das war ſchrecklich und ich hätte bald nicht blos die Geduld verloren. Ein gemüthlicher geiſtreicher Mann; aber o Jammer! ein Dichter. Er ſprach mit mir ſchon von ſeinen Gedichten, und kleine ſchwarze poetiſche

Wölkchen ziehen ſich am Horizont zuſammen, und morgen kann das Ungewitter losbrechen. Ach! wie oft beneidete ich einen Reiſenden, der kein berühmter Mann iſt, wie ich, und den keiner ſtört. Ich ſollte eigentlich den Conrad für mich ausgeben, was recht leicht zu thun wäre. Wiſſen Sie, daß er Reiſebilder macht wie Heine? Geſtern, als er die Schneeberge ſah, bemerkte er mir und lachte dabei — er freute ſich ſeiner poetiſchen Flügel — „es iſt ſonderbar, wenn man ſo dem Winter in's Geſicht ſieht.“ Und als fleißiger Künſtler arbeitete er dieſes Bild noch ſchöner aus, und vorhin, als wir zurückkamen, ſagte er: „es iſt ſonderbar, wenn man zwei Jahreszeiten zugleich ſieht.“ Als wir zurückkamen, ſagte ich. Ich habe mich verrathen. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen gar nichts zu ſagen von der Herrlichkeit dieſer Gebirgswelt, an deren Eingange ich doch erſt ſtehe. Ich meinte, das müßte Ihnen Verdruß machen, Ihnen das Gefühl getäuſchter Hoffnung erneuern. Aber Sie werden ſich doch freuen über die Freude eines Andern, auch

wenn Sie sie nicht theilen können. Es übertrifft die Erwartung, und es schaute mich als etwas Fremdes an, was ich doch so oft im Bilde gesehen, was ich mir alle seit vielen Jahren so klar vorgestellt. Um 4 Uhr Nachmittags sezte ich mich mit Conrad-Heine in eine Gondel und schiffte den See hinaus. Luzern liegt am Fuße des Pilatus, man glaubt seinen Gipfel mit der Hand erreichen zu können, und man braucht doch sieben Stunden hinauf zu kommen. Gegenüber liegt der viel niedrigere Rigi, so klar, daß man mit bloßen Augen das untere Wirthshaus darauf sieht. Der See glatt wie ein Spiegel, das Wetter kann nicht herrlicher gedichtet werden. Und wenn man so weiter schifft, treten die Berge und Gletscher immer näher heran, Einer über den Andern, immer Einer höher als der Vorige. Es schien mir, als kämen sie mir entgegen, als sähen sie sich einander über Schultern und Köpfe, mich vorüber fahren zu sehen. Was wir, die wir nur den Rhein, den Taunus, Heidelberg gesehen, schöne Gegend nennen, kann hier nicht

angewendet werden. Es ist wie ein Waarenlager der Natur, wo hundert schöne Gegenden aufgehäuft liegen und des Käufers warten. Da hörte ich doch ein neues Lied; aber weil Sie mir fehlten, war es eine Melodie ohne Text. Nach Sonnenuntergang, bei immer steigender Dämmerung, kehrte ich zurück. Vor mir über der Stadt brannte hell das Abendroth; wie ich nun zurücksah, wo zwischen den Bergen schon Nacht war, war es wie ein Schrecken, was ich fühlte. Es war als ginge dort die Welt unter und als wäre es die ewige Nacht, die immer näher alles verschlingend der Stadt zufluthete, die noch im Lichte des Lebens glänzte. Und das ist erst der Anfang. Uebermorgen will ich die ganze Länge des Sees bis Altdorf durchschiffen. Das sind acht Stunden. Da sehe ich Brunnen, Küßnacht, Tell's Kapelle und Platte. Das ist eine Reise von zwei Tagen. Und bei diesem Wetter, sagen mir die Schiffer, kömmt kein Sturm. Es ist auch, als fahre man über eine Eisenbahn, so wenig rührt sich das Wasser. Morgen könnte ein Brief

von Ihnen kommen, wenigſtens der lezte nach Aarau. Wenn keiner kömmt, ſchreie ich Miau! Das ſage ich Ihnen vorher. Gute Nacht!

Freitag, den 28. September. Ihren ſehr lieben Brief erhalten, der mir Freude gemacht. Zum reiſen iſt es ja nicht zu ſpät, ſondern das Wetter ſchöner als je. Man rieth mir hier an, noch nach dem Berner Oberland zu reiſen; das werde ich aber doch nicht thun, ſondern mich mit den nahen Parthien begnügen, die ich oben angegeben. Ich reiſe morgen ab und komme den dritten Tag zurück. — Ich habe ſchon wieder Beſuch gehabt. Merkwürdig iſt, daß mich die Leute hier früher beſuchen, ehe ich zu ihnen gehe. — Auf dem Vierwaldſtätter See iſt ſehr ſtrenge Aufſicht der Obrigkeit auf die Schiffer. Man muß, um bei ungünſtigem Winde Hülfe zu haben, drei Schiffsleute nehmen. Ihnen wird das Recht ſein, mir aber thut das leid, weil das Fahren ſo theuer kömmt. Von hier nach Flüelen, am Ende des Sees, fährt man ſechs Stunden, und dafür muß

man elf Gulden bezahlen. Wenn man mit dem nämlichen Schiffe gleich zurückfährt, die Hälfte. Ich aber werde von Altdorf über Zug und Schwyz zu Lande nach Luzern fahren. Die Abwechslung ist interessanter. Wären Sie nur dabei.

Achtundzwanzigster Brief.

Luzern, den 2. Oktober 1832.

Aus dem Lande Uri vom Fuße des Gotthards zurückzukommen und zu Hause zwei Briefe von Ihnen vorzufinden, das ist das große Loos mit einer Prämie. Die vergangne Nacht schlief ich in Zug. Ich wollte von da auf dem Zuger-See nach Immensee fahren, und zu Fuß durch Tell's hohle Gasse gehen, und dann von Küßnacht zu Land oder zu Wasser nach Bürglen zurück. So wäre ich diesen Abend erst angekommen. Aber ich schmachtete nach Ihren Briefen. Wie ich nun diesen Morgen erwachte, sah ich zu meiner großen Freude, daß der Himmel von Wolken bedeckt war, und das

Wetter kühl. Und in meinem Buche las ich vom Zuger-See: „außer dem furchtbaren Föhn iſt auch der Nordweſtwind, Arbis genannt, gefährlich.“ Des allen freute ich mich. Ich überredete mich, auf dem See könnte ich bei ſolchem Wetter untergehen oder mich erkälten, und es ſei beſſer den geraden und kürzern Weg zu Lande zu machen. So kam ich ſchon Mittwoch hier an. Da Küßnacht nicht weit von hier iſt, kann ich das Verſäumte zwiſchen Morgen und Abend nachholen. Jezt zu Ihren Briefen..... Daß der S. lacht, das braucht Sie nicht argwöhniſch zu machen. Er hat gut lachen! Er hat einen guten Magen, und braucht ſeine Verdauung zu ſtärken keine Schaafgarbe zu ſaufen wie ich. Das iſt das ganze Geheimniß. O lieber Freund! Hätten Sie nur die Wirthstöchter in der Wage nicht erwähnt! Sie haben alte Wunden wieder aufgeriſſen. Seit drei Stunden (ſo lange iſt es, daß ich ſie nicht geſehen) hatte ich ſie vergeſſen. Ich logire nicht dort, ſondern in einem Privatlogis. Als ich her kam, kehrte ich in den Adler ein, der noch

theurer ist als die Wage. Aber ich gehe dorthin essen. Sie sind schön die Wirthstöchter, aber was haben wir junge Leute davon? Man muß 65 Jahre alt sein ein halbes Lächeln, und 70 ein ganzes von ihnen zu bekommen. Mich armen Lebens-Teufel von nur 46 Jahren starrten sie wie Gletscher ins Gesicht, starr und kalt, ob zwar hold wie im Rosenschein der Abendröthe.

Den 14. Oktober werde ich auf jeden Fall noch in der Schweiz sein, um einem großen Schützenfeste beizuwohnen, das an diesem Tage von Patrioten aus politischen Gründen veranlaßt statt haben wird. Eine herrliche Reise habe ich gemacht. Ich habe auch allerlei notirt, es später auszuarbeiten. Für den S. der die Gegend kennt, will ich nur kurz die Route bemerken. Samstag Nachmittag fuhr ich nach einem Dorfe Winkel zu Lande, das am See liegt. Von da in einer halben Stunde nach Stanzstade zu Wasser. Von dort zu Fuß nach Stanz in Unterwalden, wo ich übernachtete. Morgens ging ich nach Stanzstade zurück, und nahm dort

ein Schiff nach Flüelen. Auf dem Wege am Grütli und Tellkapelle ausgestiegen. Von Flüelen zu Fuß nach Altdorf, wo ich übernachtete. Sonntag Morgen ging ich nach Bürglen. Von da zurück nach Altdorf. Von da zu Waſſer nach Brunnen. Von da zu Land über Schwyz, Goldau und Arth nach Zug, wo ich Montag Nacht zubrachte. Von Zug fuhr ich heute Morgen zu Land nach Luzern — Küßnacht, und Sarnen in Unterwalden werde ich ein Andersmal beſuchen. Die beiden Blümchen, eins für Sie, eins für S. ſind auf dem Grütli gepflückt. Bürglen — wie bin ich ſo froh, daß ich Ihnen das nicht beſchreiben kann, Sie, ja Sie hätten ſchwarzen Neid auf mich. Das iſt nicht Wirklichkeit, das iſt ein Gedicht. In Bürglen iſt Tell geboren und geſtorben; kein Held hat eine ſchönere Wiege und ein ſchöneres Grab, wie keiner ein ſchöneres Leben und einen ſchönern Tod. Er ertrank hochbejahrt im tobenden Schächenbach, als er bei einer Ueberſchwemmung ein Kind aus den Fluthen retten wollte. Von

himmelhohen Bergen rings umſchloſſen grünt das kleine Thal, und aus Felſen hervor, Felſen herunter tobt der Schächenbach ſo wild, daß man glaubt die hohen Berge hätten ſich dahin geſtellt, ihn zu bewachen. Und das Alle am Fuße des Gotthards! Meine Phantaſie war ſchnell darüber in Italien, und ich ſeufzte ihr nach. In zwölf Stunden hätte ich unter Pomeranzen wandern können. Wie beneidete ich die Kühe, die ich vor Altdorf, und den folgenden Tag in großen Heerden kommen ſah. Sie werden über den Gotthard zum großen Viehmarkt in Locarno getrieben. Das ſah ſehr reizend aus. Einer der Treiber ein Schwyzer jodelte herrlich, daß es zwiſchen den Bergen wiederhallte. Alle Treiber hatten hölzerne Melknäpfe auf dem Rücken. Die vornehmſte Kuh trug eine Glocke, ſo groß wie der größte Kürbis am Halſe. Auf meine Frage: wozu die große Glocke? antwortete man mir: die Kühe hätten ihre Freude daran. Am Halſe trugen die Kühe kleine hölzerne Schämelchen, worauf ſich die Treiber ſezen, wenn ſie melken. Die Milch

wird auf dem Wege verkauft. Als ich nach Flüelen kam, es war Sonntag, fand ich die ganze Dorfjugend, eine Schaar kleiner Tell's, mit Bogen bewaffnet, und mit Pfeilen nach der Scheibe schießen. Ich zahlte einen Bazen für einen Schuß, und traf so glücklich, daß wenn der Apfel auf dem Kopfe des kleinen Tell so groß gewesen wäre als die Scheibe, die drei Schuh im Durchmesser hatte, ich zwar den Apfel nicht getroffen hätte, aber den Knaben auch nicht; denn ich hätte ihm gerade unter die Beine weggeschossen. Mein Pfeil blieb dicht über dem Boden in der Stange stecken, auf welcher die Scheibe stand. Ich wurde von allen Buben ausgelacht und ging beschämt fort. — Meine Erwartung übertroffen hat die schauervolle Scene von Goldau. Wäre ich damals gerade dort gewesen, und man hätte mir vorher gesagt, der Berg würde einstürzen, ich hätte mich fünfhundert Schritte zurückgezogen, und ganz ruhig das Schauspiel abgewartet und wäre begraben worden. Häuserhohe Felsen wurden eine Stunde weit geschleudert. Der

Weg, auf dem man jezt fährt, und der hoch liegt, war früher ein Thal, das von Schutt und Steinen ausgefüllt worden. Ein großes Stück des Lowerzer Sees wurde davon ausgefüllt. Und jezt haben sich dort wieder Menschen angesiedelt, und ich habe sie an den Fenstern lachen sehen. — Nachmittag hatte ich starken Wind auf dem See. Ein Sturm muß da fürchterlich sein. An's Land zu gelangen, hilft einem gar nichts; die Ufer sind gewöhnlich so glatt und steil, daß kein Vogel Plaz hätte, sich dahin zu retten. Der gefährliche Wind ist der Föhn. Er war in der Luft, kam aber nicht herunter. Der Föhn ist nämlich der warme Ostwind, der aus Italien über den Gotthard kömmt. Unmittelbar kann er nicht über das flache Land und über das Wasser streichen. Er muß erst die Berge herunter in die tiefen Luftregionen steigen und das sieht man vorher. Ich sah weiße Wölkchen über den Bergen, und den Wind mit den Blättern der Bäume spielen, die hoch oben standen, doch immer konnte er nicht herunter. Aber auch bei gutem Wetter ändert

sich der Wind auf dem Vierwaldstätter See jede halbe Stunde. So oft man um eine Felsenecke biegt, ändert sich die Luft und mit ihr das Wasser. Jezt ist es glatt und grün wie eine Wiese. Gleich darauf kräuselt sich das Wasser, und bald schlägt es hohe Wellen. Auf dem Rütli war einen Tag vor mir der Dichter Uhland und hatte einen Reim in's Buch geschrieben. Zu gleicher Zeit ein Pole, der in einer langen Rede mit herzzerreißenden Klagen über sein Vaterland schreibt. Er sagt unter Anderm: Die Schweiz hatte nur einen Geßler, Polen hat drei. — Alle Fremdenbücher in den Wirthshäusern sind mit komischen Klagen der Reisenden über die Prellereien der Wirthe ausgefüllt. Es ist oft zum Lachen. So las ich in Schwyz den langen Jammer eines Franzosen, der herrechnet, was er genossen, und wie viel er dafür bezahlt. Es ist eine ganze Seite des Buchs. Am Schlusse sagt er: Er müsse alles widerrufen. Er habe geglaubt, es sei von Schweizerfranken die Rede, und bei Bezahlung der Rechnung habe er gesehen, daß nur fran-

zösische Franken gemeint waren. Man braucht aber schrecklich viel Geld. Freilich muß ich Wagen und Schiff allein bezahlen, in Gesellschaft kömmt es wohlfeiler.

Mittwoch, den 3. Oktober. Heute schon wieder ein Brief! Sie sind sehr zudringlich. Freilich sind drei Briefe wöchentlich zu viel, vier wären auch genug und dabei lassen Sie es bewenden. Der König von Spanien ist schon wieder einmal gestorben, kann man jezt sehr gut mit Müllerchen im Bürgerkapitain sagen; denn jezt soll er wirklich todt sein. Es lebe der Tod! Das paßt mir sehr in meinen Kram. — Mein Weg nach Basel geht wieder über Aarau zurück, und ich werde wahrscheinlich noch einige Tage dort bleiben. In Aarau fing ich erst an mich zu amüsiren, als ich mich verliebte. Ich bin, ganz im Ernste, ohne weibliche Gesellschaft wie ein ungeschmiertes Rad; ich stöhne und krache und komme nicht von der Stelle. Wer sollte das von mir denken? Sie haben

Recht gehabt, dem Dr. *** alles abzuläugnen. Lernen Sie endlich lügen, das iſt das Nöthigſte in der Ehe; hauptſächlich weil ich nicht lügen kann, mochte ich nicht heirathen. Ich habe und kann hier kein Tagebuch führen. Wenn ich nach allem Sehen noch Zeit übrig habe, muß ich ſie benuzen, den ſchon erwähnten Anhang zu meinen Briefen fertig zu machen, weil es kommen kann, daß das Manuſcript nicht reicht. Das iſt wieder in Stocken gerathen. In Zürich war ich mit meinen Briefen ſelbſt beſchäftigt und konnte an nichts Neues denken. So bleibe ich aus Faulheit immer zurück. Ich will mich aber beſſern. S. ſoll mir eine Kiſte mit allen den Büchern voll machen, die ich im eintreffenden Falle mir vielleicht werde ſchicken laſſen. Ich kann Ihnen das nicht ſo genau bezeichnen, er muß den Verſtand haben, zu wiſſen, welche Bücher ein Ignorant, wie ich, oft zum Nachſchlagen braucht. Alſo Sprach- und Sachwörterbücher, Encyclopädien, Hiſtorie. Wenn in der Kiſte noch Plaz übrig bleibt: Ueberſezun-

gen der lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker. Wenn noch Plaz übrig bleibt, kann er Brabanter Thaler hineinlegen. Adieu. Das Wetter iſt fortwährend herrlich. Gruß an alle Welt.

Neunundzwanzigster Brief.

Luzern, den 6. Oktober 1832.

Ich erhalte so eben Ihren Brief vom 2ten, also wieder erst am fünften Tage. — Ihnen, was ich gesehen in der Schweiz, umständlich zu beschreiben, dazu habe ich wirklich weder Zeit noch Ruhe. Indessen ist allerlei notirt, daraus einmal (und wenn längere Schweizer-Reisen künftig dazu kommen), etwas zu machen. Gestern fuhr ich zu Land nach Küßnacht. Nahe dort ist die hohle Gasse, wo Tell den Geßler erschossen, und eine Kapelle bezeichnet den Ort der That. In's Fremdenbuch dort schrieb ich folgende Reime:

Er faßt 'nen langen Bogen,
War keiner von Papier,
Hat aus dem Köcher gezogen
Kein Federlein wie wir

Mit feigem Proteſtiren
Unterthäniger Bitte
Mocht' er nicht Zeit verlieren —
Traf gleich die rechte Mitte.

Drauf zog das Volk mit Lanzen
Gen das monarch'ſche Prinzip,
Gen Oeſterreichs Ordonnanzen,
Den uralten Freiheitsdieb. *)

Und meinen Namen darunter. Was mir in der Schweiz wohl thut, deren Geſchichte ich jezt leſe, in Büchern und in Felſenſchrift an den Bergen, iſt der Schweiz uralter Haß gegen Oeſterreich, und wie lezteres immer zu Schanden geſchlagen worden.

---

*) In einem Notizenbuche von Börne fand ſich auch obiges Gedicht mit noch folgenden Strophen: A. d. H.

Heut ſchützen die Koſaken
Das ſchwächlich monarchiſche Prinzip,
Und es rühmen mit ſpeiſevollen Backen
Profeſſoren ihre ewige Fürſtenlieb.

Andere mit hohlen Wangen
Reden für das Volk ein mageres Wort.
Erheb dich Volk, ſcheuch mit Bohnenſtangen
Die Lerchen deiner Freiheit fort.

Wie dieſer Haß glühend war, lehrt folgende Stelle in Müllers Geſchichte: „Von derſelbigen Zeit an (Ende des vierzehnten Jahrhunderts) wurzelte immer tiefer ein bitterer Haß des Oeſterreichiſchen Volks und Adels, den ſie nicht geduldig nur nennen hören konnten. Keinem konnten ſie vergeben, von Oeſterreich in der Schweiz Gutes zu ſprechen; wer ſeinen Helm oder Hut (wie die Herzoge zu thun pflegten) mit Pfauenfedern hätte ſchmücken wollen, würde von dem Volk umgebracht worden ſein. Es iſt aufgezeichnet worden, daß in der ganzen Schweiz kein Pfau habe ſein dürfen; als einem eidgenöſſiſchen Mann, der in einer öffentlichen Schenke ſaß, ein Spiel der Sonnenſtrahlen die Farben des Pfauenſchweifes in ſein Glas voll Wein gebildet, habe er ſein Schwert ausgezogen und mit hundert Flüchen das Glas in Stücken geſchlagen.“ Ja, ſo muß man Oeſterreich haſſen, oder beſſer — wie ich.

Die alten Heldengeſchichten der Schweiz und den Schauplaz ihrer ſchönſten Thaten (die Ufer des

Vierwaldstätter Sees) lernen Sie am besten aus Schillers Wilhelm Tell kennen. Er hat alles der Natur und Geschichte gemäß erzählt. Schiller war nie mit einem Fuße in der Schweiz (wahrscheinlich aus Geldnoth nicht) und als er den Tell schrieb, ließ er sich die Landschaften schildern und zeichnen. Ich sah wieder, daß mehr der Dichter als der Geschichtschreiber Heldenthaten verewigt; denn mehr aus Schillers Tell, als aus der Geschichte, kannte ich der Schweizer Großthaten. In den vier Urcantonen ist kein Berg und kein Thal, die nicht durch eine große That verewigt. Diese Heldenzeit der Schweizer hat viele Aehnlichkeit mit der der Griechen und Römer, wie wohl mit der jeden Volks. Wäre die unleidliche Aufklärung nicht, zu welcher schönen Mythologie wäre nicht die alte Schweizergeschichte in diesen fünf Jahrhunderten ausgeschmückt worden. Sie hätten ihren Theseus, ihren Herkules, ihre Lukretia. Aber das Christenthum hat nicht alles verdorben. Zum Glück fiel die schönste Schweizer-Geschichte vor der Reformation und in Ländern,

die bis heute noch katholisch geblieben. Tell wird wie ein Gott verehrt. Er hat an allen Schauplätzen seines Lebens und Wirkens Kapellen, in denen Gottesdienst geschieht und wohin zu verschiedenen Zeiten gewallfahrt wird. An Kapellen, öffentlichen und Privatgebäuden sieht man seine Lebensscenen abgebildet. Er steht in Stein auf Brunnen, so auch Arnold von Winkelried und das Bild anderer Helden. Wie wohl mir das in der Schweiz thut, kein Bild eines Fürsten zu sehen, sondern nur das von Männern aus dem Volke. Auch die katholische Andacht der Leute erfreut mich. Wo auf dem Wege eine Kapelle steht, sieht man Männer, Weiber und Kinder darin, davor knien. Gestern auf meinem Wege fand ich so ein schönes Bild. Die Kapelle war verschlossen. Bauernweiber knieten vor dem Gitter, das den Blick in das Innere gibt. Eine, die vor dem Gitter keinen Plaz mehr gefunden, kniete vor der geschlossenen Thüre, genau da, wo beide Thürflügel die Spalte bilden, als könne ihr Gebet da leichter eindringen, als durch die Mauer, vor der

ſie bequemen Plaz gefunden hätte. Der Weg nach Küßnacht iſt herrlich. Ueberhaupt finde ich viel reizender, an den Ufern der See zu Land zu reiſen, als auf dem Waſſer. Die Ufer ſind gewöhnlich hoch, und man hat dort eine ſchönere Anſicht hinab auf das Waſſer und die Ufer, als auf dem Waſſer hinauf und hinüber.

Ich Eſel ſchrieb Ihnen neulich von Grütli-Blumen und vergaß ſie einzuſchließen. Heute thue ich es (wenn ich es nicht wieder vergeſſe). Verwahren Sie die Blumen gut. Sie können noch einmal neben Schwert und Dolch auf einem Criminal-Tiſch prangen, wenn früher oder ſpäter unſere demagogiſchen Umtriebe zur Unterſuchung kommen, und wir, weil wir die beſtehenden Dinge umſtürzen wollten, geköpft werden. Dann werden die Blümchen von dem revolutionären Grütli gegen uns zeugen.

Geſtern Abend war ich in Geſellſchaft bei Profeſſor Monnard, den ich vor zehn Jahren in Paris kennen gelernt, und hier als Tagſazungs-Geſandten wieder gefunden. Da fand ich faſt alle

Tagsatzungs-Gesandte. Lauter Bürgerliche, doch führt der Präsident den Titel Excellenz. Die Sitzungen der Tagsatzung sind zwar nicht öffentlich, doch war da gar keine Geheimnißkrämerei, wie bei monarchischen Diplomaten. Ich fragte den Präsident und die Andern alles, was ich wissen wollte, was sie verhandeln, in der und jener Sache beschlossen, oder beschließen werden. Sie sagten mir alles. Bei Tische fingen alle Gesandten an eine Art Studentenlied zu singen, der Präsident (ein großer starker Mann und von diplomatischem Ansehen) sang mit. Er saß auf dem Sopha, ich neben ihm. Da verglich ich, in Gedanken, dieses diplomatische Souper mit einem Frankfurter des Bundestags, und wie sich das ausnehmen würde, wenn Herr von Münch-Bellinghausen mit Herrn von Nagler und die übrigen ein Lied sängen, und da mußte ich lachen. Es waren meistens Männer von meinem Alter, wenige über, viele jünger. Sehr artige Leute, besonders die aus der französischen und italienischen Schweiz. Es wurden drei Spra-

chen gesprochen. Meine Pariser Briefe kannten die Meisten.

Was Sie mir neulich von *** geschrieben, daß er hübsch geworden, ist merkwürdig. Es scheint, daß in dieser Zeit die Brustkrankheiten mit Schönheit endigen. Stellen Sie sich vor, ich bin auch schön geworden. Seit wie lange, weiß ich nicht. Erst vor einigen Tagen, da ich in meinem blauen Morgenhalstuche vor einem großen Spiegel frühstückte, entdeckte ich es. Wenn das die Weiber erfahren, bekommen sie alle die Schwindsucht. — Ist *** noch in Frankfurt, oder schon nach Paris zurück? Und Sie? Kommen Sie denn auch gewiß? Das Geld darf Sie nicht abschrecken. Ich ernähre Sie dort, wie man alle Blumen ernährt — mit Wasser.

Dreißigſter Brief.

Luzern, den 7. Oktober 1832.

Wir wollen ein wenig plaudern. Heute iſt Regenwetter, doch warm. Ich habe es noch gut getroffen mit meiner Reiſe. Jezt muß ich darauf ſehen, ſchönes Wetter auch für die Pariſer Reiſe abzupaſſen, denn wenn Regenwetter die Wege ſchlecht gemacht, iſt das Reiſen ſehr läſtig.

Kürzlich las ich in einem Pariſer Blatte „Opinion de Bœrne sur Gœthe“ aus dem 8ten Theile überſezt. — Es iſt auch Theater hier. Neulich ſah ich eine Pantomime, Harlekin in der bezauberten Kaffemühle, was recht hübſch war. Es war zum verwundern, was in dem kleinen Hauſe und bei den wenigen Mitteln einer herumziehenden Truppe für ſchöne Metamorphoſen vorkamen. Auch

iſt der Erfinder der Maſchinerien ein Frankfurter, ein gewiſſer Schnepf, der beim Theater als Dekorationsmaler und zugleich als Schauſpieler angeſtellt iſt. Er hat wirklich Genie, ſpielte den Harlekin ſehr gewandt und ſeine Maſchinen ſind vortrefflich. Ich begreife nicht, warum man den Menſchen nicht in Frankfurt anſtellt. Der Direktor des Theaters, ein artiger ſolider Mann, und bedrängter Familienvater beſuchte mich und zwar aus folgendem Grunde. Er habe gehört ich ſei in Baden geweſen, und er wolle ſich erkundigen, wie es ſeinem Sohne gehe, der bei Spindler im Hauſe iſt. Das iſt der Junge, der mir dieſen Sommer abgeſchrieben. Ich konnte dem Vater die beſte Auskunft geben. Spindler hat den Jungen zu ſich genommen, und wird bis zu ſeiner vollendeten Erziehung für ihn ſorgen. Das iſt doch ſchön. Das Theater iſt auf einer Bodenkammer des Jeſuiten-Gebäudes und man muß drei Treppen ſteigen in's Parterre zu kommen. Mich intereſſirte das Publikum, die ſchöne Welt. Die Weiber haben hübſche katholiſche Augen, aber noch

ſo ſchön, ihre harte ſchweizer Sprache macht ſie ſehr unliebenswürdig.

Montag, den 8. Oktober. Geſtern beſuchte ich eine Stunde von hier einen öffentlichen Vergnügungsort. Sie können ſich nichts ſchöneres denken als die Gegend um Luzern. Es iſt ganz anders wie bei uns, auch Baden, das Murgthal gibt keine Vorſtellung davon. Es iſt ein anderes Grün, es ſind andere Berge, andere Waſſer. Ich kann mir denken, wie man in der Schweiz Tage und Wochen lang zu Fuße reiſen kann, ohne müde zu werden. Man hat immer ein nahes, immer ein ſchönes und ſchöneres Ziel. Immer iſt ein Berg, eine Felſenwand, welche den Weg zuſperren. Da wird man neugierig zu wiſſen, wie es hinter dem Berg, hinter der Wand ausſieht; hat man ſie erreicht, lockt uns wieder ein nahes Ziel, und ſo immerfort, und ſo wird man von Morgen bis Abend gelockt. Merkwürdig iſt das Spiel der Wolken um die Höhen der Berge gegen Abend. Ein Nebel erhebt ſich und verhüllt die Mitte des

Berges, die Spize bleibt frei, so daß sie in der Luft zu schweben scheint. Oder der Berg wird bis an die untere Region eingehüllt und zeigt dann nur einen mäßigen Hügel. So suchte ich gestern Abend (das Wetter war Sonnenhell) den Pilatus und konnte ihn nicht finden. Endlich entdeckte ich, daß er von Wolken eingehüllt war.

Gestern Abend war ich im Theater und sah Kotzebue's Kreuzfahrer. Balduin von Eichenhorst, Bohemund von Schwarzeneck, Emma von Falkenstein — es war prächtig; ich habe das seit so lange nicht gehört. Es war Sonntag, das Haus gedrückt voll. Ich hatte große Freude am weiblichen Publikum. Die ersten sechs Bänke des Parterres waren nur von Frauenzimmern besezt, und ich der einzige Herr unter ihnen. Von diesem Geplauder haben Sie keine Vorstellung. Sie sprachen alle mit einander, über die Bänke herüber, rechts, links. Sie genirten sich gar nicht vor mich, drängten sich an mich, lehnten, sich über mir, um mit Nachbarinnen zu plaudern. Sie hatten keine Ahnung davon,

daß sie einen gefährlichen Reisebeschreiber unter sich hatten, der so manches auffangen könne. Es war wie die Lamm's und andere sanfte Thiere oder Vögel, die in Gegenden wo nie ein Mensch gewesen, sich zutraulich dem ersten Menschen nahen und keine Furcht haben. Es ist erstaunlich was diese Luzernerinnen für Aehnlichkeit mit Jüdinnen haben. Die nämliche Physiognomie, Lebhaftigkeit, die nämliche Sprache, dieselben eigenthümlichen Worte und ganz der singende Ton jener.

Heute kurz vor dem Essen ging ich noch vor die Stadt hinaus spazieren. Da kam ich unversehens in ein kleines Thal rings von sanften Hügeln eingeschlossen. Und in dem Thale lagen wieder andere noch niedrigere Hügel. Es war ein Sopha von grüner Seide, rings an den Wänden schwellende Polster. Ich hätte mich hinein werfen mögen, man meint die Erde wäre elastisch. Ich kann Ihnen dieses Grün nicht beschreiben, es müßte Blinde heilen können. Nichts lieblicher als das Schellengeläute des Viehs, das jezt von den Ber-

gen herab iſt, und überall in der Ebene weidet. Kein Menſch in der Schweiz hat es beſſer als eine Kuh. Sie iſt der Reichthum, der Adel des Schweizers, und ſo viele Kühe er hat, ſo viele Ahnen zählt er. Sobald im Frühling das erſte Gras ſproßt, werden ſie hinaus auf die Weide geführt. Dann werden ſie zu Berge getrieben, erſt in die unteren Regionen, dann in die mittleren, endlich im Sommer die höchſten Alpen hinauf. Im Herbſte gehen ſie ſo abweidend zurück.

So reiſen wie es gewöhnlich geſchieht in der Schweiz, möchte ich nicht. Wochen, Monate lang von einem Ort zum andern jagen, nichts voll genießen, alles nur koſten — iſt das nicht thöricht? Wenn uns ein Berg, ein Thal entzückt, warum wegeilen nach einem andern Thale, einem andern Berge, blos um zu Hauſe erzählen zu können, daß man dort geweſen? Ich will zwar nicht, daß man der erſten ſchönen Gegend treu bleibe und in einer chriſtlichen Ehe mit ihr lebe; aber von Morgen bis Abend von einer zur andern flattern, das will

ich auch nicht. Man ſoll in der Schweiz leben, wie ein Türke in ſeinem Serail. Alles Schöne iſt in der Nähe, gefällig jede Laune zu befriedigen; aber man wähle eine Favoritin, und werfe, wenn man ihrer ſatt iſt, einer andern das Schnupftuch zu. — Wären Sie vor einigen Tagen mit mir hier geweſen, und hätten ſich von mir ſpazieren führen laſſen, Sie hätten mir vor Wuth eine Haarnadel in das Herz geſtoßen. Ich ging nämlich aus, auf meine Art, die Phyſiognomie von Luzern kennen zu lernen. Es war das herrlichſte Wetter. Ich aber ſchlich mit unbeſchreiblicher Wonne den ſchmalen Weg herum, der zwiſchen zwei hohen Mauern in einem Halbkreiſe die Stadt umgibt. Nichts als Mauern und Hütten. Keine Sonne, kein Feld, kein Baum. Nur eine kleine Seitenſpize des zackigen Pilatus ſchaute in die dürre Gaſſe von oben auf mich herab. Es war wie eine Zunge, die er herausſtreckte mich zu verſpotten. Ich aber ſezte mein Vergnügen fort und ließ mich nicht ſtören. Endlich kam ich zur Stadt hinaus in's Freie, gerieth

in eine weiche Wieſe, über der von Schritt zu Schritt Steine gelegt waren, daß man trocknen Fußes hinüberkomme. Dann gelangte ich an einen Bach, über den eine Art ſchwimmende Brücke führte. Ein Mädchen ſtand darauf mit einem Ruder, das Schiff ohne Bord abzudrücken. Ich wollte hinüber; aber ſie bemerkte, hier führe kein Weg. Es war ein Landhaus auf einer Inſel im See, durch einen ſchmalen Waſſerarm vom Lande geſchieden. Ich mußte den nämlichen Weg über die naſſe Wieſe, von Stein zu Stein hüpfend in die Stadt zurück, noch einmal durch die hohen Mauern durch. Darüber ward es dunkel. Und hätten Sie darauf mich Abends beim Thee nicht ermordet, oder noch grauſamer mit mir gegrollt? Ach, wie ſchön iſt es ledig zu ſein! Ich kann es nicht erwarten bis wir drei zuſammenkommen, und Sie das erſte Mal mit mir zanken. Ich endoſſire Ihren Zorn und ſchreibe darauf: Für mich an die Ordre Herrn S. S. — So eben erhalte ich Ihren Brief. O, wie ſchön daß Sie bald kommen!

Antikritiſche Beluſtigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-See's.

(Auguſt 1832.)

I.

Die Tiger-Brücke.

Da ich ſchon am vierten Februar dieſes Jahres auf dem „Punkte" ſtand, „wo der Menſch in den Tiger übergeht" — wie die Dresdner Abend-Zeitung von dem nämlichen Tage hinlänglich bewieſen — ſo wird der billige Leſer wohl einſehen, daß, weil ich kein Säulenheiliger bin, ich dieſe peinliche Stellung nicht lange mehr werde ertragen können, ſondern genöthigt ſein werde, bald über die Tiger-Brücke zu gehen. Doch will ich es aushalten ſo lange als möglich und dieſe kurze Zeit noch benuzen,

mit jenem Rezenſenten in der Abend-Zeitung, der ſich Eratophilos unterſchrieb, ſo wie mit zwei andern meiner Rezenſenten, nämlich einem ungenannten Lehrjungen des Profeſſor Görres in München, und dem Herrn Carové, licencié-en-droit in Frankfurt am Main, einige menſchliche Worte zu wechſeln. Später, jenſeits der Tiger-Brücke, rede ich gar nicht mehr mit ihnen, ſondern ich freſſe ſie auf.

II.

Die Sokrates-Hütte.

Sollte ſich nach meinem Tode unter meinen hinterlaſſenen Papieren ein Bogen finden, auf dem weiter nichts geſchrieben ſteht, als folgendes:

Suppe von durchgeſchlagenen Rezenſenten

— ſo bitte ich die Nachwelt, ſich doch ja nicht zu betrüben, daß von dieſer merkwürdigen Schrift nichts fertig geworden, als der Titel; denn ſie iſt allerdings fertig geworden und iſt nichts anderes, als dieſe gegenwärtige Abhandlung Antikritiſche Be-

luſtigungen. Warum der Titel verändert worden, ſoll der Leſer gleich erfahren.

Dieſen Sommer in Baden fand ein ſo lebhafter Verkehr von wechſelſeitiger Höflichkeit zwiſchen mir und einigen norddeutſchen Damen ſtatt, daß ich ganz ſchwach davon geworden war und einen Heißhunger nach tüchtigen Grobheiten bekam, ſowohl nach paſſiven als nach aktiven. Sie waren aber nicht aufzutreiben. Endlich erbarmte ſich meiner ein Freund, der meine Leiden ſah und erkannte, und verſchaffte mir drei Stücke Rezenſionen meiner Briefe aus Paris: die ſchon erwähnte in der Abend-Zeitung, eine in der Neuen Hanauer Zeitung und eine dritte in der Münchner Eos. Ich verzehrte ſie und fühlte mich gleich wieder geſtärkt; um aber meine Kräfte völlig wieder herzuſtellen, nahm ich mir vor, darauf zu antworten. Ich ſann auf einen romantiſchen Schreibſitz, der meiner gemüthlichen Stimmung und meinem zarten Vorhaben entſpräche, und wählte die Sokrates-Hütte auf dem Berge, wo jeden Morgen und Abend ſo viele

weibliche Seufzer aufſteigen, daß ſelbſt beim hellſten Wetter die Hütte von Silberwölkchen umfloſſen iſt. Ehe ich hinaufging, frühſtückte ich unten vor dem Converſationshauſe mit Chokolade und einem kleinen Aerger. Der Aerger beſtand in folgendem. Ein Preuße, ein ſehr lieber, ganz ſcharmanter Mann, der auch ehrlich war — ach die Augen, die Augen! Wenn es Menſchen gibt, die der Teufel geſchaffen, ſo war es doch immer Gott, der ihnen die Augen eingeſezt: dieſe Fenſter der Seele von Cryſtallſcherben eines zerbrochenen Himmels — nichts vermag ſie zu färben, zu trüben, zu verfinſtern. Sie verrathen den geübteſten Schurken, ſie lügen nicht, ſie heucheln nicht; ſie klagen den ungekannten Miſſethäter an, und vertheidigen die verkannte Unſchuld. Alſo dieſer Preuße erzählte mir: im Caſino von Baden hänge eine Tafel, auf der gedruckt ſtände: „es iſt verboten Hunde mitzubringen“ und darunter mit Bleiſtift geſchrieben: „und Preußen.“ Ich ärgerte mich über den feigen Bleiſtift — ſonſt über weiter nichts. Dann ſtieg ich langſam den

Berg hinauf, in der Taſche die gefangenen Trümviren und in der Hand mein Schreibbuch tragend. Im Gehen ſann ich darüber nach, ob ich den Titel ſezen ſollte: Suppe von durchgeſchlagenen Rezenſenten, oder: durchgeſchlagene Rezenſenten-Suppe. Endlich kam ich zur Beſinnung; aus meinem garſtig verpuppten Herzen entfaltete ſich meine beſſere Natur und ich verwarf mit Unwillen den ganzen Titel. Nichts auf der Welt — ein Satiriker etwa ausgenommen — iſt mir verhaßter als Satire; weil ſie ſo hoſhündiſch hinter dem Gitter der Zweideutigkeit hervorbellt, oder von einem dunkeln Sinne verhüllt, die Vorübergehenden anfällt, und nicht den Muth hat, im Freien und am hellen Tage einem Spizbuben an die Kehle zu ſpringen. Ich hatte jenen Titel ganz arglos erdacht. Mein körperlicher Appetit nach Grobheiten hatte mir das Bild ſeiner Befriedigung unter einer mir angenehmen Kochform vorgehalten. Erſt ſpäter fiel mir ein: der Leſer könnte denken, ich hätte ein jämmerliches Wortſpiel treiben wollen mit durchſchlagen

im Sinne der Kochkunſt, und durchſchlagen im Sinne eines Prügelkünſtlers, darum unterdrückte ich den Titel.

Oben ſezte ich mich auf eine — ach! der ſo bekannten Bänke, die vor der Hütte ſtehen, und holte den Eratophilos aus dem Gefängniſſe, um das Verhör mit ihm anzufangen. Da bemerkte ich, daß der große ſtarke Mann, der mir zur Seite auf der andern Bank ſaß, mich unverwandt anſah, und es erwachte der Argwohn in mir, er wolle mit den Augen in meinem Protokolle herumſpazieren. Das ſtörte und verdroß mich; ich ſtand auf und ging fort. Unten in der Promenade begegnete ich dem ſcharmanten Preußen, der ſich zu mir geſellte, und wie gewöhnlich ſich über die preußiſche Regierung luſtig machte. Er ſagte hundert artige Sachen von Herrn von Ancillon, von Herrn von Kamptz, von den Prinzen von Mecklenburg, von Herrn von Wittgenſtein, von dem Kronprinzen. Ich bat ihn, vorſichtiger zu ſein, denn nicht allein die Wände hätten Ohren, ſondern auch die Taſchen (ich dachte

nämlich an einen der Triumvirn). Aber er ließ sich nicht wehren und unterhielt mich auf das angenehmste bis zum Mittageſſen von lauter Dingen unter zwanzig Bogen.

Nachmittags beging ich gewohnte Diätfehler und war höflich mit den Damen. Um ſo raſcher ſtieg ich den andern Morgen wieder zur Sokrates-Hütte hinauf; denn da ich mir vorgeſezt, meine Rezenſenten auf ſokratiſche Manier dahin zu bringen, mir freiwillig zu geſtehen, daß ſie diſtelgenährte Sackträger ſind, glaubte ich meinen Zweck nicht beſſer zu erreichen, als in der Nähe der Sokrates-Hütte. Aber da ſaß der unglückſelige Mann wieder auf der Bank, ſah mich wieder unverwandt an und jagte mich zum zweiten Male fort; denn unmöglich war es mir immer, in der Nähe eines fremden menſchlichen Weſens zu denken, zu leſen oder zu ſchreiben — in der Nähe eines befreundeten noch weniger.

Ich klagte mein Leid einem Freunde, dem ſchon mit Dank erwähnten Rezenſionenmäkler und dieſer erzählte mir: der Mann auf dem Berge ſei ein

Einwohner von Baden und blind. Jeden Morgen ginge er ohne Führer hinauf und bliebe da ſizen bis zum Sonnenuntergange. Er wäre arm und empfinge aus dem Armenfond täglich vier Kreuzer. Da jammerte mich der unglückliche Nachtwandler und mich jammerten meine Rezenſenten. Ich dachte: vielleicht ſind ſie auch blind! Vielleicht leben ſie auch von Unterſtüzung, die man ihnen gibt, nicht weil, ſondern damit ſie nicht ſehen! Und als ich plözlich aus einem Gebüſche hervortrat, kam mir ein ſchönes blaſſes engliſches Mädchen mit verweinten Augen entgegen. Ich ſah ihr nach und dachte: Du armes Kind! Auf dieſer weiten Erde haſt Du nicht ein fühlendes Weſen, Du haſt nur ein todtes Taſchentuch, das Deine Thränen trocknet. Warum gingſt Du ſo ſtolz an mir vorüber? Warum klagteſt Du mir nicht Deinen Schmerz? Ich hätte Dich wohl nicht geheilt, aber Dir gewiß ein Lächeln mitgegeben für Deine Träume, und vielleicht hätte die Morgenſonne den ſüßen Thau der Hoffnung von Deinen Augen geküßt! Aber Du gingſt vor-

über. Ach! der Menſch kann ſtolz ſein und kann doch weinen! Und ich ward ſehr weich und lispelte in den Abendwind: hole der Teufel meine Rezenſenten und mich auch! Ich will nicht mehr an ſie denken.

III.

Der 21ſte Bogen.

Seitdem ſind ſechszig Tage vorüber gegangen. Seitdem iſt ein Teufel vorüber gebraust, der jubelnd Muſterung hielt; und ein ſtiller Gott iſt vorüber geſäuſelt, der auf ſeine Vertrauten herablächelte. Ich hatte meine Rezenſenten vergeſſen, die Knechte über ihre Herren vergeſſen, welche ſelbſt mit mir verhandelten. Da geſchah es, daß vor einigen Tagen, ehe ich die Handſchrift zu dieſen neuen Briefen aus Paris in die Druckerei abſchickte, ich die Berechnung machte, ob ſie zu zwei Mal 20½ Bogen hinreiche — denn nach dem gemeinen bürgerlichen deutſchen Rechte wird höchſt ſonderbar ein Buch erſt mit dem 21ſten Bogen majorenn, alſo gerade in dem Alter,

wenn die Bücher gewöhnlich anfangen dumm oder ausschweifend zu werden. Ehe ich aber weiter gehe, will ich meine feste Hoffnung aussprechen, daß sämmtliche deutsche Censoren, wenn sie einst ihre Vormundschafts-Rechnung werden ablegen müssen — unfähig wie sie sein werden, auch nur das Mindeste von dem Geiste, um den sie ihre Mündel betrogen, zu ersezen — den Galgen zieren werden, zur Freude der Mitwelt und zur Warnung den nachkommenden Geschlechtern.

Jezt aber bitte ich einen Gelehrten, der zugleich Menschenfreund, Mathematiker und Psycholog ist — wenn es einen solchen in Deutschland gibt — mir folgendes Phänomen zu erklären. Als ich im vorigen Jahre mit meiner Handschrift zu meinen vorjährigen Pariser Briefen die Druckprobe anstellte, fand ich, daß es einige Bogen zu wenig waren. Daraus schloß ich, daß es genug sei. Und es fand sich später wirklich, daß es genug war. Dieses Mal ergab sich aber aus der Berechnung, daß ich einige Bogen mehr hatte als der Druck erforderte,

und das machte mich ängstlich, es möchte nicht hinreichen. Woher nun diese Aengstlichkeit, diese ganz verkehrte Logik der Nerven? Denn auf jeden Fall ist es eine nervöse Erscheinung. Möchten die verschiedenen Fakultäten darüber nachdenken!

Ich beschloß also, das Manuscript gerade um so viel zu vermehren, als dessen anscheinender Ueberschuß betrug; nämlich um 3 Bogen, 7 Seiten, 5 Zeilen und 8 Sylben, und die Zusäze in die X'sche Druckerei nachzusenden. Aber guter Gott! Was, worüber schreiben in dieser federschweren Zeit, wo der Scherz Leibschmerzen hat und der Ernst wie ein Toller lacht? Ich habe zwar manchen guten Gedanken gehabt, seitdem ich in der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Erführe es aber ein Schweizer, daß ich einen Gedanken aus seinem Lande mitgenommen, ohne ihn zu bezahlen, er verfolgte mich bis an das Ende der Welt und schlüge mich todt wo er mich fände. Was aber sonst? Man hatte mich aufgefordert, etwas über die neuesten Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung zu sagen: Be-

ſchlüſſe, welche, wie die Münchner Hofzeitung mit Recht tadelt, von den Liberalen Ordonnanzen genannt werden — ſie ſollten nicht ſo frech ſein, Ordonnanzen zu nennen, was ſie doch nicht den Muth haben, auch als ſolche zu behandeln! Aber ich werde mich wohl davor hüten. Wäre denn etwas lächerlicher, als hinter den Dampf-Protokollen der Bundesverſammlung herhinken, die auf ihrer eiſernen Bahn hundertmal ſchneller die Freiheit erreichen, als es ſich nur je unſere ſchnellſte Hoffnung geträumt? Gewiß nichts — außer ſich ihnen in den Weg zu ſtellen, um ſie aufzuhalten. Doch worüber ſonſt ſchreiben? Ich war in großer Verlegenheit. Da ereignete ſich geſtern, daß, als ich nach dem Frühſtücke zur Thüre hinaus ging, und wie jeden Morgen bei dieſem Gange, die Hand in die Taſche meines Schlafrocks ſteckte, darin nachzuſuchen — ich den licencié-en-droit Carové herauszog. Ich eilte ſo ſchnell als es die Umſtände erforderten in mein Zimmer zurück, den licencié zuvor in Sicherheit zu bringen, und ſpießte ihn einſt-

weilen, daß er ſich nicht wieder verkrieche, wie einen Schmetterling mit der Nadel an den Vorhang feſt. Er konnte auch in der That recht gut den kleinen Fuchs vorſtellen.

Als ich nun ruhig da ſaß und überlegte, wie der 21ſte Bogen auszuſtopfen, fiel mir bei: wie wäre es, wenn ich den licencié, den kleinen Jeſuiten und den Eratophilos wieder vornähme? Und dabei blieb es. Ach! es entgeht keiner ſeinem Schickſale. Jene drei Rezenſenten, die ich ſchon vor zwei Monaten in den Lethe zurückgeworfen, weil ich das Nez ſchon gar zu voll hatte — ſie mußten ſchon längſt im Ozean der Vergeſſenheit angekommen ſein — ſchwammen wieder Strom aufwärts, ließen ſich zum zweiten Male fangen, und jezt ſchuppe ich ſie, wie der Leſer ſieht. Sollte aber Herr Staatsrath Stägmann in Berlin, der alle Polen, welche Paskewitſch übrig gelaſſen, auf ſeinem metriſchen Reibeiſen grauſam aufgerieben und dafür zum Lohn mit der Abfaſſung des deutſchen Preßgeſezes-beauftragt worden — ſollte er, wohl eher aus Bosheit

als aus Tugend, ſo wenig Rückſicht auf die heilige Anna nehmen, daß er die Majorennität der Bücher auf fünfzehn Bogen herabſezte — ich wäre der unglückſeligſte Menſch von der Welt; denn ich hätte mich um den 21ſten Bogen ganz vergebens bemüht. Doch, hoffe ich, es geſchieht nicht. Heilige Anna, bete für mich!

IV.

Eratophilos.

Eratophilos, als er ſich eines Abends in Vespertinen's Schlafzimmer von meinen Briefen aus Paris unterhielt, erzählte von mir: „Dieſer Mann, „den wir ſelbſt näher gekannt haben, der uns vor „einem Jahrzehend ein liebenswürdiger, witziger, „geiſtreicher Autor ſchien, den wir beinahe Freund „nannten — eben dieſer Mann zeigt ſich jezt plözlich „an dem andern Pole der Humanität, an dem Punkte, „wo der Menſch in den — Tiger übergugehen „droht." Das iſt die ſchändlichſte, unerhörteſte Ver-

läumdung von der Welt! Doch lache ich der Tücke des Denuncianten; denn ich kann aus seinen eigenen Angaben mein Alibi beweisen. Meine Rechtfertigung hängt jezt blos davon ab, daß sich in der Druckerei, wo dieses angenehme und nüzliche Buch gedruckt wird, ein langer Strich vorfinde, etwa von der Größe von acht vereinigten Gedankenstrichen. Ist er vorhanden, beliebe ihn der Sezer aus dem Kasten zu nehmen und ihn so zu sezen, daß er eine Zeile allein einnehme. Dann stelle er links des Striches ein a und rechts ein b. So:

a———————————b

Gut. Jezt ist meine Unschuld dargethan. a ist der Pol der Humanität, b der andere Pol der Humanität, wie es Eratophilos, der Freund des Lieblichen, sehr unlieblich ausgedrückt; denn eigentlich muß es heißen, der entgegengesezte Pol der Humanität, oder besser der Pol der Unhumanität. Nun behauptet Denunciant, ich stünde auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht; ein Punkt aber hat keine räumliche Ausdehnung;

ſtehe ich alſo auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht, folgt mathematiſch daraus, daß ich auf dem Punkte der Menſchheit ſtehe, das heißt, daß ich ein Menſch bin. Ich bitte ſämmtliche Polen-Comité's in Deutſchland, Frankreich und England und jeden andern, der von dem Polarweſen etwas verſteht, mir aufzupaſſen, ob ich nicht falſch ſchließe. Bin ich ein Menſch, ſtehe ich am Pole der Humanität, oder auf a; ſtehe ich auf a, wie kann ich zugleich auf dem Punkte ſtehen, wo der Menſch in den Tiger übergeht, da der Tiger auf b oder am Pole der Unhumanität ſtehend, von den Menſchen nicht durch einen Punkt, ſondern durch die ganze Axe a b getrennt iſt? Eratophilos ſagt zwar, ich drohe erſt in den Tiger überzugehen. Aber jede Drohung iſt nicht ernſtlich gemeint. Vielleicht wollte ich mich nur necken mit jenen feigen Machthabern, die ihr Zittern für Geberden gefährlichen Zornes möchten erſcheinen laſſen, deren Kraftanſtrengungen ihre Schwäche verrathen, und die keinen wahren Muth haben, nicht einmal zum Böſen, ſondern nur

den Affen des Muthes: den Uebermuth. Und wäre es mir mit meiner Drohung, ein Tiger zu werden, auch Ernſt geweſen, iſt denn Gefahr dabei? Ich kann nicht durch einen Sprung Tiger werden, ſondern ich muß, zum Tiger zu gelangen, erſt die lange Linie a b zurücklegen — ein weiter Weg, auf dem ich, ehe ich das Ziel erreichte, zwanzig Mal von der Polizei arretirt werden könnte. Alſo iſt Eratophilos ein Verläumder, oder ein Narr, der auf dem Punkte ſteht, wo der Menſch in den Eſel überzugehen droht.

Aber wer iſt dieſer Eratophilos? Europa weiß es nicht, und ich elender Europäer weiß es alſo auch nicht. Doch habe ich Vermuthungen hierüber und ich will ſie nicht verſchweigen. Eratophilos in Dresden mag wohl jenes blutreiche und geiſtarme Edelmännchen ſein, das ich vor zehn Jahren in Paris kennen gelernt. Iſt es der, die, das — denn er gehörte zu allen drei Geſchlechtern — dann ſteht es ihm wohl an, mir vorzuwerfen, daß ich auf dem Punkte ſtünde, wo der Menſch in den Tiger über-

geht — ihm, der tauſendmal ärger als ein Tiger, mir im Verlaufe eines Winters zehnmal meuchelmörderiſch nach dem Leben getrachtet! Denn was iſt der Zahn eines Tigers gegen die Waffe, mit der mich Eratophilos tödten wollte? Als zarter, gemüthlicher, mit ſpaniſchen Romanzen geäzter, höchſt vermaledeiter Dichter, wählte er eine romantiſche hochtragiſche Todesart für mich. Ich ſollte, wie Hamlets königlicher Vater, durch die Ohren vergiftet werden; zwar nicht durch geſchmolzenes Blei gleich nach dem Einſchlafen, ſondern durch ein viel tödtlicheres Gift kurz vor dem Einſchlafen — durch ein hölliſches Gemiſch von Proſa und Verſen. Er kam mit heuchleriſcher Freundlichkeit zu mir und las mir ſeine ungedruckten Werke vor. Kaum hatte er fünf Minuten geleſen, als ich Zuckungen um den Mund, Leibſchmerzen und Neigung zum Erbrechen ſpürte. Ich ahnete nichts Böſes und ließ Thee kommen. Eine Woche ſpäter kam Eratophilos wieder und ſezte ſeine Vorleſungen fort. Gleich ſtellte ſich das Uebelbefinden wieder ein. Da merkte ich

ſein teufliſches Vorhaben. Das Leſen verhindern konnte ich nicht, doch Gott iſt groß und ich ward gerettet.

Ich thue gar nichts Ueberflüſſiges, wenn ich meinen Leſern beweiſe, daß Gott groß iſt. Wenige unter ihnen, und das ſind die Beſſern, haben es vergeſſen; die Andern aber haben es nie gewußt. O Ihr ſchwachen thörichten Menſchen! Wie oft trauert Ihr, da wo Ihr jauchzen ſolltet! Wie oft murrt Ihr gegen das Schickſal und beklagt als Unglück, was doch nur Glück war, und wofür Ihr dem Himmel hättet mit heißen Thränen danken ſollen! Erfahret von mir, wie weiſe die Vorſehung alles zu unſerm Beſten lenkt, und wie ich es ſelbſt an mir erfahren.

An einem windigen, naßkalten Novembertage des Jahres 1813 — es war ächt deutſches Philiſter-Wetter — zog das k. k. öſterreichiſche Heer, das ſiegreich von Leipzig kam, durch meine Vaterſtadt Frankfurt am Main. Ich ſtellte mich in der Straße vor einen Buchladen und ſah ſie vorüberziehen. Hoch klopfte mir das Herz und ich ſchwizte vor

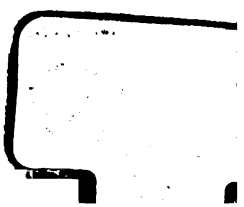
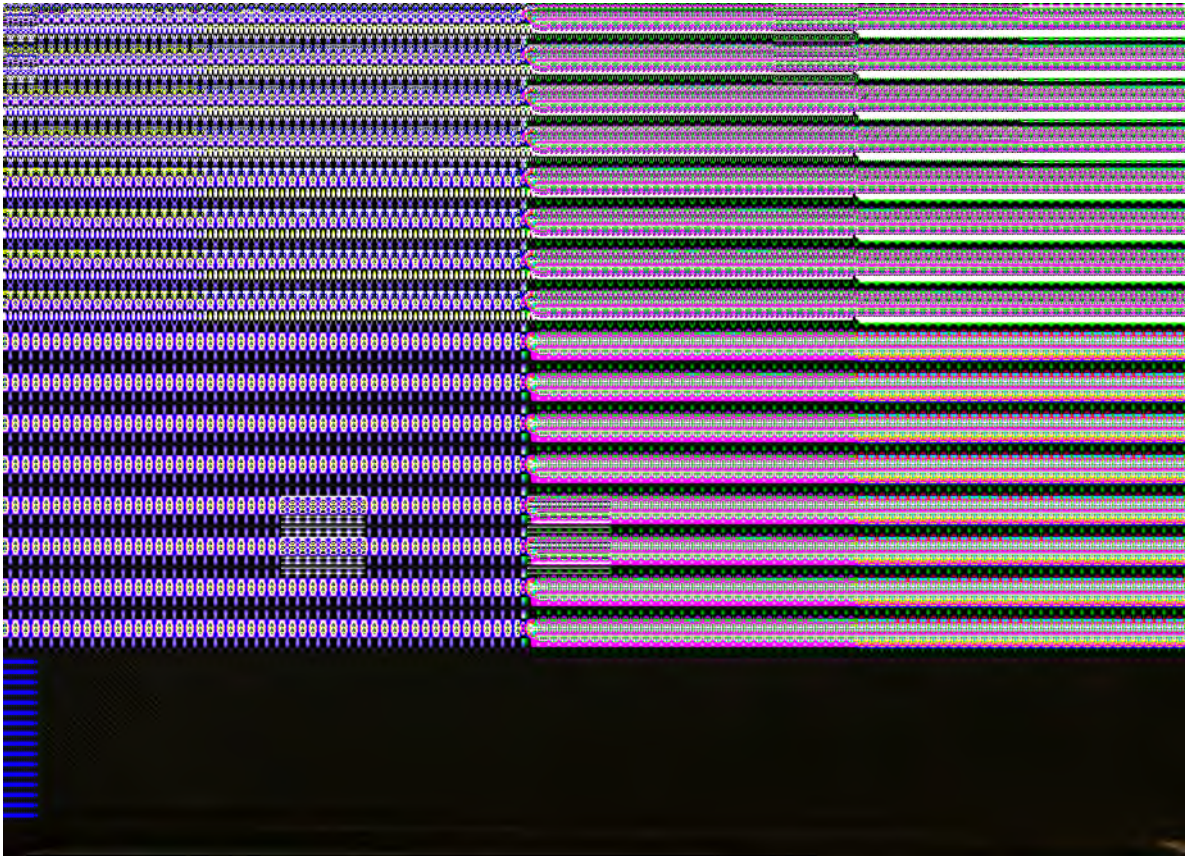
Entzücken. Wie bewunderte ich dieſe k. k. öſterreichiſchen Haſelſtöcke, mit welchen man die franzöſiſchen Adler todtgeſchlagen! So ſchwizte und bewunderte ich zwei Stunden lang. Endlich ging ich nach Hauſe. Nachdem ich eine halbe Stunde in meinem Zimmer war, kam das Mädchen und ſagte mir etwas. Aber ich war ſo in Gedanken verſunken, daß ich ſie nicht hörte. Darauf donnerte mein Bruder in's Zimmer und fragte mich, warum ich nicht zum Eſſen käme, es hätte ſchon drei Mal geſchellt. Ich ging herunter. Am Tiſche ſaß ein bei uns einquartirter k. k. öſterreichiſcher Privatcommiſſär. Ich ſah, daß er ſein Geſchäft verſtand, aber auf das was er ſprach, achtete ich nicht. Er ſoll, wie man mir ſpäter erzählte, ſehr gegen die k. k. öſterreichiſche Polizei losgezogen haben. Nachdem meine Eltern und Geſchwiſter mehrere Fragen an mich gethan, auf die ich nicht geantwortet, kam es an den Tag, daß ich taub geworden ſei. Ich hatte mich erkältet, es war ein zurückgeſchlagener Patriotismus. Ich legte mich in das Bett, trank erſtaun-

lich viel Hollunder-Thee und blieb liegen bis den andern Morgen. Als ich erwachte, hörte ich das Kätzchen miauen. Mein Gehör war wieder hergestellt, aber nur mit der Hälfte seines frühern Gehalts; es war gleichsam pensionirt. Auf dem linken Ohr blieb ich taub und bin es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wie traurig war ich damals! Wie unglücklich fühlte ich mich! Wie verwünschte ich den k. k. österreichischen Befreiungskrieg! Was ich damals sah, was ich las, gefiel mir nicht; mein einziger Trost war das was ich hörte, weil es nicht censirt werden konnte. Und von diesem Troste wurde mir die ganze Hälfte entzogen. Ich murrte über mein Mißgeschick. Aber zehn Jahre später, da ich in Paris, wie oben erzählt, mit Eratophilos zusammentraf, rettete mir meine halbseitige Taubheit das Leben. Darum ist Gott groß!

Als nämlich Eratophilos ein drittes Mal zu mir kam, seine Vorlesungen fortzusezen und seine Vergiftungsversuche zu erneuern — ausweichen konnte ich nicht, denn es war in meinem eigenen Zimmer —

ſetzte ich mich ſo, daß ich ihm das linke taube Ohr zuwendete, durch welches das Gift nicht eindringen konnte. Je weniger ich verſtand, je mehr lächelte ich Beifall zu, ſo daß Eratophilos ſehr vergnügt war, denn er dachte ſehr bald ſeinen boshaften Zweck zu erreichen. Auf dieſe Weiſe ward ich gerettet, und von dem bereits verſchluckten Gifte ſind keine üblen Folgen zurückgeblieben, als leichte Zuckungen im Geſichte. Doch auch von dieſen, wie mich ein homöopathiſcher Arzt vor kurzem verſicherte, könnte ich mich auf homöopathiſchem Wege bald heilen. Er rieth mir, aus Eratophilos Schriften ein zweiſylbiges Wort zu nehmen, dieſes mit Byron's ſämmtlichen Werken zu vermiſchen, und von dieſer Miſchung jeden Tag, zwei Stunden nach dem Frühſtücke, einen Buchſtaben zu leſen. Wenn ich gleich nach dem erſten Gebrauche einſchliefe, wäre das, wie bei allen homöopathiſchen Kuren, ein ſehr günſtiges Zeichen. Ich werde es verſuchen, und habe mir zu dieſem Zwecke aus Eratophilos Schriften das Wort Tiger gewählt.

Und ein solcher gottloser Giftmischer wagte mich öffentlich anzuklagen, daß ich auf dem Punkte stehe, wo der Mensch in den Tiger übergeht, und das dumme Vespertinchen hat ihm das geglaubt und hat es weiter erzählt! O liebes Vespertinchen, Du warst zwar immer ein Gänschen gewesen, aber für so dumm hätte ich Dich doch nicht gehalten! Aber es ist Deine Schuld nicht; Dein Vater, der Hofrath, hat selbst nicht viel Verstand.

Druck von Kaufmann in Mannheim.

75744393